1906.1075

Die Perlenschnur.

Aufgereiht

von

Dr. F. Pustkuchen.

1 Der Felsenstein.
2 Die beiden Bräute.
3 Der Leichenstein.
4 Hordilo.

Quedlinburg und Leipzig 1820,
bei Gottfried Basse.

Ex
Bibliotheca
Berolinensi

Die

Perlenschnur.

Erster Theil.

Der
Fassenstein.

Beyer

Wir fuhren unter einer Felshöhe hin, auf der mehrere Ruinen aus dem Mittelalter lagen. Gleich dahinter zeigte sich an einer vorlaufenden Zunge des Ufers, unter Gruppen von Birken und einzelnen Tannen, ein hellgrüner Rasen. Die Landschaft war entzückend wild und wir konnten sie eben weithin überschauen. Da die Schiffer versicherten, daß die gefährlichen Stellen hinter uns wären, so stiegen wir hier an's Land.

Es war gegen Abend. Im leuchtenden Gelbweiß glänzte der Westen um die

blauen Rücken, die den Fluß wie einen See zu begränzen schienen. Sein Wasser, spiegelte ruhig die absinkenden, niedrigen Ufer, und die langgedehnten Wolken, welche wie schlafend im hohen, blauen Himmel lagen. Grüne und schroffe Berge standen rechts und links, näher und ferner in gegliederten Reihen, alle wie in verlassener Einsamkeit, nirgend eine Menschenwohnung, nirgend ein Schiff, allein ganz entfernt die weiße Wand der Kapelle.

Unweit von uns sahen indeß einige Häuser mit rothen Dächern über die Bäume. Die Schiffer sagten, es seyen Fabrikgebäude, man könne aber auch Essen und Trinken bekommen. Zwei junge Männer gingen mit ihnen, um nach einer frischen Milch zu fragen; wir andern wählten indeß den bequemsten Platz, die Frauen breiteten sich Tücher aus, wir la-

gerten uns in einem Kreiſe auf's Gras und unſere einſtweilige Schaffnerin, die Frau Keuchen, ſtellte auf, was wir ſelber von Engelhardszell mitgebracht hatten. Die Abgeſchickten kamen begleitet von einem alten Manne in einem Lederſchurz zurück, der in einem großen Korbe mehrere Gefäße voll friſcher Milch, frühes Obſt und Brodt trug. Frauen machten die Wirthinnen, Mädchen mußten umherreichen, alle waren ſtill und munter; die Abendſtralen glommen hell und roth zu uns über das Moos.

Der Alte, ſchon etwas gekrümmt von ſeinen Jahren, ſtand wie ein freundlicher Aufſeher hinter uns, ohne ein Wort zu ſagen. „Ihr werdet müde," ſagte ich und rückte zur Seite, „ſchiebt Euer Käppchen auf und ſetzt Euch her." Er lächelte, indem er alle der Reihe nach anſah, dann

nahm er's an mit vielen Entschuldigungen. Aber Freund H., immer begierig nach Volkssagen und alten Geschichten, übte sein unvergleichliches Talent, ihn zutraulich zu machen. Es gelang auch bei der Treuherzigkeit des Greises schnell. Als der Aelteste und der die Gegend am meisten kannte, führte er die Rede bald allein, nannte die nächsten Orte, gab guten Rath für den folgenden Tag, erzählte von seiner Jugend, von Oberndorf und Aschau und von allen Fremden, die er seit Jahren gesprochen, gesehen und begleitet hatte.

H. breitete die Charte des Kreises vor uns aus und suchte nach Ruinen. Die Trümmer, die wir zuletzt vorbei geschifft waren, und die wir vor uns in scharfen Umrissen im weißblauen Abendhimmel stehen sahen, waren nicht bemerkt. „Ihr

wißt sie uns gewiß zu nennen" wandte er sich zu dem Alten.

„Wir nennen sie den Fassenstein.

„Fassenstein — ich meine schon von einer Burg gleichen Namens in Schlesien gehört zu haben, von der man mehreres zu erzählen weiß."

„Kann wohl seyn."

„Wißt Ihr denn hier von der Burg nichts weiteres? Wir hören Euch gerne zu, Vater."

Aber der Alte antwortete mit einem trockenen Nein. H. mußte sich begnügen, den bloßen Namen eintragen zu können. Wir kamen auf andere Dinge.

Plötzlich wurde ein tiefes klagendes Stöhnen aus der Schlucht neben dem Schloßfelsen vernehmlich. Alles horchte hin, die Frauen schauderten. „Es ist ein Unglück geschehen," sagte ein junger Mann, „wir müssen nachsehen und helfen."

Mehrere sprangen auf, jeder wollte reden: der Alte aber saß ganz ruhig. „Bleiben Sie," sagte er, „es hat nichts zu bedeuten, zu dieser Tageszeit ist das nichts seltenes, wir hören es oft. Sie irren sich, wenn Sie meinen, daß jetzt etwa ein Mensch von dem Felsen da gestürzt wäre."

„Ich habe deutlich eine Menschenstimme gehört," sagte O.

„Freilich," entgegnete der Alte, „es spricht's Jeder. Aber wie ich Ihnen sage,

der einzige Weg auf den Berg geht da bei unſern Häuſern her, über eine Stunde weit rings um giebt's hier keinen namhaften Ort: heute iſt Niemand bei uns geweſen und jetziger Tageszeit geht auch ſo leicht keiner mehr hin. Die ganze Gegend iſt daran gewöhnt, und die Leute pflegen zu ſagen: der Rennard gehe um die Burg, oder der Rennard rufe zur Kapelle."

„Du biſt nicht ehrlich geweſen, Vater," ſagte Hentzen mit komiſcher Heftigkeit, indem er ihn gutmüthig rüttelte und ſtreichelte, lüg' nur nicht: „gelt, Du weißt eine Geſchichte."

„Nun freilich, ich werde ja wohl" ſagte der Alte behaglich und faſt neckend.

„Du Hinterliſtiger, und vorher woll-

test Du von der Burg nichts als den Namen kennen."

„Ja, lieber junger Herr, wonach jetziger Zeit die Herrn Reisenden insgemein fragen, davon weiß ich wirklich nichts: das Mauerwerk ist längst in Verfall, es ist nichts darin zu sehen, als die Treppe, der Treppenstein, den man anfaßt und ein großes in die vordere Mauer gefügtes steinernes Kruzifix. Die Ländereien gehören zum benachbarten Kloster, die Familie, die sonst hier wohnte, ist seit undenklichen Jahren her ausgestorben. Von den andern Dingen mag ich nicht reden, weil die Fremden sie neugierig hören, nachher aber darüber klügeln, den Erzähler auslachen und Alles für Lügen ausgeben."

„Ich möchte doch wohl die Geschichte

hören," sagte meine junge Linzerin leise zu mir, „sie muß schaurig seyn."

„Erzählt nur immer, Vater," sagt' ich, „und ganz wie Ihr's selber gehört habt. Ich denk', es wächst manche Wahrheit wie ein wildes Kraut, weil sie sich eben nicht für unsere Küche paßt."

H. that das seinige, um ihn zu bewegen. Unsere gute Keuchen schenkte ihm ein, er zog sein Käppchen und trank, wir rückten näher zusammen, wir horchten; es war drüben Alles still.

„Das Schloß da," hub der Alte an, „soll vor langen Zeiten prächtig und ansehnlichen Rittern zuständig gewesen seyn, die darin vom Vater zu Sohn ihr Alter verlebt haben. Die vier Dörfer in den Bergen haben damals alle ihren Zins da-

hin entrichtet, die Wälder hüben und drüben, gehörten den Burgherren bis drei Stunden weit. Aber wie gesagt, seit urlangen Zeiten liegt da oben Alles wüste."

„Der letzte, welcher drin gewohnt hat, ist nun der Rennard oder Reinhard: in seiner Art ein berühmter Mann und bei den Herzögen gut gelitten. In Streitigkeiten und Kampfspielen, wie man damals viele gehabt, hat es Keiner mit ihm aufnehmen können, noch in seinem Alter hat er es den Besten zuvorgethan. Uebrigens ist er doch von strengen Sitten und eben so wachsam über alles Recht, als stolz auf seines Vaters und Großvaters und seinen eigenen Ruhm gewesen."

„Wenn er umgeht, so möchte ich ihn schon auch einmal sehen" sagte D.

„Man redet davon," erwiederte der
„daß er zuweilen in stürmischen
ten vom Strome her die steilste Fel-
und herauf klimme, stark und hoch
Wuchs, mit weißen Haaren, aber
Gesicht ganz nebelgrau, auch seine
er in einen weiten nebelgrauen Man-
schlagen. Er stellt sich dann auf die
he und sieht lange Zeit unverwandt
e Tiefe."

„Nun, wie er noch lebte — aber schon bei Jahren war, hatte ihm seine Frau ein einziges Kind geboren und war bald nach der Geburt gestorben. Da sie wohl merkte, wie wenig der Vater sich um dasselbe kümmern würde — es war ein Mädchen und bekam in der Taufe den Namen Guta — da er sich noch immer zur kaiserlichen Heeresfolge hielt und sich um sie selber wie um alle Frauen, nie

sonderlich gemüht hatte, so empfahl sie die Tochter vor ihrem Ende an den alten Kapellan, der ihr in die Hand schwören mußte, an ihrer Statt für die Waise zu sorgen, sie zu erziehen und durch seine Lehren vor allein Bösen zu bewahren."

„Das hat der gottselige Mann, der Placidus hieß, auch gehalten. Da er selber keine Kinder haben konnte, auch auf der Burg die meiste Zeit mit wenigen Knechten allein war, hat er für das Mädchen nicht anders, als für sein eigenes Kind gesorgt und die Buta ist unter seiner pflegenden Hand aufgewachsen wie eine Blume, zart und schön von außen, von weniger Rede, viel Seele und von Jung und Alt gerne gesehen und wegen ihrer mädchenhaften Anmuth gesegnet. Ihr Herz war dem frommen Pater wieder mit aller Liebe zugewandt, mehr als ihrem

leiblichen Vater, deſſen Strenge ſich wenig zur Jugend ſchicken konnte und den ſie meiſt nur darum liebte, weil es ihr von jenem geſagt war.“

„Bei zunehmendem Alter ließ der Ritter ſeine Leute mehrmal mit einem Vogte zum Heere ziehen, und blieb mit den älteſten Knappen zu Hauſe. Da bemerkte er auch ſeine herangewachſene Tochter mehr, und zog ſie zu ſich und in die Geſellſchaften, die ihretwegen wieder häufiger bei ihm einſprachen. Alle angeſehenen Familien des Landes, die junge Söhne hatten, ſuchten die Bekanntſchaft früherer Zeit wieder aufzurichten, und den oft rauhen Sinn des alten Vaters durch Nachgiebigkeit zu gewinnen. Er erkannte ganz wohl, daß er ohne ſeine Tochter in einer ihm läſtigen Einſamkeit mit ſich allein ſitzen würde, darum war er über ſeine ge-

heimen Plane verschwiegen und ließ dem Mädchen mehr Freiheit. Im Stillen aber gedachte er nach einem angesehenen, heldenmüthigen und reichen Eidam sich umzusehen."

„Ueber dem ereignete sich's, daß der alte Kaiser verstarb, und sein Sohn und Nachfolger im nächsten Frühjahr alle Fürsten und Ritter in sein Hoflager nach Nürnberg lud, um über des Landes Besten und den Römerzug zu berathen. Insonders glaubten die österreichischen Ritter nicht fehlen zu dürfen, weil der neue Kaiser in ihrem Lande an der Donau, unweit Linz geboren war. *) Der

*) Dieß muß sich auf Otto III. beziehen, der in Ottensheim, einem Marktflecken oberhalb Linz, zur Welt kam. Der Ort hat starken Obst- und Weinbau.

alte Bennard, den man unter der vorigen Regierung sehr hoch gehalten, beschloß eben auch hinzuziehen, wohl weniger, weil ihn das Alter nach früheren ritterlichen Spielen und Zerstreuungen wieder begierig machte, als um seine Verdienste um den Hof wieder in Andenken zu bringen, da solche bei einem neuen Herrn leicht veralten. Bei der Gelegenheit wollte er sich auch unter den angesehensten Rittern nach einem Schwiegersohne umsehen. Vor seiner Abreise befahl er seine Tochter wieder in die Hände des alten Kapellans: er solle ihrer wohl Acht haben, denn wahrscheinlich werde er mit einem Bräutigam für sie zurückkehren."

„Der ein und achtzigjährige Plazidus freute sich nicht wenig, daß ihm seine Pflegebefohlene von neuem übergeben wurde: er wußte freilich nicht, daß ihn seine vä-

terliche Liebe zum bitterſten Unglück bringen würde."

„In der Zeit, da der Burgherr abweſend war, hatte das Fräulein die Erlaubniß, auch außer den Ringmauern allein zu luſtwandeln: denn die Gegend war wenig bewohnt, und die Straßen durch lange Ordnung ganz ſicher. Da hat es ſich getroffen, daß ihr einmal ein junger fahrender Ritter begegnete, wie ſie der Zeit häufig nach Abentheuern, oder als die jüngeren Söhne angeſehener Eltern, nach einer Heimath, das Reich durchzogen ſeyn ſollen. Beide wurden mit einander bekannt, ohne daß irgend wer etwas merkte; Tag für Tag ſahen ſie ſich immer wieder; der Ritter, eben ſo kräftig als höflich, warb um ihr Herz, und die Guta hat es ihm vor Gott feierlich und auf ewig zugeſagt."

„Dem alten Ritter gefiel es bei Hofe so gut, daß er bis zum Nachsommer da blieb, und die ganze Zeit über war auch der fremde Rittersmann heimlich in der Nähe der Burg bei einem Müller.“

„Wie es aber Herbst wurde, und der Kaiser nach Schwaben zog, beurlaubte sich Rennard, mit dem Versprechen, für das nächste Jahr seine besten Leute nach Augsburg zu stellen. An den Kapellan schrieb er: er möge die Tochter vorbereiten, in mehreren Tagen werde er mit einem angesehenen westphälischen Reichsgrafen, als seinem künftigen Schwiegersohne, zurückkehren.“

„Es war damals allgemeine Sitte,“ bemerkte H. dazwischen zu den Frauen, „daß die Väter über die Herzen der Töchter nach ihrem Gutdünken verfügten. Selten

waren diese auch nur in der Lage, selber wählen zu können. Sie thäten also dem Ritter Unrecht, wenn sie ihm, der noch dazu abwesend war, sein Benehmen zur Last legten."

„Das ist wahr," sagte der Alte. „Der Kapellan nun," fuhr er fort, „las den Brief seinem Fräulein vor, ermahnte sie zur Folgsamkeit und sagte ihr von den neuen Pflichten und Freuden des Ehestandes zum ersten Male, so viel er selber davon wissen konnte. Daß sie das Meiste von dem, was er sagte, schon selber gedacht, hatte er, ganz sein Gemüth auf die himmlischen Dinge gerichtet, nie geahnet. Eben so wenig hatten die alten Knechte bei den Lustgängen ihres Günstlings ein Arg gehabt. Das Fräulein aber fiel, wie der Greis den Brief las und sie die Absicht seiner Reden eigentlich begriff.

für ohnmächtig hin, und ſchien nach langen Bemühungen allein zu Thränen und ſtummen Klagen zu erwachen. Aus ihren halben Antworten ahnte der Pater zuletzt die Wahrheit. Da rief er die Wärterin zu der Kranken, ging zu ſeiner Zelle, ſchloß ſich ein, und blieb faſtend den ganzen Tag in Zweifeln, Gebet und Nachdenken allein: denn er kannte den herben Sinn ſeines Ritters, der von der Religion weniger, als von der Ehre gelenkt wurde, daß er viel Schlimmes davon befürchten müſſe, nicht allein für ſich, ſondern auch für deſſen eigene Tochter. Und dieſes bekümmerte ihn am meiſten."

„Es iſt bewundernswürdig, was fromme Männer vordem durch die Beihülfe eines heiligen und feſten Willens über ſich vermocht haben. So habe ich von je den Plazidus bewundert wegen

Knechten und Mägden das heilige Nachtmahl und seinen Segen, nahm selber den geweihten Kelch, und enthielt sich fortan im strengsten Fasten aller Speise und alles Trankes."

Unserm guten Alten standen die Thränen in den Augen, er sah uns an und schien große Lust zu haben, umher lautes Lob des frommen Mannes zu hören. Ich fürchtete aber von unserer bunten Gesellschaft irgend eine ärgerliche Bemerkung, drückte ihm die Hand und bat ihn fortzufahren.

„In wenigen Tagen," erzählte er weiter, „kam der Ritter zurück; mit ihm ein reichgekleideter Graf, bereits über die jungen Jahre hinaus, übrigens ein weit angesehener Held im Kriege. Der fromme Plazidus bekam noch am ersten Abend

die Weisung, das Fräulein in den großen Saal zu führen. Er ging allein zu den Gästen, das Kruzifix, vor dem er eben gebetet, in der Hand, entblößte sein Haupt und begehrte um die Vergünstigung zu reden. Eindringlich sprach er von den Rechten Gottes, die über Vaterrecht gingen, und bekannte dann, daß die Tochter, getraut mit einem jungen Ritter, nicht auf der Burg sey und der Verzeihung des Vaters im Auslande harre."

„Das Erstaunen hielt den Zorn des Ritters gefesselt, daß der Kapellan seine Rede enden konnte; vielleicht, daß noch eine gute warnende Stimme in jenem zu ihrer Unterstützung laut wurde. Der Gast wartete zurückhaltend auf die Entwickelung."

„Der Pater wollte wieder zu reden anheben: da war es, als ob den alten

dessen, was er nun gethan hat. Zu Abend ging er aus seiner Kammer hervor zu dem Fräulein, noch dieselbige Nacht rief er den fremden Ritter heimlich auf die Burg. Er sprach mit ihm lange, er fragte nach seinem Geschlecht und Wandel, er stellte dessen anscheinend edles Wesen und männliche Entschlossenheit, in der Rede auf vielfältige und feine Proben. Und als er nun alles Nöthige erfahren und über jeden Punkt zur Genüge beruhigt war, ging er mit den Liebenden in die Kapelle und betete lange mit ihnen. Er nahm ihnen einen feierlichen Eid ab, daß sie spätestens in einem Jahre zurückkehren und den Vater um Vergebung und seine Einwilligung bitten wollten, verband sie durch das heilige Sakrament, ließ sie dann ziehen mit seinem Segen, und versprach ihnen in kürzester Zeit Nachricht nach einer

baierischen Stadt, wenn es ihm gelänge, den Vater bald zu versöhnen."

„Die beiden Liebenden ahneten nicht, was des Kapellans eigensie Gedanken waren: er verschwieg sie mit göttlicher Demuth vor Jedermann. Auf der Burg wußte Niemand um die heimliche Trauung, als ein alter Knecht, Engelmeier, welcher dem Pater aufwartete: der war dabei gewesen, damit auch nach des Kapellans Tode ein Zeuge des Vorgangs bliebe; er hatte aber, bis seine Rede von einem der Drei verlangt würde, Verschwiegenheit auf die Hostie geloben müssen. Denn sey's durch den langen Umgang mit seinem Herrn, oder durch Ahnung und auf andere Weise, der Pater Plazidus sah voraus, wie es kommen würde, und bereitete sich die nächsten Tage nicht anders wie zu seinem Ende. Er entbittte allen

Burgherrn eine verderbliche Wuth im Wahnsinn fortzöge, daß er, sich selbst und alles Heilige vergessend, in unerhörtem Zorne aufschrie: „Greift mir den Schwätzer, der einem Vater sein Kind bethört, und werft ihn hinunter!“ Die Diener traten entsetzt zurück, denn der Geistliche hielt das Hochheilige in der Hand. Da rasselte der Alte selber in seinen Waffen auf, schüttelte den Pater mit krampfiger Faust und riß ihn mit wie versteinertem Blick durch die Gänge an den Abhang“ ..

„Und stürzte ihn hinunter?“ fragte Eine leise.

„Ja. — Kurz vor seinem Ende nun hat der Unglückliche, über die Entweihung des Kruzifixes ergrimmend, wie von prophetischer Ahnung getrieben, ihm zugerufen: „in Zeit von Jahresfrist

werde er zwischen zwei Sünden und zweierlei entsetzlichen Loosen wählen und Gott selber werde nicht vermögend seyn, ihn daraus zu retten."

Der Alte machte hier, von seiner Erzählung ermüdet oder bewegt, eine Pause: die Theilnahme und die Gedanken der verschiedenen Zuhörer wurden auf eben so verschiedenartige Weise laut. Das Mitleid mit den Personen der Geschichte veranlaßte H., seine Gedanken über das Schicksal zu sagen, die ich, als interessant und weil das Wort jetzt häufig gebraucht wird, heraushebe.

„Das Schicksal," meinte er, „ist bei weitem etwas Anderes, als etwa eine Art poetischer Gerechtigkeit, die von der Weltordnung an einzelnen augenfälligen Bei-

spielen geübt würde. Es ist von je für etwas eben so Gewisses, als Unbegreifliches gehalten worden, und ich kann nur sagen, daß es mir scheint, als stehe es mit dem Volksglauben in einer heimlichen, entscheidenden Beziehung. Nichts weniger, als daß alle Todsünden dadurch bestraft würden: vielmehr ist es gleich einem Gewitter, das von einigen Dingen besonders heruntergezogen wird. Der Hohn des eigenen Glaubens, der Trotz, der das Höhere nicht länger erkennen will, und unausbleiblich die Aufforderung an dasselbe, ruft es wie eine heimliche Vehme auf. Gleich als komme es nur darauf an, etwas über sich zu verehren und als werde übrigens Jeder nach seinem eigenen Glauben gerichtet, ist seine Erscheinung unter Völkern aller Religionen durch unbezweifelte Thatsachen erwiesen, jedes Mal aber

dem Volksglauben gemäß und aus demſelben am beſten zu erkennen."

„Eben wie mit den Weiſſagungen," bemerkte Oſterroth, „die auch unter allen Völkern vorkommen, welche nur irgend noch ein Glauben haben."

„Die Weiſſagungen," ſagte H. wieder, „ſcheinen mir in einer beſondern Beziehung auf das eintretende Schickſal zu ſtehen und als Fingerzeig für den Nachdenkenden, als Wecker der Aufmerkſamkeit vorangeſchickt: etwa wie Gewitter und Erdbeben in der Natur ſich durch frühere Zeichen kund thun. Die untrüglichſten, die man aus Nachrichten aller Völker kennt, ſind von jeher wieder diejenigen geweſen, die eben auf nachfolgende Schickſalsoffenbarungen und nicht auf ſchlichte hiſtoriſche Ereigniſſe ſich bezogen."

„Wir wissen aber noch nicht," meinte ein Wiener, „ob das, was Sie da bemerken, auf unsere Geschichte paßt und also hierher gehört."

„Wenn es nur wahr ist," entgegnete Hentzen, „so hat es seine Stelle immer recht."

„Sind wir noch Willens, wie ich doch glaube, die Geschichte zu Ende zu hören," sagte meine Nachbarin, „so möchte ich doch bitten, diese Gespräche, so belehrend sie sind, zu verschieben. Es wird merklich kühler: der starke Thau dünfte nicht Allen bekommlich seyn."

Die Frauen dankten ihrer Erinnerung mit freundlichem Zunicken, wir schwiegen. Wirklich legte sich über den Lauf des Flusses bereits ein breiter, gedehnter

Nebel, in einzelnen Schluchten wurde es sehr dunkel, die Bergtrümmer standen vor uns hoch wie in Wolken gebaut.

Der Alte nahm wieder seine Erzählung auf.

„Am Morgen nach der Frevelthat des Ritters und der folgenden Verwünschung, trat der Graf, der Alles ernstlich mißbilligte, seinen Wirth an, daß er ihn ziehen lasse. Der Zweck seiner Reise sey für allemal verfehlt, er befürchte bei längerem Verzug ein lästiges Gerede unter seinen Standesgenossen am Hofe. Der Hausherr, der eine plötzliche Einsamkeit vor sich sah, wie er sie noch nie erfahren und jetzt mehr als je scheute, versprach zwar, alle seine Leute aufzubieten, um der Flüchtigen habhaft zu werden; sein Gast aber bedeutete ihn, wie unwahrscheinlich der

Erfolg und wie nöthig es sey, der mächtigen Geistlichkeit wegen Alles möglichst geheim zu halten. Scheidend gelobte er dem Alten, seines übrigen ehrenvollen Lebens wegen, unverbrüchliches Stillschweigen, und ermahnte ihn noch auf der Steige, den jungen Leuten, wenn sie wiederkehrten, zu vergeben. Ergrimmend aber in seiner noch verwirrten Seele, schlug der Ritter auf den Treppenstein und rief: „Hier will ich verderben und keine Ruhe finden, bis der Stein sich ausgerieben von der Hand der Auf- und Absteigenden, wenn ich jemal dem Kinde vergebe, das seinen grauen Vater ins Herzeleid gebracht!“

„Der fremde Graf und die anwesenden Diener entsetzten sich und sahen den zornigen Greis an, ob er nicht die grauen-

hafte Selbstverfluchung alsbald reuig widerrufen oder mindestens beschränkend lindern werde; aber er schwieg, in Betrachtung seines Unsterns versunken, und der Gast sputete sich, sein Roß zu erreichen, und sprengte stumm von dannen."

„Ich habe oft gedacht, wie sich die Ritter, wenn sie aus einer ansehnlichen Stadt, vom Heere oder vom Hoflager eines Fürsten zurückkehrten, auf ihren Burgen mögen einsam gefunden haben, wenn sie weit über die grünen, für sie doch immer schweigenden Thäler hinblickten. Der eine war noch glücklich, wenn er im Hause eine Familie, einen Freund, einen verständigen Mönch oder irgend einen andern vertrauten Mann fand; sonst war er gar wie verlassen und mußte wohl die Jagd oder den Streit suchen. Aber der graue Ritter war dazumal ganz gewiß auf ein

Mal in die allerverlassenste Einsamkeit gerathen, da überdies das Zutrauen seiner Diener, alle seine Hoffnungen, ja die frohen Erinnerungen an sein ganzes langes ehrenvolles Leben, alle zu eins und für immer, von ihm wichen."

„Er mochte es wohl nicht so geglaubt haben; aber von dem Tage fing für ihn ein ganz anderes, einförmig trostloses Leben an. Ganz allein stehend mußte er an die Unnützigkeit seiner mühevollen Jahre denken und wie auch nicht eine Spur davon ihm nachbleiben werde. Dann fiel ihm ein, wie sein Kind zurückkehren könne, wie aber auch das umsonst sey und wie er selber seine Hoffnungslosigkeit verschuldet habe. Es überschlich ihn dabei eine unheimliche Wehmuth, es war ihm, als ob eine unsichtbare, aber starke Schutzwehr gegen den Schmerz in ihm niedergefallen

ſey. Täglich und ſtündlich trug er dieſe Gedanken mit ſich herum. Dennoch ſchämte er ſich in der Beichte davon zu reden, er wollte ſeinen Sinn nicht beugen und ſeinem ritterlichen Muthe und Stolze treu bleiben, mußte es auch geheim halten, daß ſein Hauskapellan nicht allein in Gefangenſchaft liege, wie man auf der Burg glaubte. Von der Dienerſchaft hatte ſich nie Einer ſeines beſondern Vertrauens rühmen können. So wurde er mit der Zeit faſt ganz ſchweigend, gab ſeine Befehle mit wenigen Worten, und ging meiſt mit bitter verſchloſſenem Munde in der Burg umher wie ein ſtummer Rieſe, den Alle ſcheuten."

„Ungeachtet ſeines Verbrechens," ſagte Frau K.: „geſtehe ich doch, daß er mich dauert."

„Gewiß er verdient es," sagte O. „Aber unser Freund H. hatte mit seiner vorhin gemachten Bemerkung vollkommen Recht. Unglücklich die Seele, die sich in den Schlingen einer untilgbaren Schuld fängt. All' ihr sonstiger Edelmuth entreißt sie nun dem düsteren Zuge nicht, der sie fort und fort hinunter zieht: wie eine Blume muß sie sich von aller Schönheit abthun und welken."

„Das ist doch grausig," meinte P.

„Aber wahr," sagte jener; „doch erzählet weiter."

„Wir wissen nur noch das Ende," sagte der Alte. „Es war nun die Zeit, als die Menschen schon alle Früchte von draußen weggeräumt hatten, gleichsam dem Toben des Winters aus dem Wege. Der

Fluß war geschwollen, der Schnee lag um die Bergkoppen über den Thälern. Die Burg war wie eine von den Menschen verlassene Siedelei, an der die Stürme brechen und versuchen, wie lange sie noch halten werde. Der Verfall schien ihr anzusehen; auch waren die alten Diener nicht anders, wie etwa Waldgeister, die ihren Lebensbaum hinsterben sehen. Keiner wußte recht, wo es fehlte; nur insgeheim sprachen zwei oder drei mit einander von dem Fluche des Herrn, und daß der Kapellan wahrscheinlich todt sey. Der ihm aufgewartet hatte, der alte Engelmeier, war aus Betrübniß stumpfsinnig geworden."

„Die Grillen des Alters kommen uns," sagte Rennard an einem solchen Morgen, „das sind schleichende Feinde, die zuletzt des Besten Meister werden; ich

denke, wir wollen sie durch die Jagd bestreiten." — So nahm er seinen Falken und ritt mit mehreren Knappen auf die Reiherbaize an den Strom hinaus. Der Himmel war mit Schneewolken verhangen, der Wind hatte auf den öden Gebreiten und zwischen den Schluchten ein wüstes Spiel. Der Ritter kam in ein einsames enges Thal, die Scharte geheißen, das fast den ganzen Tag verschattet, wie eine tiefe Kluft in einen Berg gerissen scheint. Seine trübe Laune führte ihn immer weiter vor; das Gefolge blieb mit den Pferden auf der Straße am Ufer."

„Unvermuthet ist, wie es heißt, ein gewaltiger Eber aus seinem Lager aufgefahren und gegen den Ritter angerannt. Der war für diese Jagd nicht versehen, sein einziger Wurfspieß fehlte unerhört. Hinter einen Baum springend blies er,

aber vergeblich, nach seinen Leuten. Plötzlich sprang zwischen den Felsenspalten herunter ein Dogge hervor und packte das Wild in die Weichen. Von oben aus dem Gebüsche wurde der Zuruf eines Jägers vernehmlich; gleich darauf fuhr eine Wurflanze, sicher geschleudert, dem Unthier in den Nacken und streckte es nieder. Nun kam ein großgewachsener junger Mann hervorgeschritten, mit bleichem Angesicht. Der hatte ritterlichen Anstand und grüßte den Ritter treuherzig, der ihm mit lobenden Worten dankte, seinen eigenen Namen nannte und ihn zu sich auf seine Burg lud. „Ich erkenne das Geschick," sprach der Fremde erstaunt, „das zu rechter Zeit auch unsere Handlungen zu lenken weiß und mich hierher führte, um Euch aus Lebensgefahr zu reißen. Ihr habt mir etwas zu vergeben, das werdet Ihr nun

wohl um vieles leichter und Alles hat dann ein Ende. Diesen Abend folge ich Euch.""

„Mit diesen Worten schritt der Jäger wieder in die Gebüsche; der Ritter blickte ihm lange nach, verwundert nicht weniger über die Reden, als über das männliche und adliche Bezeigen des Fremden. Er dachte über jene nach, konnte aber nicht auf den rechten Sinn kommen. Desto mehr überlegte er zurückkehrend, wie er den jungen Mann forthin zu seinem Gesellschafter wähle, ja etwa, wenn er, wie zu vermuthen, ritterlichen Ranges sey, an Kindes Statt annehme und wie alle Einsamkeit ihm dann minder beschwerlich falle."

„Er kam zu seinen Dienern und erzählte ihnen den ganzen Hergang. Anfangs freuten sie sich, daß ihr Herr wieder gesprächig werde, und bemühten sich

einzustimmen, als er von den Zerstreuungen redete, die nun folgen sollten. Aber doch glichen ihre freudigen Worte den schwachen Blitzen einer verlöschenden Flamme. Und als sie die letzten Worte des Fremden hörten, sahen sich alle an und meinten die Vorbedeutung eines traurigen Ereignisses darin zu finden, als würde nun bald Alles vorbei seyn und sie aller Lust auf immer den Abschied sagen. Was sie noch zur Unterhaltung vorbringen mochten, dazwischen fielen doppelsinnige Reden, welche die Andern erschreckten und deren Ausdruck der Sprechende selbst zu spät einsah. Bald ließen sie darum gar die Rede, ritten schweigend hinter einander her und langsam bis zur Burg."

„Mit einbrechendem Abend wuchsen die Schauer des Sturmes, die durch die Gegend tos'ten; der Himmel glich einem

Gewölbe, das schwere Wolken wie graue, herabdrohende Felsen immer mehr einengten. Durch die Zweige scholl die fluthende Luft, wie ein unendlicher Strom. Auf der Burg ließ Reinhard ein Paar Zimmer einrichten für den Gast und wen er etwa mit sich brächte. Man war mit den Zurüstungen fertig, aber bis in den späten Abend wartete man vergeblich."

„Den Burgherrn überfiel indeß eine unerklärlich trübsinnige Laune: es wollte nichts mehr verschlagen, daß er sich eine günstige Veränderung seiner Zukunft dachte; denn aus der Tiefe seiner Seele wuchs es wie ein giftiger Nebel herauf und überquoll alle lichteren Gedanken, die er sich vorzustellen bemüht war. Die Worte des getödteten Capellans wollten ihm gar nicht mehr aus dem Sinne. Es war ihm, als sey das schauderhafte Schicksal unbewußt

über ihn herangezogen, als dränge eine dumpfe Zukunft sich schreckhaft nahe an ihn und er habe gar keine Hoffnung mehr auf irgend eine Freude."

„Es war sehr spät, das Schlafengehen nur noch wegen des Ungewitters verschoben, als endlich ein Horn vor dem Gatter gehört wurde. Wie man aufthat, ergab sich's, daß der fremde Jäger mit einer tief eingeschleierten Frau Einlaß begehrt hatte, die von ihm als eine Kranke gestützt wurde. Die Knechte beleuchteten sie mißtrauisch; sie fürchteten und hofften wechselnd, daß es die verlorene Guta sey, von der in Jahresfrist nichts weiter gehört worden. Die Fremden wurden durch den Hof, an die schmale Stiege geleuchtet. Hier geschah es, daß das Frauenzimmer zu seinem Begleiter redete, und auf einmal erkannten die versammelten

Diener die Tochter ihres Herrn. Ohne einander davon zu sagen, gedachten sie Alle des Fluches, den der Ritter fast auf derselben Stelle ausgestoßen hatte, und wichen zugleich entsetzt davon, hierhin und dorthin."

„Die Liebenden beriethen sich verlegen und bange ahnend, was dieses allgemeine Erschrecken ihnen bedeuten solle. Dann ging der junge Ritter allein hinauf in den Waffensaal, wo der Herr Reinhard verloren in Gedanken saß. Er sprach ihn an: der Burgherr kam ihm, wie aus tiefen Träumen auffahrend, erstaunt entgegen: vielleicht mochte Jedem in der Erscheinung des Andern etwas Beunruhigendes liegen. „Ritter," sprach der Fremde, „es ist jetzt in Eure Hand gelegt, alles Unrecht, das Ihr je gethan, durch eine gute That auszugleichen, die Euch hoffentlich

gegen mich nicht schwer fallen kann. Gebt der Dame, die in meinem Geleit gekommen, Eure Verzeihung und Euren Segen: es ist meine Gattin und Eure Tochter.""

„Der alte Ritter stand wie erstarrt und schwieg lange: die Gedanken jagten sich wie Nachtwolken durch sein Gemüth; langsam bewegte sich sein Haupt zur Verneinung. „Greis, bedenke das Heil Deiner unsterblichen Seele," rief ihm der junge Mann, des Verzugs unwillig, mit mächtiger Stimme zu, „Du stehst an den Pforten des Todes!" Der Ritter bebte; ein grelles Licht flammte augenblicklich in seine Lage und er sah sie, wie sie der Plazidus sterbend gedroht hatte. Dann, von einem bethörenden Wahne fortgezogen, meinte er bald wieder, als könne er noch wohl Alles gut machen und als bringe er mit seiner Tochter auch den alten guten

Frieden zurück. Er griff den Armleuchter und trat voraus, der junge Ritter ihm nach."

„„Wie Alles so nacht-still ist," sagte er auf dem Gange; „es kömmt zum Schluß." — Wirklich schien Alles auf einmal in ein weites, wüstes Schweigen eingesenkt. Nur die Luft wehte ihnen kalt in den Gängen entgegen. „Kehret um," sagte der junge Ritter, der nicht ohne Mitleid die Glieder des alten festen Kriegsmannes wie von Fieberschauern zittern sah. „Der Zug der Luft schadet Euch, Eure Stimme klang ganz hohl — „Es hält mich auch wohl," sagte der Alte; „aber meine Seele, die muß ich lösen, Ihr sagt ganz recht. Gebt mir Euren Arm auf der Treppe, lieber Eidam.""

„Sie waren oben an der Stiege: der

Schwiegersohn faßte den Greis fest am Arme. "Da sah man den kindisch gewordenen Engelmeier, wie er an dem Treppensteine stand und mit einer Feile emsig daran wetzte. Der Ritter entsetzte sich: „Jesus Maria! Plazidus!" rief er, und, wie außer sich, riß er sich los, taumelte, stürzte und zerschmetterte das Haupt auf eben dem Platze, da er den Fluch gesprochen."

„In demselben Athemzug erhob sich draußen der Sturm von neuem, es krachte laut und lauter; die Diener drangen mit Laternen die Treppen herunter, das Einbrechen der ganzen Burg befürchtend. Entsetzt blieben sie vor dem blutigen Leichnam stehen — Alle todtenstill. Da borst es draußen dumpf, laut brach es, lange nachkollernd, und auf einmal hörten sie da zum ersten die klagende Stimme, die nun fortan fast alle Abende sich vernehmen läßt."

Der Alte schwieg hier wieder; wir hörten mit Grausen die ächzenden, tiefen Töne. „Ist die Geschichte nun beendigt?“ fragte ein Wiener.

„Die Nacht verging Allen in Angst vor neuen Unglücksfällen und vielfachen Klagen. Am andern Morgen fand man eine große Mauer eingestürzt, die durch die obere Schlucht gegen den Strom geführt war. Man mußte fürchten, das hohe Wasser werde um die ganze Anhöhe dringen. Keiner wollte länger in der Burg bleiben. So ward sie des Tages von allen Einwohnern verlassen, während der Sturm und das unsichtbare Klagen immer noch dauerten.“

„Die alten Knechte zerstreuten sich. Die beiden jungen Leute hatten den Fluch des Abgeschiedenen erfahren, und entschlos-

sen sich, der Welt und ihrer Liebe zugleich zu entsagen. Der Mann ging nach Engelhardszell in das nun aufgehobene Bernhardinerkloster; die Guta ging in das Frauenstift und vermachte ihm all' ihre Güter. Sie machte dabei den Beding, daß auf der verlassenen Burg eine Kapelle gestiftet und darin jährlich zu dreien Tagen Gottesdienst und ein Seelenamt gehalten würde. Die Wallfahrer und Kirchgänger sollten jedes Mal gebeten werden, den Treppenstein fleißig anzufassen und für die Seele ihres Vaters zu bitten. Das ist auch Alles so eingerichtet worden, und davon hat das verfallene Schloß noch heute seinen Namen Fassenstein."

„Die fromme Tochter hat ihr Leben auf einige funfzig Jahre gebracht, und ist immer Nonne geblieben, wiewohl man sie öfter zur Aebtissin machen wollen. Ihr

vormaligen Mann aber ist Abt worden und hat sie noch viele Jahre überlebt. Bis zu ihrem Tode hat er ihr immer geschrieben; als sie aber begraben war, hat er auch seine geistliche Würde vor dem Bischof niedergelegt, ist hierher in die Berge gezogen, hat sich da eine Hütte bauen lassen, und sein Leben in frommen Betrachtungen über die Weltfügungen und in treuem Andenken seines Weibes beschlossen. Der Ort, wo sein Haus gestanden, die Egidiuszelle, wird noch drüben in den Bergen gezeigt."

„Und der Geist, sagst Du Vater, soll noch zuweilen gesehen werden?" fragte die junge Linzerin. „Hast Du ihn selber wohl einmal wahrgenommen?"

„Behüte," sagte der Alte, „da schlaf' ich; aber wie gesagt, er kommt von dort

herauf, ganz nebelgrau. Dann umgeht er das Kruzifix, das in die Mauer gefügt iſt, weit, indem er ſich verneigt und tritt an den Abhang. Da ſchaut er in die Tiefe, obwohl, wie es heißt, ſeine Augen ganz ausgeweint ſind, und bleibt ſtehen, bis er zuletzt ſichtlich größer wird und Stück nach Stück ſich losreißt und er verfließt."

Wir dankten dem guten Alten herzlich, von ſeiner Gefälligkeit und dem Ausgange der Geſchichte verſchiedentlich bewegt.

O. ſchlug vor, in der Fabrik die Nacht über zu bleiben, um am nächſten Morgen die Burg und die Einſiedelei zu beſuchen und Alles ſelber in Augenſchein zu nehmen. Mehrere fielen bei; der Alte erbot ſich, uns ſelber hinzuführen.

Aber es trat einer der Wiener zu

uns und entschuldigte sich und seine beiden Gefährten, daß sie, im Fall wir zu bleiben wünschten, das Schiff für sich allein bis nach Linz nehmen müßten. Wir möchten übrigens die Nacht nicht fürchten; einer der Schiffer sey eine Stunde weiter unten zu Hause und jeder Stelle des Stromes hier kundig. — Da sie das Schiff zuerst bedungen hatten, so blieb uns weiter keine Wahl.

Wir stiegen also wieder ein. Der Alte trat an das Ufer und sah uns nach; wir sahen ihn im Nebel noch das Käppchen ziehen und grüßen; auch der Fassenstein blieb noch eine Weile sichtbar. Dann verlor sich gemach Alles in Dunkel.

Nach einer guten Stunde traten wir in Aschau an's Land.

Fr. Pustkuchen.

Die

beiden Bräute.

Vor geraumen Jahren hatten zwei Kaufleute gemeinschaftlich eine Reise durch England gemacht und waren sich, wie es bei solchen, die länger bei einander sind, gewöhnlich ist, gegenseitig lieb und werth worden. Wie sie nun zurückgekehrt waren, und in einer Seestadt zum letzten Male bei einander saßen, so gelobten sie sich, auch ohne Briefwechsel einer des andern fleißig zu gedenken und wenn sie einmal beide geheirathet haben und Väter seyn würden, wo möglich durch eine Ehe zwischen zweien ihrer Kinder die alte Befreundung zu erneuern. Darauf leerten

sie die letzten Gläser, setzten sich auf ihre Pferde und ritten aus verschiedenen Thoren.

Es fügte sich im Verlauf der Zeiten, daß Beide wirklich heiratheten und dem Einen zwei Töchter, dem Andern aber ein Sohn geboren wurde. Bei diesen Gelegenheiten schrieben sich die Väter, bezeugten, daß sie oft der alten Reisetage in Liebe gedächten und erinnerten sich an die Verabredung ihrer Abschiedsstunde.

Der Vater des Knaben, Roderich's, hatte in einer kleinen Stadt keinen günstigen Ort für sein Geschäft gewählt; sein Vermögen blieb immer mäßig und weit hinter dem seines Freundes, das in schnellen Zunahmen wuchs, zurück. Um so mehr freute er sich der Uebereinkunft, durch die sein Sohn in glückliche Umstände

versetzt werden sollte, und bildete ihn zum Geschäftsmann mit höchstem Fleiß. Unglücklicher Weise aber entschied sich das lebhafte Gemüth des Knaben gegen seine Wünsche und leidenschaftlich für die Künste und Wissenschaften. Seine Vorstellungen waren vergeblich; wollte er nicht den Bildungstrieb der jungen Seele durch offenbaren Zwang pressen und verkümmern, so mußte er endlich nachsehen. Und dazu war er denn Vater genug.

Roderich wuchs also durch das unverwirrte Streben seiner Natur geistig wie körperlich größer. Er war bereits einige und zwanzig Jahre alt und ohne sich für eine gelehrte Innung zu entscheiden auf mehreren Universitäten gewesen, als ihm sein Vater eine Geschäftsreise nach Italien übertrug, die er aus löblicher Dankbarkeit

so sehr, wie aus innerer Wahl ohne Verzug antrat.

Nach einem reichen Jahre, in dem er den Wünschen seines Vaters entsprochen und vieles für sich gelernt hatte, kehrte er über die Schweiz zurück. Er bat um die Erlaubniß, auf einem Umwege nach Hause kehren und bis zur Antwort in verschiedenen Cantonen umherreisen zu dürfen.

Auf einer dieser Wanderungen besuchte er einen Bruder seines Vaters, den er sehr lange nicht gesehen hatte. Er war ebenfalls Kaufmann, aber zugleich hatte er einen regen Sinn für Kunst und Wissen. Unter andern war er ein Freund des energischen Lavater, und besaß eine besonders reiche Sammlung nach der Natur gezeichneter Köpfe. Roderich verweilte bei ihm mehrere Tage lang, studirte be-

sonders die Zeitungen und verwunderte sich über den scharfen Blick, wie über den reinen Geschmack seines Oheims, der durchaus nur schöne Gestalten auserlesen und darunter sehr viele mit geübter Hand selber porträtirt hatte.

Hier empfing er die Antwort seines Vaters, der ihm auf die doppelte Bitte seine Einwilligung und die Nachricht schickte, daß sein alter Freund sich der Abrede erinnert und den Wunsch geäußert habe, ihn, den bestimmten Schwiegersohn, bei sich zu sehen. Väterliche Bitten und Ermahnungen waren zur Unterstützung reichlich beigeschrieben; Roderich wußte um den eigenen Vertrag und antwortete heiter und bejahend; er war noch frei und überhaupt, wie jeder kräftige Charakter seines Alters, noch voller Jüngling.

Wie der Oheim den Brief seines Bruders an seinen Neffen ebenfalls gelesen hatte, lächelte er und wünschte dem jungen Manne Glück, daß er eine Tochter des reichen und braven Oliver zur Braut bekommen solle. Er erzählte, wie er denselben selbst kennen gelernt und mehrere Wochen angenehm bei ihm zugebracht habe. Roderich freute sich über die Nachricht; denn als ein junger Mann von reger und gebildeter Phantasie hatte er zumeist Scheu vor einer gewöhnlichen oder gemeinen Bildung des Leibes und der Seele seiner künftigen Braut. Das sagte er auch ohne Hehl. Der Oheim lachte und antwortete auf sein Geständniß: „Ueber Eure Braut muß ich Euch selber urtheilen lassen; da sie aber auch nicht ganz häßlich ist und Ihr, lieber Neffe, wohl nicht so sehr thöricht seyn werdet, um sie darum auszuschlagen, so will ich Eurer

Kunstliebe noch einen Gefallen erweisen und Euch den idealsten Kopf meiner ganzen Sammlung zeigen, den ich vor einigen Jahren nach der Natur gezeichnet habe. Er gehört einer Landsmännin Eurer Braut zu."

Mit diesen Worten schob er den vorliegenden Haufen zurück, breitete einen zusammengerollten Bogen auf den Tisch und stellte sich mit dem erwartungsvollen Roderich davor.

Nun war es freilich wa daß auch der weniger jugendliche Sinn von diesem Meisterstück der Natur zur begeisterten Liebe hingerissen werden mußte, wenn er nur die Hieroglyphen der schönen Seelen in Umrissen, Mienen und im Blicke ein wenig verstände, und es bedurfte bei dem hellen, festen Jünglinge der begleitenden

Bemerkungen des Andern nicht, um ihn ganz in Anschauen zu versenken. Er fühlte ein steigendes Entzücken in seinem Herzen und konnte sich von den herrlichen Zügen immer weniger losreißen. Stockend endlich, mit der Verlegenheit eines völligen Liebhabers, bat er den Oheim um die Erlaubniß, eine Nachzeichnung davon aufnehmen zu dürfen.

Der gefällige Physiognomiker erlaubte ihm nicht nur das, sondern erbot sich selbst, sein Original gegen die Copie auszutauschen, wenn sie gut ausfallen würde und er den Neffen zu gleicher Zeit portraitiren dürfe. Roderich willigte mit der höchsten Freude ein, Beide waren fleißig und beide durften mit ihrer Arbeit zufrieden seyn. Den Morgen nach vollendeter Zeichnung schied Roderich davon, viel anders, als er gekommen war; was der Bau seines

Hoffnungen Solides gehabt, war eingestürzt, aber er führte den Abriß des schönsten Lustschlosses mit sich im Mantelsack.

Man könnte den Oheim mit Recht tadeln, daß er einen lebhaften jungen Mann, von dem er wußte, daß er eine bestimmte Braut habe, so unbedacht in die Liebe zu einer Unbekannten hineinzog; aber man würde weder die Jugend noch die Liebe kennen, wenn man es an dem jungen Manne selber tadeln wollte, daß er nicht vorsichtiger war und nachher nicht ängstlicher wurde, als man sich denken mag, daß es Recht gewesen wäre. Eine heitere Sehnsucht nach Hause beugte jeder aus Nachdenken genährten Verlegenheit vor. Je näher er dem Wohnorte seiner Braut kam, desto langsamer reiste er; er besuchte in allen größern Städten die ersten Gesellschaften, Concerte und Bälle,

es streifte auf den Spaziergängen, er spähte sogar in den Kirchen; erst wie Alles vergeblich blieb und er dem Wohnorte des väterlichen Freundes und seiner bestimmten Braut immer näher kam, da erwachte seine Unruhe; sie stieg wie eine kleine Wolke auf, aber sie breitete sich bald über die freie Wölbung seiner Stirne.

Die Nacht war noch nicht lange vorüber, als Roderich auf einer Anhöhe hielt, von der die Straße sich in ein weites, vielbebautes Thal hinunterzog. Eine ansehnliche Stadt lag im Wiederschein der Frühe wie zu seinen Füßen. Aber seine Stimmung war nicht, den schönen Anblick rein zu genießen; es war der Ort, wo er nach dem Wunsche seines Vaters einige Wochen bleiben und um die bestimmte Braut werben sollte. Er band sein Pferd an einen Baum und legte sich in verwor-

renen Gefühlen an einen Abhang, wo sein Auge die weite und reiche Aussicht wohl ganz beherrschte, aber nicht beachtete.

Seine Träumereien, schwankend, hell und dunkel wie der Nebel vor ihm in den Gründen, mit denen die Sonne kämpfte, wurden von einem den Berg heraufkommenden Wagen unterbrochen. Er dankte flüchtig einer ältlichen Dame, die nebenher ging und ihn mit Verwunderung im feuchten Grase erblickend, lächelnd begrüßte — und rollte sein Bild auf, das er eben hatte betrachten wollen.

Da bemerkte er ein anständig gekleidetes Mädchen, das nach jener den Berg herauf kam. Die schlanke Größe der Gestalt, über gewöhnliches weibliches Maaß erhaben, machte ihn aufmerksam, er sah gespannter hin, sah die Harmonie der

Gesichtszüge, die unbegriffene, aber seelenreine Schwärmerei, die auf ihrer Stirne zu schweben schien, das betrachtende, lebenvolle und treue Auge, die Einfachheit, die durch seinen blauen Glanz und ihr ganzes Aeußeres leuchtete — er sah, und man denke sich sein Erstaunen! er erkannte Alles und von dem Augenblick an war sein Bild ihm nur eine wohl treue, aber höchst schwache Copie; denn er hatte das Urbild derselben, er hatte seine Geliebte selber gesehen.

Wie er aus seiner Verwirrung sich ermunterte, wußte er noch bestimmt, daß sie ihn aufmerksam angeblickt und freundlich und verlegen gegrüßt hatte. Sie war ein wenig vorüber, als er sich besann, aufsprang und ihr nachblickte, bis auf der Höhe der erwartende Wagen sie aufnahm und Alles verschwand. In Gedanken blieb

er nun noch lange auf dem Rasen sitzen, er fühlte keine Zeit, träumend ritt er erst spät in das belebte Thal hinunter.

Begreiflich mußte ihm das Unangenehme seiner Lage bald auffallen, wenn er daran dachte, den Freund seines Vaters besuchen zu müssen. Vermeiden konnte er das, wie er wohl einsah, nicht, aber er suchte es möglichst aufzuschieben. Eigentlich sehnte er sich von dem Orte wieder fort und blieb nur, um zu erfahren, wo hinaus die Fremden gereist seyn möchten, oder ob sie nicht vielleicht aus der Gegend wären. In den Gasthöfen war seine Nachfrage vergeblich. Er fand aber bei dieser Gelegenheit einen Jugendbekannten auf, der sich seit einigen Wochen an dem Orte befand. Mit dem befreundete er sich von neuem durch Erzählen und Vernehmen der

ſpäteren Schickſale. Das war ſein einziger Umgang.

Als er einmal gegen dieſen ſeinen Aufenthalt in der Schweiz berührt hatte, ſtand er auf, und langte aus dem Mantelſacke das Bild hervor. Er erzählte einige begleitende Umſtände und fragte ſeinen Freund, wie ihm das Geſicht gefalle?

„Wunderbar," ſagte der, „aus der Schweiz bringſt Du dieſes Bild? und wenn mich doch nicht Alles trügt, ſo will ich Dir gelegentlich, vielleicht übermorgen in der Kirche, das Urbild zeigen. Denke Dir nur ſtatt des Bandes um die Stirn eine einfachere Ordnung des braunen, gelockten Haares, und am Fleiſche ein noch zarteres, durchſcheinendes Roth; im Uebrigen iſt die Aehnlichkeit wirklich ganz auffallend."

Roderich glühte vor Freude und fragte haſtig nach ihrem Namen; der junge Kaufmann wußte aber dieſen, ſo wie ihren Stand ſelber nicht, auch nicht, ob ſie in der Stadt oder in der Umgegend wohne; ob ſie vielleicht gar eine Fremde ſey. Er lächelte über den Ungeſtüm ſeines Freundes, hörte darnach ſeine vertraulichen Klagen und Mittheilungen, und rieth ihm doch zuletzt wohlmeinend, den Freund ſeines Vaters, der eines der angeſehenſten Häuſer mache, recht bald zu beſuchen. Er beurtheilte die Verhältniſſe ſeinem Stande gemäß als Kaufmann und beglückwünſchte ſeinen Freund von ganzem Herzen, daß ſein guter Stern ihn bei ſolcher Jugend in die glänzendſte Lage beinahe mit Gewalt hineinziehe.

Roderich beachtete aus ſeinen Reden nur das, was ſeiner Leidenſchaft, die ihn

ganz erfüllte, erwünscht war. Indeß gab ihm die gewonnene Hoffnung, seine Geliebte zu finden, wieder genug Klarheit, um sein sonderbares Betragen zu ändern. Er war schon mehrere Wochen an dem Orte, ohne einen Besuch bei dem alten Oliver abgelegt zu haben. Jetzt faßte er Muth, um durch ein kluges und berechnetes Benehmen sich aus der Verlegenheit zu ziehen, und ging am nächsten Tage, wenn auch unter Herzklopfen, nach dem bezeichneten Hause.

Er wurde von der älteren Tochter des Hauses sehr freundlich empfangen. Die Verlegenheit, da er nicht wußte, ob er etwa mit seiner bestimmten Braut, rede, nahm ihm viel von seiner Unterhaltungsgabe. Das Mädchen behandelte ihn indeß so anspruchslos, mit so vieler Gut-

müthigkeit; sie stellte ihm die Freude, die ihre Eltern, ihre Schwester und ihr Bruder haben würden, ihn zu sehen, so naiv lebhaft vor; sie bat ihn so angelegentlich, bald wieder zu kommen, daß er nicht umhin konnte, es mit dem Ausdrucke großer Willigkeit zuzusagen. Die Lust darüber leuchtete aus ihren schalkhaften Augen; mit schwerem Herzen aber machte sich der arme Mann, der seine Uebereilung einsah, auf den Rückweg.

Es wäre unmöglich, in einer Erzählung, wie diese, allen Wechsel der Gefühle auszudrücken, die in Roderichs Seele während der nächsten drei Wochen Platz fanden. Daß seine Stimmung nicht zu den ruhigsten gehörte, wird man sich leicht denken; daß er der Entscheidung seines Innern folgte und alle seine Liebe der Unbe-

kannten zuwandte, wird man begreifen; daß er die ihm aufgedrungene Braut nicht wieder aufsuchen wollte, wenigstens entschuldigen; daß er darüber alle Nachricht an seine Eltern vergaß, nachsehen.

Einige Male gelang es ihm in dieser Zeit, die, welche er suchte, wirklich wieder zu sehen und sich zu überzeugen, daß sie in der Gegend wohnen müsse; jedes Mal bekräftigte sich dadurch sein Vorsatz, kein Lebensglück annehmen zu wollen, das nicht ihre Liebe mit einschlösse.

Es war an einem schönen Sonntagmorgen. Roderich saß mit seinem Freunde in dem hochgebauten, einfachen Familienhause der Gemeine; die Sonne schien grüßend hinter seinem Rücken her in die kühlen, sich leise füllenden Räume. — Nun wallten und schwollen die Accorde

der Orgel; die Erwartungen aller Menschen wandten sich dem Himmel und der Ruhe zu. Auch Roderich fühlte die Kraft, aufzutauchen aus seiner Verwirrung; aber er sah über den Wellen, in denen das Leben gewöhnlich fortfließt, nur wieder, was er ganz allein in sich fühlte — die Liebe.

Der Gesang endete; die Gemeinde hörte schweigend auf die beginnende Rede: nur die verstohlen Gesuchte und Erwartete war nicht da. Roderich kämpfte gegen eine wachsende Unruhe.

Da öffneten sich die gegenüberstehenden Thüren, und herein hinter einer bejahrteren Dame, die ihre Mutter schien, trat eine hohe jugendliche Gestalt, in schwarzseidenem Gewande — das himmlischschöne, glühende Antlitz in allem

Ernste der Wehmuth, oder der Andacht. O, wie blickt die Liebe so scharf! Erhoben, wie die unaussprechliche Einheit ihres Wesens sich hier zeigte, erkannte Roderich doch alsobald die Eine, mit der er alle Liebe zu sich selber völlig theilte; ja über die er schon früher sich fast vergessen hatte. Sie setzte sich, das helle Auge meist aufwärts gegen den Redner gewandt, daß er sie, von ihr unbemerkt, von der Seite betrachten konnte, und versunken in ihre Züge die Gegenwart selber über der Gegenwart vergaß.

Verwundert blickte sein Freund zuweilen auf ihn hin — er beachtete es nicht. Es beschämte ihn nicht, daß die Jungfrau mit so voller Seele dem Vortrage nachdachte, während er kaum den Gegenstand der Rede behalten. Er bewunderte ihre Andacht, aber er merkte nicht, daß er sel-

ber keine hatte. Erst, wie der Schlußgesang zu Ende ging, die Gemeinde sich erhub vor dem segnenden Prediger, die aufstehenden Nachbaren sich ihm vorbei zur Thüre drängten, wie auch die Unbekannte mit ihrer Mutter unter den Letzten verschwand, folgte er seinem harrenden Freunde durch die leeren Bänke.

Man sieht aus diesem Vorfall, daß seine Leidenschaft in der Spannung, worin ihn seine eigene Lage halten mußte, einen immer krankhafteren Anschein gewann. Denn gesund wird man nur eine solche Liebe nennen können, welche das, was man für ehrwürdig oder heilig zu halten hat, nicht beleidigt, sondern noch ehrwürdiger und heiliger macht. Und selbst die gewöhnliche Besonnenheit schien ihm zu fehlen, da er seiner Geliebten nicht einmal nachging, um endlich bestimmter ihren Auf-

enthalt zu erfahren; aber wir glauben lieber, daß ihn eben nach dem Beſuche der Kirche eine löbliche Schaamhaftigkeit vor ſich ſelber, die der innigen Liebe natürlich iſt, davon zurückhielt.

Denn er verſäumte es keineswegs, ſeiner Unbekannten auf Spaziergängen und wo es ſonſt thunlich war, fleißig nachzuforſchen, nur daß dieſes vergeblich blieb. Nur einmal wieder meinte er ſie, wenn nicht geſehen, doch gehört, ja ihre Wohnung gefunden zu haben. Das war an einem Abende. Die volle Nacht war hereingebrochen; Roderich war aus der Stadt herausgegangen und wandelte zwiſchen einzelnen Häuſern die Höhe hinan. Nur hin und wieder ſchimmerte noch ein Licht aus dem dunkeln Thale und die Kirchthürme ragten einſam in den Nachthimmel empor. „Wenn es nur immer Sonn-

tag wäre und die Glocken läuteten," ſagte er träumeriſch in ſich, wie er ſie ſah.

Er war an den bretternen Scheiden mehrerer Gärten hingegangen, als er einige Klänge einer Guitarre und bald den Geſang einer tonvollen weiblichen Stimme vernahm, den er ſo aufgefaßt zu haben meinte:

Alles ruht in tiefer Stille
Nur der Liebe
Heimlich Sehnen
Glühet wach in nächt'ger Hülle.

Glühet wach in jungen Herzen
Die in Fülle
Doch verlaſſen
Ringen mit der Wehmuth Schmerzen.

Wer kann ſolche Schmerzen faſſen?
Innig lieben
Und nicht kennen
Fern ſeyn und ſich doch nicht laſſen?

Roderich war, um das Lied zu hören, zur Seite getreten, wo eine Spalte ihn in den Garten und zunächst in eine Laube sehen ließ. Die Sängerin wandte ihm aber den Rücken, und ein blaues Tuch, um Haupt und Kinn geschlungen, verhinderte ihn, auch wenn sie sich zur Seite wandte, ihre Züge zu bemerken. Gleichwohl war ein Etwas in den süßen Lauten ihrer Stimme, das ihn schwärmerisch fortzog, und an die Schweiz, an den Morgen seiner Ankunft im Thale, an die Kirche erinnerte. Er glaubte, seine Geliebte zu hören; und wußte selbst doch eigentlich nicht, warum er's glaubte.

Da die Familie im Garten zu reden anfing, so hielt seine Bescheidenheit ihn zurück, länger stehen zu bleiben und zu horchen. Er trat ferner und sah bald auch das Licht in dem Garten sich entfer-

nen. Noch schwärmerischer, als er gewesen, kehrte er seines Weges zurück und wiederholte nur immer in Gedanken

Wer kann's fassen
Von dem Bilde
Seiner Schmerzen
Wird der Jüngling nimmer lassen.

Und das that er noch den Abend auf seinem Zimmer, bis er das Licht ausgelöscht hatte und alle seine Erinnerungen in die Träume hinüber nahm.

Das Benehmen des jungen Mannes bei diesen Vorfällen möge den Uebergang von der frühern, durch Besonnenheit und Gewöhnung bekräftigten Gemüthslage desselben zur immer wachsenden Leidenschaftlichkeit und Sehnsucht bemerklich machen. Die unvermeidliche Erinnerung an die Wünsche seiner Eltern, an die Verabre-

dung seines Vaters, die Unmöglichkeit, seine Unbekannte in größern Gesellschaften aufzusuchen, so lange er nicht seine Besuche beim alten Oliver erneuert hatte, verwirrten ihm jedes Nachdenken und jeden festen Entschluß. Er gewöhnte sich, an sein Leben mit tiefer Unbehaglichkeit zu denken; er versäumte alle weiteren Bekanntschaften. Tage vergingen, da er auf allen Fahrstraßen umherstreifte, wehmuthskrank mit allen Seelenkräften an dem lieblichen Bilde seiner Gedanken arbeitete, das wie ein Phantom ihm vorüber gegangen war, leuchtend und blendend, daß er nun nichts erkennen konnte, als seinen Nachschein. Alle seine Gespräche, besonders die mit seinem Jugendfreunde, nahmen bald diesen veränderten Charakter seiner Seele an. In seine freiesten Kunstbeschäftigungen schlich sich die einzige Gestalt und eine unruhige Wehmuth ein.

Seine Sprache wurde tonvoller, gleich wie eine verhüllte Klage; um seine Augen zog sich wie ein Flor ein Etwas, wie bei Kranken, die sehend schlafen. Er beurtheilte Alles schonender; auf die fröhliche Bedeutsamkeit seines Lebens verzichtend, erschien ihm Alles zu klein, um darüber Andere zu tadeln. Denn Tag an Tag verging, ohne daß er seinen Hoffnungen näher kam; er mußte nothwendig bald das Thal verlassen, darin ihm allein Licht, hinter dem ihm das ganze Leben gleichgültig war.

Eines Abends saß er im tieferen Dunkel allein auf seinem Zimmer, und sah die letzte Helle des ungenossenen Tages untergehen. Der Bediente kam und brachte eine Einladungskarte, die für ihn abgegeben war. Eine Gesellschaft des Ortes hatte für die Nacht einen Ball veranstaltet; eine unbekannte männliche Hand

bat ihn in einigen Zeilen um seine Gegenwart.

Obgleich mit Widerwillen, konnte er doch nicht anders, als die Einladung annehmen. Ohne seine dunkle Kleidung zu wechseln, suchte er das bezeichnete Haus. Es gehört eine gewisse Kleinlichkeit dazu, daß ein Jüngling sich mehr nach der Sitte, als nach innerer Entscheidung richte.

Der Saal war ungewöhnlich angefüllt mit Leuten, die einer langen Alltäglichkeit entgangen, der geselligen Lust sich hier um so theilnehmender ergaben. Roderich suchte den jungen Kaufmann, den er seit einigen Tagen nicht gesehen und streifte nur mit furchtsamen, auch mit vergeblichen Blicken an den Reihen der Mädchen hin. Endlich fand er jenen im Gespräch mit einem ältlichen Mann verflech-

ten. Er trat näher; sein Freund nannte ihm den dritten, als eben den, welcher ihm die Karte zugeschickt habe, und zugleich — als Herrn Oliver, den Freund seines Vaters.

Der Alte verweilte mit sichtbarem Wohlgefallen auf dem Benehmen des Jünglinges, das wie durch einen dämpfenden Flötenzug die Töne seiner Seele insgesammt zarter angab. Vieles wurde gefragt, Vieles im Gespräche berührt. Roderich glaubte es seinem Vater schuldig zu seyn, daß er gegen seine Neigung diese Milde zeigte, und dadurch nur ein Wohlwollen erhöhte, das ihm peinigender war, als Gleichgültigkeit.

Andere Paare fingen an zu tanzen. Roderich lehnte es ab und wurde von dem Alten in die ferneren Zimmer geführt, wo

án einzelnen Tischen ältere Damen und einige Herren in Parthien beisammen saßen. Sie gingen noch weiter zu einer halb dunkeln, abgelegenen Stube, die, an der Feldseite des Orts gelegen, die Aussicht auf die verschatteten Berge gab.

Es stand ein Flügel vor der Ecke des äußersten Fensters. Der Trost der Töne hatte dem Gequälten lange gefehlt. Er setzte sich an das Instrument und spielte eine bekannte Polonaise, von dem Künstler, welchen die Liebe zu einer Königin unglücklich gemacht haben soll. Die Tanzmusik klang nur fern herüber; auch der alte Oliver entfernte sich zu Bekannten. Da kamen die Töne wie kindliche Engel, traten theilnehmend zu allen seinen Klagen und der Einsame konnte ihnen sein Herz nicht verschließen. Sein Auge war zu den ewig kalten Sternen gewendet;

aber ihr Himmel schien ihm zu ferne, um seine Nächte zu erwärmen: er hielt inne und blickte in das Feld hinaus.

Ueber seinem Spiele waren einige von der Gesellschaft hereingekommen. Ein junger, wohlgebildeter Mann trat jetzt zu ihm, und fragte: ob er nicht seinen Platz einer Dame abtreten werde, da es doch scheine, als ob er nicht weiter spiele.

Roderich stand auf, schob einen andern Stuhl hin und entfernte sich ans Fenster. Er sah nicht hin, weil er zu bewegt war. Leise Töne kamen wie Frühlingsvögel einzeln geflogen, wie im Wechsel von Lust und Schmerz. Das Schwanken wurde stärker; es war wie eine Dämmerung, wo die Nebel kämpfen und der Erwachende sich nicht entscheiden kann, ob die Sonne untergegangen oder aufgehen

wird. Leiſe miſchte ſich wie eine Nachtigall eine jungfräuliche Stimme hinein; dann immer ſtärker. Roderich ſchüttelte ſich aus Träumen, blickte hin, und ſah das edle Antlitz, bleicher im Wiederſchein der Sterne, mit vollen Augen unter einzelnen Locken ſehnſuchtsvoll hervorblickend.

Das Lied erzählte von einer Hirtin, die, wie die perſiſche Schirin, an einem Morgen ein ſchönes unbekanntes Bild geſehen und es lieb gewonnen. Sie wurde wie ein Blümlein geſchildert, das ſich der Liebe nun wie der Sonne zukehrte. Der junge Kaufmann war herein getreten; Roderich lehnte ſich an ihn und hatte Alles über dem Geſange vergeſſen.

Aber der Geſang war noch nicht vollendet, als der männliche junge Mann, der früher ihn angeredet, hinter den Stuhl

des Mädchens trat und einige Strophen begleitete. Roderich rang mit ſchmerzlicher Beſorgniß. Das Lied wurde abgebrochen; der Jüngling drückte der Spielerin die Hand; Beide ſahen ſich mit ſeelenvollen Augen lange an. Ein alter Mann flüſterte unſerm Freunde zu: „Ein herrliches Paar!“ Der Arme fühlte ſeine Pulſe krankhaft unter dem hereindrückenden Gange der Schickſalswolken ſchlagen und ſeinen Fuß über die Wetterſcheide in die trübere Zukunft hinunter gleiten.

Der Glücklichere führte die Jungfrau zu ihrem Sitze zurück. Roderich warf ſich halb bewußtlos auf das Inſtrument und als wollte er die Harmonie ſelber zerreißen, griff er ungeſtüme Accorde und ſang:

Verloren!
Die Wolken ziehen fort — es kommt die Nacht.

Ein Blümlein ſtand in Frühlingspracht
Und meinte ſich zur Luſt geboren.
Ach nein! Es dunkelte ſchwer;
Das Arme ſank nieder für immer;
Und kehret der ſpate Schimmer,
Er findet ſie ſchon nicht mehr.

Er rauſchte ſtürmiſch hinter der ſinkenden Blume ſeines Geſanges her und ging erſt allmählig in wehmüthige Phantaſien aus h mol über.

Sein Freund faßte ihn am Arme, er ſah ſich ſtier um, das Zimmer war leer. „Wie biſt Du unvorſichtig geweſen,“ ſagte jener — „Du haſt die junge Dame ſo erſchreckt, daß ſie blaß am Arme ihres Begleiters hinaus ging und die übrigen folgten.“

Da fiel Roderich ihm ſtumm in die Arme, riß ſich los und ging mit unaus-

sprechlich schwerem Herzen hinaus in die einsame, dunkle Nacht.

Mit dieser Katastrophe war bei ihm selber sein Schicksal und sein Wille entschieden. Er mußte fort; an erneuerte Besuche bei dem Freunde seines Vaters konnte er nun noch weniger als vorher ohne Widerwillen denken. Ein Brief, den er am folgenden Tage bekam und darin seine Eltern ihn angelegentlich baten, sich dem befreundeten Hause zu nähern, wurde in Unwillen zerrissen; was aus seinem Mantelsack herausgenommen war, wieder eingepackt. Einige Stunden seitab im Gebirge lag ein kleiner Badeort; er kannte die wilde Natur um ihn her, da wollte er hinziehen.

Nicht lange vor seiner Abreise erhielt

er noch ein Cartel von dem Geliebten ſeiner Unbekannten mit folgenden Worten:

„Sie werden ſich wegen ihres unzarten Benehmens am geſtrigen Abende zu einer Genugthuung verbunden achten. Die junge Dame, die Sie durch eine ſo unſchonende Beziehung Ihrer Worte auf das voraufgegangene Lied beleidigten, beklagt es, zu ſehr aus ihrer Empfindung geſungen zu haben. Mir liegt es ob, ſie gegen ſolche Verlegenheiten zu ſchützen, wollen Sie, mein Herr," u. ſ.

Gemiſchte Gefühle regte dieſes Blatt immer ſtärker auf, beſonders durch den Schluß, wo der Name Oliver unterzeichnet ſtand. In dem Bruder der ihm aufgedrungenen Braut zugleich den Nebenbuhler zu ſehen, der ihm ſeine wahre Geliebte raubte, ſchuldlos zu Allem noch die

Achtung einer befreundeten Familie zu verlieren, mit der Annahme des Zweikampfs ein doppeltes Glück in Gefahr setzen, da er selber keins dagegen auf's Spiel legen konnte — das wußte er bei sich nicht zu ordnen. Er antwortete vorläufig, daß er einen jungen Kaufmann, seinen Jugendfreund, bevollmächtige, über Manches näheren Aufschluß zu geben, daß er aber, wo das nicht befriedigen sollte, zu jeder weitern Erklärung bereit sey und noch immer in der Nähe bleibe. Der Brief war fortgeschickt, etwas später ritt er schon — mit wie anderer Seele, als er hereingekommen — aus dem reichen, schönen, glücklichen, unglücklichen Thale über die Berge hinaus.

Das neu angelegte Bad, zu dem er den Weg nahm, liegt in einer engen Tiefe, deren Bergseiten hier bewaldet, dort als

Felswände grau sich hebend mit schöner Wildheit die gut gebauten Häuser, die künstlichen Anlagen und mehrere heilsame Quellen einschließen. Wenn im Sommer das Leben wie ein langer nördlicher Tag dahin hinwandert, scheint es eine Oase zu bilden in weiter Oede: mit dem Herbste sinkt es in die nämliche Einsamkeit selber zurück und ist wie eine Ruine voriger Jahre.

Indeß ist das ganze Thal in einer Länge von etwa sechs Stunden nicht immer gleich wild; östlich und westlich der vorspringenden Berge, die das Bad wie hohe Wälle einschließen, wechselt es anmuthig-romantisch zwischen Erhabenheit, Einfalt und Mannichfaltigkeit, ohne doch, zumal im Herbste, die Grundfarbe der Wildniß irgendwo ganz zu verlieren.

In dieſe Gegend kam der Jüngling, der aus einer fröhlichern beklemmt geſchieden war, auf dem einzigen Wege, der längs dem Fluſſe ſich hinein verliert. Er fand das Wirthshaus von Gäſten leer, nahm, um ganz allein zu ſeyn, ein Zimmer nach hinten, wo er einen Ausgang in nahes Gebüſch hatte, und beſchäftigte ſich von nun mit ſeiner Schwermuth und ſeinem Trübſinne. Am meiſten war er zwiſchen den Gipfeln der Berge; ſeine Bruſt öffnete ſich der melancholiſchen Erhabenheit entgegen, die jeder verarmten Seele ſo freundlich iſt, weil ſie mit ihrer Größe die eigene Armuth ihrer Verhältniſſe überragt. Er erſchöpfte ſeine Kräfte, um ſich endlich, gezwungen ruhig, auf das Moos oder auf Felſen zu ſtrecken, und dieſelbe Anſpannung mit ſeinen Gedanken, ſeinen Erinnerungen, ſeinen verknickten Hoffnungen noch gefährlicher zu wiederholen.

Wenn er mit dem Wirthe oder andern Alten zusammen traf, so ließ er sich die Mährchen der Gegend erzählen, die da vielfach im Munde des Volkes leben. Die rissen ihn aus der Gegenwart fort, und belebten um ihn eine fremde Welt, aus der er sich selber wie ein Schatten vorkam, der mit dem Wahne des Seyns und des Glücks und Unglücks über die Ruinen größerer Vorzeit hinflieht.

Der Wirth sagte oft: er habe über den Gast ganz eigene Gedanken — er hat sie aber nie mitgetheilt. — Unsere Gedanken sind, daß alles Freuen und Hoffen des Menschen sich auf das Glück der Liebe stellt, und daß der, welcher es verfehlte, obwohl er es kannte, den Schmerz nicht überwindet, so lange er lebt.

An einem Abende — er war bereits

wochenlang da ohne Nachricht aus der Stadt — hatte er ſich bis tief in die Dämmerung draußen aufgehalten und ſein Gemüth in noch völligere Nacht gekleidet. Wie er zurückkehrte, bemerkte er durch's Dunkel der Büſche zwei Männer auf ſich zu gehen, in deren einem er den Wirth, in dem andern den alten Oliver zu erkennen glaubte. Er wich ſeitwärts aus und ging den Berg hinauf; ſie folgten. Unwillig wandte er ſich tiefer in die Gebüſche; ſie griffen ſich an, ihn nicht aus dem Geſicht zu verlieren, ja ſie riefen ihn; aber er war erhitzt, und weil er am Ende ſelbſt ermüdete, ging er auf einem Seitenwege ſchnell auf ſein Zimmer zurück, ſchloß ab und lehnte ſich ins Fenſter. Dämmernd blitzten die Sterne wie Gedanken eines höheren Lebenskreiſes durch die Herbſtluft. Eine trübe Ruhe, wie die in der Natur, lag auf ſeinem Herzen — es

war wie in der nächtlich einsamen Geburtsstunde eines nicht fröhlichen Tages, wie die Tag- und Nachtgleiche, auf die der Winter folgt.

Ein Klopfen an seiner Thüre weckte ihn auf. Der Wirth fragte: ob er zu Hause sey; es warteten zwei alte Herren auf ihn, und einer davon sey sein Vater. Roderich sprang auf und eilte hinunter. In der Wirthsstube fand er seinen Vater, den er bereits lange nicht gesehen hatte, mit dessen Freunde zusammen; er schloß jenen mit Herzlichkeit in die Arme. „Ihr Unhold!" — sagte der alte Oliver die Stirne trocknend — „wie habt Ihr uns in den bösen Bergen angegriffen; ich bin lange nicht so müde gewesen! — Ihr mögt nur diesen Abend nicht lange aufsitzen, denn morgen mit dem Frühesten reisen wir Drei in die Stadt zurück."

Roderich antwortete mit einer flüchti-

gen Entschuldigung und wurde einsylbig. Die beiden Freunde redeten meist mit einander über eine alte Vergangenheit und über ihre Geschäfte. Man legte sich zeitig zur Ruhe.

Die Rückkehr zur Stadt war nicht zu vermeiden, da die Alten seine Erklärungen bis dahin nicht hören wollten. Er schwieg und suchte nur für die vielen Unannehmlichkeiten, die er voraussah, eine männliche Festigkeit schon jetzt aus dem Stolze unverdienten Unglücks zu ziehen. Von einer offenen Erklärung hoffte er bei der Liebe seines Vaters viel, und er gedachte sie nöthigenfalls vor der ganzen Familie zu geben.

Sie fuhren in einem Wagen; die beiden Alten gingen aber rücksichtslos ihren Gesprächen nach, ohne ihn hinein zu ziehen.

Die Pferde hielten vor Olivers Hause;

die Mutter, die Tochter, der Sohn und der junge Kaufmann erschienen auf der Vortreppe. „Der Vater" — sagte der Hauswirth zu Roderich — „wohnt bei mir; darum wird es der Sohn auch wohl nicht ausschlagen." Der junge Mann dankte stumm und folgte mit ernsten Grüßen gegen die, welche sie erwarteten, in das Zimmer. Es war um Mittag, und der Tisch schon reich besetzt. Die jüngere Tochter wurde, wie er glaubte, um ihn zu schonen, mit Abwesenheit entschuldigt.

Alle standen und blickten zu einander wechselsweise verlegen hinüber. Endlich fragte Roderichs Vater ihn schonend, um die Erklärung seines auffallenden Benehmens seit seinem Aufenthalte in der Gegend.

Roderich trat hervor, bemerkte, wie er bereits Alles seinem jungen Freunde mitgetheilt habe, und erzählte dann,

schwärmerisch und fest: wie in der Schweiz ihn ein Bild ganz eingenommen, wie er das Original hier wieder gefunden, um seinetwillen dieses Haus vermieden, wie er auf dem unglücklichen Balle in ihr die Braut des jungen Olivers erkannte und nun, auf das höchste Glück verzichtend, kein halbes als Schadenersatz annehmen mochte. Er redete mit steigender Wärme; sein ganzes Herz strömte über; aber er suchte vergeblich die Uebrigen zu bewegen. Mit einem forschenden Lächeln hafteten ihre Blicke auf ihm, daß er endlich unwillig schwieg.

Nun nahm der alte Oliver das Wort. „Daß ein bloßes Bild von dem Herren in der Schweiz, den ich recht gut kenne, einen gesetzten jungen Mann zu solcher Liebe fesselt, ist gewiß selten; aber was soll man sagen, wenn er aus phantastischer Treue und Leidenschaft seine schöne

Braut, die ihm bestimmt ist und die auch durch ein solches Bild aus der Schweiz an ihm hängt, bis zur öffentlichen Beleidigung flieht."

„Herr!" sagte Roderich, „ich verehre in Ihnen den Freund meines Vaters, aber ich bitte um eine Erklärung."

„Nun, ich gebe sie eben" sagte der Kaufmann ruhig. „Was soll man sagen, wenn er vor seinem Mädchen flieht, in dem Glauben, sie zu suchen; mit ihrem Bruder sich schlagen will; in den wüsten Bergen der ewig Liebe schwört, von der er fortgelaufen, und den künftigen Schwiegerpapa, der ihm nachfolgt, zur Lust bergauf und bergab hetzt?"

Er erzählte den Vorfall des gestrigen Abends: Alle lachten; die Mutter ging hinaus.

„Hier muß ein Mißverständniß seyn" sagte Roderich.

„Ei freilich!“ ſagte der Alte. „Glaubt man denn, man habe nicht auch ein Porträt von dem Schweizer geſchickt bekommen, und einmal morgens an dem Berge das Original geſehen? Da hat das Mädchen ihn ihrerſeits eben ſo lieb; ſie ſind ja Beide ſtückweiſe aus der Poeſie; ſie harrt auf ſeine Ankunft; er iſt bereits da, und erſcheint nicht; er ſoll nach dem Briefe des Phyſiognomikers gar in ſie verliebt ſeyn. Ich thue das meine, um ſie auf dem Balle endlich ins Geſpräch zu bringen. Sie kommt; er läuft ans Fenſter; ſie ſpielt und ſtockt. —

„Wär's möglich!“ rief Roderich.

„Nun ja!“ rief der behagliche Alte, und ging zur Thüre, wo man die Stimme der Mutter hörte. „Komm nur herein, Ida; es ſind lauter gute Bekannte, und er will geſtehen.“ Mit den Worten öffnete er die Thüre, das ſträubende Mädchen er-

schien an der Hand der zurendenden Mutter.

Alle blickten mit Lust auf die Morgenröthe ihrer liebenden Verlegenheit. Roderich erkannte die geliebten Züge, die reine, unbegreifliche Harmonie, die, wie klare und einfache Gedanken des Dichters, nie genug betrachtet werden möchte; er begriff, wie ihr Herz sein wär; er sah das freundliche Zulächeln in Aller Augen, fühlte sein Glück, und stand doch fast bewegungslos da. —

„Wie sie staunen!" rief da der alte Oliver, wieder lachend. „Man sollte sie strafen, wenn mich nicht mein alter Freund dauerte, der gern heute die Verlobung ansehen wollte."

Alle riefen vor Lust, und die Eltern schoben die überglücklichen Liebenden einander in die Arme.

Ferd. Glanzow.

Der

Leichenstein.

Eine Gesellschaft junger Leute war sehr lange eines Abends beisammen gewesen; man hatte die Flaschen nicht gespart und bis gegen Mitternacht war von ihnen viel Kühnes und Seltsames ersonnen, beredet und zum Theil ausgeführt worden. Da fiel es einem von ihnen noch ein, anzugeben, daß sie sich wollten wahrsagen lassen.

Der Vorschlag wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Was von Wein noch übrig war, trank man zur Stärkung des Muthes hinunter, daß die Flaschen bald insgesammt leer auf dem

Tische standen. Es war bereits gegen Mitternacht, als sie zusammen in phantastischer Wildheit, Arm in Arm gefaßt, ihren Weg antraten.

Die Frau, zu der sie gehen wollten, wohnte außer dem Thore in einem kleinen Hause und bediente sich zu ihren Wahrsagungen eines Spiegels, worin der Fragende das Stück aus seinem künftigen Leben, welches er verlangte, sollte sehen können. Es wurden mehrere Fälle erzählt, wo man behauptete, daß ihre Deutungen wirklich eingetroffen seyn; sie hatte aber feierlich angeloben müssen, dem gefährlichen Geschäfte zu entsagen, und trieb es seit lange nur sehr geheim.

Wie die Gesellschaft lärmend bei ihr ankam, merkte sie wohl, daß die meisten über die Gebühr getrunken hatten, und

weigerte sich standhaft, ihrem Begehren Folge zu leisten. Keine Versprechungen, kein angebotenes Geld vermochten sie davon abzubringen. Die meisten glaubten es ihr am Ende, daß sie dem Handwerk entsagt habe, und beredeten sich umzukehren und die Gassen der Stadt zu durchschwärmen.

Nur einer von ihnen, Leopold, der am wenigsten getrunken, aber von Natur die aufgeregteste Phantasie hatte, sonderte sich unbemerkt von ihnen ab, ging allein zu dem Weibe zurück und erneuerte seine Bitten mit den größesten Betheuerungen, daß er Alles, was er nur sehen möge, verschweigen wolle.

Es gelang ihm, die Bedenklichkeiten der Alten endlich durch Geld und seine guten Worte zu überwinden. Sie winkte

ihm stumm, leuchtete ihm aus ihrer Stube eine Treppe hinauf in eine obere Kammer, wo ein großer Spiegel, mit einem Vorhange bedeckt, an der Wand stand. Den stellte sie auf den Tisch, schob die Lampe in den Ofen und fragte ihn, w er denn zu sehen verlange.

Er bedachte sich eine Weile und lehnte die Fragen, ob er seine künftige Braut, seinen einstigen Wohnort und was sonst die Neugier reizen mag, sehen wolle, ernsthaft ab. Im Nachsinnen hörte er den Ruf des Wächters; der Wein, noch mehr der Gang durch die Nacht hatten ihn sehr eigen gestimmt; er sahe auf und verlangte sein Grab zu sehen.

Mit unverhehltem Erschrecken und darauf mit einer gewissen wohlwollenden Gutmüthigkeit suchte die Alte ihn davon

abzubringen und erinnerte ihn, wie oft eben das Vorauswiſſen die Urſache der Erfüllung ſey. Aber vergeblich; ſein Gemüth hielt die Vorſtellung feſt und nach langem Weigern wurde der Vorhang von dem Spiegel weggezogen.

Im dämmernden Halblichte, das in dem Spiegel ſelber zu liegen ſchien und ſich nicht darüber hinaus verbreitete, zeigte ſich ein grüner, länglich viereckiger, von einer Mauer umzogener Platz. Hinter demſelben ſtanden mehrere Rüſtern und Eichen, über denen die Dächer eines weitläuftigen Gebäudes hervorſahen, das ein Kloſter zu ſeyn ſchien. Im Vordergrunde erhoben ſich, aus dem Raſen mehrere Hügel mit Kreuzen und Leichenſteinen. Auf einem der letzten, unweit der Mauer, las er anfangs mit Ueberraſchung, dann mit

immer steigendem Grauen deutlich seinen eigenen Namen.

Stillschweigend saß er davor, bis sich der Vorhang wieder niederließ und die Alte das Licht aus dem Ofen nahm, um ihm zur Thüre zu leuchten. Er ging tiefsinnig nach Hause; jede Spur eines Rausches schien vorüber; aber das Bild seines Grabes hatte sich unauslöschlich in seine Seele geprägt.

Und so blieb es auch in den nächsten Tagen und Wochen.

Um sich zu zerstreuen, übernahm er's bei einer sich anbietenden Gelegenheit, eine Reise selber zu thun, die er unangenehmer Geschäfte wegen sonst wohl einem Andern übertragen hätte. Er rechnete sehr richtig, daß der reichere Wechsel an See-

nen, Lagen und Empfindungen wohlthätig auf ihn wirken müsse. Auf seinem Pferde so manche angenehme Landschaft, so manche nie gesehene Orte durchstreifend, gewann er nicht nur die vorige Freiheit seiner Phantasie wieder, sondern sogar mehr Lebhaftigkeit, als sein zum Ernste neigendes Wesen je gehabt hatte.

Eines Tages überfiel ihn im Freien ein immer stärker werdender Regen. Er war bereits mehrere Stunden von dem Orte, von dem er ausgeritten und fast noch eben so weit von dem, wohin er gedachte. Bald war Alles an ihm durchnäßt, er spornte sein Pferd auf einen Nebenweg, in der Hoffnung ein Dorf zu erreichen, das er an der Landstraße, wie er wohl wußte, vergeblich suchte. Aber die ganze Gegend schien gleich öde und von Menschen verlassen.

Endlich bemerkt' er indeß ein Gehöft, zum Theil zwiſchen Bäumen und umgeben mit einer mäßig hohen Mauer. Er mußte ſein Pferd anbinden, weil er nur einen ſchmalen Durchgang für Fußgänger fand und that es nicht ohne Mitleid mit dem Thiere und nicht ohne Bedenken, ob er einen andern Eingang ſuchen ſolle. Doch ging er vorwärts. Er kam an einen Gottesacker. Erſchreckend blieb er ſtehen — die Form des Platzes, die Bäume, die darüber hervorragenden Dächer kamen ihm bekannt vor. Er ſann nach. Jetzt fiel es ihm ein, daß Alles ausſah, wie er's in dem magiſchen Spiegel geſehen hatte. Er blickte noch nach der Mauer, nur der Platz war leer, aber in der Nähe lagen die letzten gehäuften Grabhügel.

Entſetzen hielt ihn eine Weile ſprach-

los, regungslos auf seiner Stelle wie angeheftet. Dann mit ausbrechenden kalten und heißen Schauern der Angst eilte er zurück, schwang sich auf sein Pferd, gab ihm ohne Unterlaß die Sporen und jagte, aller Geschäfte vergessend, die alte Straße heim. Am dritten Morgen war er schon wieder in seiner Vaterstadt, die er vor zehn Tagen verlassen. Sein trefflicher Gaul erlag der Anstrengung. Er selber fiel in ein hitziges Fieber, darin er zum Grauen der Bedienten anhaltend von den düstersten Bildern phantasirte, und von dem er nur langsam, nicht ohne lange nachhaltende Schwäche genas.

Endlich wurde er wieder hergestellt; aber alle frohen Keime schienen in dem schrecklichen Krampfe der Krankheit ausgetobet und verwes't zu seyn, nur das Skelett seiner vorigen, männlich festen Schön-

heit erschien mit ihm in den Zirkeln seiner erschreckenden Freunde. Seinen Augen fehlte die unschuldige Zuversicht, die den Menschen bei allen Fehlern und Schwachheiten so lange bleibt, als sie nicht in ungeheuren Sünden oder strafbarem Vorwitz dieses wichtige Kindervorrecht ihres Geschlechtes verwirken.

Er selbst konnte nicht wieder recht froh werden; ganz natürlich wurde er auch seinen Bekannten dadurch gleichgültiger. Das schmerzte ihn und verwirrte ihn nur immer tiefer in seine trüben Bilder. Nicht lange, so verkaufte er Alles was er hatte; denn er fühlte sich seinem Grabe zu nahe und wie durch ein unsichtbares Band an seinen stillen, grünen Raum neben der Klostermauer gekettet. Mit reichen Wechseln in der Tasche schlug er von seiner Vaterstadt aus eine seiner vorigen beinahe

entgegen gesetzte Straße ein und ließ sich nach manchen Tagereisen in einer kleinen katholischen Stadt nieder, wo die reich bebaute Gegend, der gerade Sinn der Bewohner, noch mehr aber die Ferne aller frühern Verhältnisse ihm die nöthige Zerstreuung versprachen.

Es gelang ihm wirklich, die grauenhaften Bilder mehr in den Hintergrund zu drängen, und sich einmal auf der Besserung fühlend, suchte er die Cur durch absichtliche Theilnahme an tausendfachen Ergötzlichkeiten, Bällen, Landparthien, Zechgelagen zu beschleunigen. Sein Reichthum sammelte um ihn, als den Mittelpunkt, einen Ring lebenslustiger junger Männer; alle Freude wurde in ihren Genuß gezogen, alle ernsten Gedanken von ihm und wiederhallend von der Gefälligkeit der Andern bespöttelt und belacht; bald

war er als ein übertriebenes Vorbild alles aufgeweckten und fröhlich planlosen Lebens bekannt und die älteren Bürger der Stadt redeten zu den jüngeren immer unverdeckter von der Sündlichkeit selbstvergessener Schwelgerei und den Verführungen des Beispiels.

Leopold hörte das nicht selten wieder und hatte seine Lust darüber. Gleichwohl war sein Herz eigentlich nicht verderbt; er fühlte nur in sich eine zwingende Nothwendigkeit, eben so zu seyn und nicht anders; er meinte es deutlich zu erkennen, wie fromme, bescheidene Sitte und Zufriedenheit in ihm unversöhnlich entzweiet seyn und er schlechterdings so leben müsse, wenn er den alten, mit Wahnsinn drohenden, festen Ideen nicht wieder zufallen wolle.

In solchen Gedanken sah er auch ei-

nes Tages einer Procession zu, wo die verdrüßlichen Seitenblicke vieler Männer und Frauen ihm ihr Unbehagen, ihn dabei zu sehen, deutlich genug verriethen. Es kümmerte ihn wenig, er spaßte unbefangen mit einem seiner Freunde. Da kam im Gefolge der Mädchen eine schlanke, in ein graues Gewand gekleidete, mit einem weißen Tuch den vollen Busen züchtig verhüllende Gestalt — langsam schreitend neigte sie ihr blasses Antlitz gegen das Gesangbuch, ganz wie man auf alten Gemälden wohl die Cäcilie, die Elisabeth oder eine andere Heilige abgebildet findet — und von dem Augenblick war seine Unbefangenheit vorbei.

Er sah das stolze und doch fromme Verhältniß ihrer Züge, die klaren, den Glauben an alles Höhere einfach aussprechenden Augen, den blaßrothen Morgen-

schein, der wie von der Seele aus, durch die feine Haut der Wangen zu leuchten schien; er sah, wie sie mitleidig auf ihn blickte; er fühlte in dem Augenblick wieder, was er in frommen Kinderjahren gefühlt und nun so lange, lange vergessen hatte; er überhörte ein Paar Fragen seines Bekannten; er rannte von Straße zu Straße dem Zuge vor und sah sie in immer höherer Lust, vor seinen Blicken erröthend vorüber wandeln, und als mit dem Segen des Priesters endlich Alles vorüber und sie auf ein Mal aus seinen Augen war, da wurde er's inne, wie alles Vorige gleich einem Rausche ihn verlassen und etwas bisher Ungekanntes sich seiner Seele bemächtigt habe.

Der Mensch lernt den Werth, die Bedeutung und das Glück des Lebens erst einsehen, wenn er liebt, und glaubt

das so lange nicht, als ihm diese höchste Wundermacht des Geisterreiches fremd ist. Was sonst je seine Gedanken beschäftigt hatte, war alles vergessen; er suchte nur ihre Wohnung, ihren Namen zu erfahren, und als es ihm gelungen war, immer nur sie zu sehen, sie zu hören, mit dem Anschauen ihrer Liebenswürdigkeit seine Gedanken, seine Gefühle, sein ganzes gegenwärtiges Daseyn auszufüllen.

Die Eltern des Mädchens, schon bejahrt und ohne hohe Bildung gleichwohl durch strenge Befolgung der Gesetze ihres Glaubens bekannt und in der Stadt deshalb geachtet, sahen seinen Eintritt in ihr Haus nicht gerne, wagten aber den angesehenen, jungen Fremdling nicht durch offene Unhöflichkeiten zu beleidigen. Aengstlich bis zur Bigotterie beobachteten sie ihn heimlich, aber scharf. Er dagegen bot alle

Gutmüthigkeit, die ihm natürlich war, alle seine Sitte, die er in seinen frühern Umgebungen sich angeeignet hätte, auf, um ihnen Zutrauen einzuflößen. Er kam immer öfter, sprach seine Geliebte immer länger, zuweilen ohne Zeugen, und Alles, was er je den Frauen angenehm und erwünscht gefunden hatte, hervorrufend, sah er seinem emsigen Werben nach einiger Zeit eine zarte, jungfräuliche Wechselliebe entgegen aufblühen.

Wenige Wochen blieb sein seliges Glück den aufmerksamen Eltern verborgen. Sie hatten bereits über seine Religion und seine anstößige Aufführung manches Nähere erfahren. Die wachsende Zuneigung ihres geliebten Kindes zu dem Protestanten konnte ihnen so wenig entgehen, wie sie ihnen gefallen konnte. Sobald sie dieselbe bemerkten, mußten sie wohl ein entscheidendes

Benehmen für nothwendig halten. Nach einiger Zeit fand Leopold bei wiederholten Besuchen die Tochter nicht; er fragte ängstlich theilnehmend, ob sie krank oder verreist sey, die Eltern schienen traurig und wichen einer befriedigenden Antwort aus. Gequält von Zweifeln und Entbehrungen harrte er von Tage zu Tage noch einen Monat lang — aber sein guter Engel kam nicht wieder.

Unermüdet verdoppelte er nun seine Nachforschungen im Stillen und erfuhr endlich, sie sey von den Eltern in eine entfernte Anstalt geschickt worden, deren Lage und Namen aber Keiner wisse. Er bot seinen Dienern die ansehnlichsten Belohnungen, wenn sie ihm auf eine nähere Spur helfen könnten; lange Zeit war auch das vergeblich.

Endlich kam sein Kammerdiener Abends mit dem heitern Gesichte eines Gläubigers zu ihm und erzählte, daß er von einer alten Wärterin der Verschwundenen den Namen des Fuhrmanns erfahren habe, durch den sie fortgebracht sey. Mit einem Schrei der Freude sprang der traurige junge Mann auf, warf dem Glücksboten ungezähltes Geld über die Gebühr zu und eilte ihm nach zu dem bezeichneten Hause.

Zwar machte der Mann Schwierigkeiten und erklärte, daß er habe geloben müssen, den Weg geheim zu halten; Leopold überwand sie indeß mit gesteigerten Anerbietungen. Zuletzt gestand der Alte, daß er zwar den Namen des Ortes selber nicht wisse, aber den Herrn wohl für die versprochene Summe hinschaffen wolle, wenn er sich bequeme, allein zu reisen und bedeutende Orte ohne Aufenthalt zu pas-

ſiren. Leopold verſprach Alles und verlangte ungeduldig, noch dieſelbe Nacht abzureiſen; der Hauderer bequemte ſich; nach ein Paar Stunden waren Beide unterm ſternhellen Herbſthimmel im fliegenden Wagen.

Die Reiſe währte mehrere Tage, immer wurde in unbedeutenden Dörfern übernachtet.

Der Alte erzählte, wie das Mädchen, von ſeinem Vater begleitet, doch immer trübſinnig geweſen ſey, häufig geweint habe, und zuletzt in tiefer Erſchöpfung ihm ganz kränklich geſchienen. Das hoffende Herz des jungen Mannes glaubte das deuten zu dürfen und er beſchloß mit der aufflammenden Wildheit ſeiner letzten Vergangenheit ſie ſich anzueignen, trotz Eltern, Religion und Schickſal. Der im

Woraus gut belohnte Kutscher nahm die Kräfte der Pferde ungewöhnlich in Anspruch und suchte die Leidenschaftlichkeit seines Reisenden durch immer wiederholte Erzählung seiner letzten Fahrt zu befriedigen oder zu dämpfen.

An einem Nachmittage machten sie in einem kleinen Dorfe, an der Brame eines, wie es schien, bedeutenden Waldes gelegen, Halt. Der Alte ersuchte Leopolden auszusteigen, sie seyen an dem Wirthshause, wo er auch das vorige Mal gehalten habe. Weiter könne er ihn nicht bringen; er wisse nur, daß seine letzten beiden Reisenden von da in den Wald gegangen seyen, woraus der Vater gegen Abend allein zurückgekommen.

Leopold trat bloß in die Stube, um alle Forderungen zu berichtigen und die Nachricht von den Wirthsleuten bestätigt zu hören. Darnach bat er den Hauderer

um Verschwiegenheit, erlaubte ihm, wenn es ihm gut dünkte, allein umzukehren und nahm, ohne etwas zu genießen, einen Knaben als Führer mit in den Wald.

Sie gingen etwa anderthalb Stunden auf schmalen Fußwegen, da lichteten sich die Bäume, die Vorgebäude eines in eine Meierei verwandelten Schlosses, oder vielleicht eines Klosters wurden sichtbar. Leopold eilte mit stark klopfendem Herzen darauf zu.

Ein finsterer Alter mit tonsurirtem Scheitel öffnete ihm und fragte mißtrauisch nach der Ursache seiner Erscheinung nach untergegangener Sonne. Er verlangte den Vorsteher der Anstalt zu sprechen. Der Geistliche bemerkte bloß, es sey hier ein Nonnenkloster, also eine Aebtissin. Leopold bat bescheidener, ihm Vortritt zu verschaffen. Der Capellan ging hinein, kam nach einiger Weile zurück, führte ihn in das

Sprechzimmer und bat ihn, sich zu gedulden, bis die Vesper beendigt seyn würde.

Leopolds Seele durchkreuzten so viele und so verschiedene Gedanken, daß er mit jeder Viertelstunde bewegter wurde. Er fühlte jetzt seine Erschöpfung, fand aber nichts, um sich zu stärken, und mochte nicht hinausgehen, damit er die Aebtissin nicht verfehlte.

Diese kam, eine im Alter doch noch milde Frau; sie sah ihn mit wägendem Blicke an und fragte ihn um seinen Namen und um sein Begehren. Er erzählte Beides, immer banger, wie sich die Miene der geistlichen Frau mehr und mehr verschattete und trübte. Er hatte vollendet, er hing an ihrem Munde. „Junger Mann," sagte sie spät, „Ihr müßt euch christlich fassen: die Novize ist vor genau acht Tagen heimgegangen," sie meinte, „gestorben." Leopold sank in eine stumme, tiefe Ohnmacht.

Als er erwachte, waren mehrere Frauen und auch der, das Heilige verwaltende, Bruder um ihn geschäftig. Mit rückkehrender Besonnenheit verlangte er zuerst, daß man ihm das Grab seiner Geliebten zeigen möchte.

Die Aebtissin gab es zu, indem sie hoffte, durch Thränen die krampfhafte Gebundenheit seiner Brust zu erleichtern. Der Pater ging auf ihren Wink mit einer Leuchte voran, sie folgte mit der ältesten Schwester, den wankenden jungen Mann stützend.

Es öffnete sich die schmale Thüre — sie gingen über grüne Gräber — jetzt stand der Führer unweit einer Mauer still und leuchtete auf das letzte Grab. Leopold sah auf, Glut und Bläße wechselten auf seinem Antlitz, ein tödtlicher Schmerz schnitt durch sein ganzes Leben. Im dämmernden Halblichte sah er denselben stillen, grü-

nen, länglich viereckigen, von der Mauer umgebenen Platz, den er so wohl kannte. Uebermannt von den Schauern des hereinbrechenden Schicksals rief er: „Gott, mein Grab!“, und sank bewußtlos nieder, dem Tod' und seinem Verhängniß in den Schooß.

Nach einigen Tagen stand sein Leichenstein an der Mauer. Man hatte seine Confession nicht erfahren und ihn auf der nämlichen Stelle begraben, wo er verschieden war.

Aurelie.

Hordile.

Ein Mährchen.

Die Gegend wurde lichter; die Schatten wie aus der Ruhe gestört, schlichen leise in die Schlüfte; träumerisch schwatzende Wellen, einzelne Häuser und Wege des Gartens wurden sichtbar; nicht lange, so umhüllte Alles vollends das magische Farbenspiel des Mondes; der Wächter auf dem fernen Schlosse des Königs blies auf einem Horne — es war die erste Stunde vorüber: da erwachte Hordilo in dem niedrigen Fenster, wo er eingeschlafen war, und sah verwundert die Mondessichel an. Er stand auf und suchte ohne Geräusch sein Bette, legte sich or-

deutlich nieder und war schlaftrunken lächelnd bald wieder in Träumen.

Am Morgen mußte sein Pflegevater, der Gärtner, ihn lange rütteln, ehe er sich ermunterte. „Hordilo," sagte er, „was hast Du ein Mal wieder geträumt?" — „Ich habe diese Nacht von dem Vergangenen und von dem Zukünftigen geträumt," antwortete er; „soll ich's Euch erzählen?" — „Ei was auch," sagte der Gärtner, „es ist schon spät am Tage, Du mußt mir Wasser tragen, Erde schieben; es kommt heute der fremde Prinz an, den die Tochter des Königes heirathen soll. Der Garten muß in Stand kommen; mach' hurtig!" Hordilo stand nun, ohne weiter etwas zu reden, auf, kleidete sich an, ging mit dem unfreundlichen Alten hinaus und besorgte den Garten.

Um Mittagszeit ſtand er in dem Gange, wo die Prinzeſſin zu gehen pflegte, an einem Fliederbaume. Sie kam allein her, in Gedanken, und wie ſie aufſah und ihn bemerkte, trat ſie zu ihm und ſprach: „Was ſtehſt Du denn da ſo müßig?“ — „Prinzeſſin,“ antwortete er, „es hat mir vorige Nacht, da der Mond ſchien, geträumt, daß ich zu dieſer Zeit mich hierher ſtellen ſollte, und daß Ihr mich alsdann anreden würdet.“ — „Das iſt eigen,“ ſagte die Prinzeſſin. „Biſt Du der Hordilo, den der Gärtner angenommen hat?“ Er bejahte das und ſie fuhr fort: „Ich habe von Dir gehört; folge mir einmal.“ Hordilo folgte ihr, und ſie ging, bis ſie an die Mauern des großen Gartens kam, wo ein ſchweres, eiſernes Thor war. „Verſuche doch, ob Du das aufheben kannſt?“ ſagte ſie. Hordilo war ſehr groß und ſtark, und hob das Thor ohne große Mühe aus.

„Es ist gut," sprach die Prinzessin, „setze es nur wieder ein; aber sage Niemanden davon. Hier hast Du etwas Geld für Deine Mühe." Hordilo aber schlug es aus und sagte: „Es ist mir daran genug, daß ich Euch einen Gefallen gethan habe, Prinzessin. Ich brauche wenig." Sie wunderte sich über diese Antwort und ging.

Als nun Feierabend gemacht war, hätte der Gärtner gern von seinem Burschen den Traum gehört. Denn er war neugierig und wußte wohl, wie die meisten Träume, die der in den Mondnächten hatte, etwas bedeuteten. Er meinte, es werde von dem fremden Prinzen seyn, der bald nach Tagesanbruch in dem Schlosse des Königes angekommen war. Aber Hordilo sagte: „Ich habe jetzt nicht Lust; warum wolltet Ihr's diesen Morgen nicht hören?" Da wurde der Gärtner böse und sprach

ſcheltend: „Du arger Schalk, haſt Du's vergeſſen, wie ich Dich von der Straße als einen unverſtändigen Betteljungen hereingeführt und Dir Arbeit und Brodt gegeben habe? Iſt das der Dank, den ich für meine Mühe bei Dir finde?" — „Es ſoll Euch Alles noch einmal vergolten werden," ſagte Hordilo, „das weiß ich, ſonſt nähm' ich's ſchon lange von Euch nicht mehr an, da Ihr mir's täglich vorrückt. Wenn Ihr fünf und ſiebenzig Jahre alt ſeyd, da werde ich hier mehr zu ſagen haben; wie? das ſeh' ich ſelber noch nicht. Jetzt hab' ich auch nicht Luſt zu reden." Und damit ging er hinaus und kam erſt kurz vor Mitternacht wieder.

Was der alte Gärtner geſagt hatte, war in der That wahr: er hatte den Hordilo, wie der vierzehn Jahr alt ſeyn möchte, als einen ganz unverſtändigen Jungen auf-

genommen, weil er selber ohne Frau und der Knabe sehr stark und gesund war. Aber er hatte nur an seinen Vortheil dabei gedacht und ließ ihn in nichts, als in dem Nothwendigsten der Religion unterrichten. Wenn ihn Hordilo fragte: „wer sein Vater sey?“ oder: „wer sein Taufzeuge seyn werde?“ so hatte er immer obenhin geantwortet: „er habe ihn hinter der Hecke aufgelesen,“ und „der Mann im Monde.“ Das glaubte der thörichte Junge, weil ihn seine Natur trieb, sich an irgend etwas zu hängen, und er freute sich darum immer, wenn der Mond schien. Und auch wie er schon, in seinem funfzehnten Jahre, in der Schloßkirche getauft war, da er vorher noch nichts von Religion gewußt hatte, blieb er bei dem Glauben, daß der Mond ihn besonders angehe und spürte eine eigene Lust in seinem Wesen, wenn Vollmond war; zu der Zeit aber, wo der Mond nicht schien, war

er — wie Kinder, die von Hause weggeführt werden — verdrießlich und traurig.

Die bedeutsamen Träume hatte er aber erst, seit er mehr ein Mann geworden war und besonders seit seinem zwanzigsten Jahre. Gewöhnlich enthielten sie diesen oder jenen Bescheid über einen Vorfall des letzten Tages; oft auch einen Rath, oder eine Vorausverkündigung für den nächsten. Er hielt sich fest darnach; und schien darum den Leuten zu den Zeiten, da der Mond schien, viel klüger, als beim Neumonde, wo er, außer seiner üblen Laune, sich oft auch noch recht dumm zeigte.

Jetzt lag ihm die Prinzessin, wie er sie im Traume und darauf im Garten gesehen, immer im Sinne; und er versäumte alle Arbeit, um sie nur wieder zu erbli-

den. Sie ging damals öfter, wie sonst, lustwandeln, weil ihr die Furcht vor der Heirath mit dem häßlichen Prinzen alle Ruhe nahm. Er hatte rothe, struppige Haare und kleine grüne Augen, war sehr lang; übrigens sehr mächtig und sehr boshaft. Sein Reich war das größeste von allen damals bekannten und er hatte oft gesagt: er wolle ein Mal die übrigen noch dazu erobern.

Darum sah denn Hordilo die schlanke Prinzessin oft, und blickte sie jedes Mal mit seinen großen Augen stier und traurig an. Das ward ihr bald leid; und wie sie ihn immer wieder an den Gartenwegen fand, schalt sie ihn endlich, daß er so müßig gehe und hielt ihn bei sich für einen dummen und ungeschickten Tölpel. Ihre Dienerinnen stimmten ihr darin bei; denn es war eben Neumond. Er aber ging,

als sie ihn so gescholten hatte, verdutzt weg, war überaus fleißig und vermied gänzlich von der Arbeit aufzusehen, wenn die Prinzessin im Garten war.

Einige Zeit darnach wurde am Hofe des Königes bekannt gemacht, daß die Hochzeit der Prinzessin gefeiert werden solle, weil der fremde Prinz darum angehalten. Wie Hordilo das hörte, ging er zur Zeit der abendlichen Dämmerung in den Wald hinaus und klagte bei sich darüber, daß die schöne Königstochter in wenigen Tagen fortziehe in ein so weites Land, wo er sie nie wieder sehe. Es war wieder Mondschein und er stieg bergauf und ab, bis der Vollmond aufgegangen war. Da kehrte er um, wurde aber auf dem Rückwege so müde, daß er sich unter einen Kreuzdorn legte und einschlief.

Indem er nun träumte, kam es ihm vor, als sähe er einen kleinen Mann vor sich stehen, mit zwei goldglänzenden, aber sehr freundlichen und angenehmen Augen, in denen viel Klarheit und Weisheit lag. Der strich über seine Stirne und sagte: „Lieber Pathe, ruhe jetzt bis zu Mitternacht tüchtig aus, denn Du hast nachher einen weiten Weg zu machen. Da Du Dich einmal an mich gehängt hast, so sollst Du kein Gärtnerbursche bleiben; aber Du mußt in den ersten Jahren viel arbeiten, ehe Du mehr wirst, wie ich Dir das auch schon früher gesagt habe. Bald werd' ich Dir auch nicht mehr erscheinen, weil es nicht mehr nöthig seyn wird. Jetzt gieb genau Acht, ich will Dir den Weg zeigen, den Du gehen mußt.

Als er das gesprochen hatte, verwandelte sich die Gegend und Hordilo sah sich

an dem eisernen Gatterthore des Schloßgartens, das in den Wald führte. Die Augen des Mannes leuchteten gegen die Bäume und Gebüsche, als wenn der Mond selber von unten dagegen geschienen hätte. Er winkte Hordilo und ging weiter durch manche Tiefe, über manche Höhe, über Wiesen, Bäche, Heiden, durch Gebüsche, Wälder, Moor. Immer machte er auf die Dinge besonders aufmerksam, die ihm den Weg wieder zu finden helfen konnten. Endlich, nachdem sie lange in einem Walde gegangen waren, stand er in einem Thale still und zeigte auf eine Felsenhöhle, indem er wieder zu reden anhub. Er rieth ihm nochmals, Alles wohl zu behalten; darauf sah er ihn freundlich, wie zuerst, mit den seltsamen Augen an, strich ihm mit der Hand von der Stirn gegen die Scheitel und verschwand,

Da erwachte Hordilo und sah, wie der Vollmond fast über ihm stand, so daß er wohl denken konnte, es sey nahe an Mitternacht. Alsobald fiel ihm der ganze Traum ein; er sprang auf und rannte so schnell er konnte, um an das Gatter des Gartens im Walde zu kommen. Alle Müdigkeit war vorüber, der Schlaf hatte ihn wunderbar gestärkt. Er war schon da, als der Wächter im Schlosse durch Blasen anzeigte, daß die Mitte der Nacht da sey und setzte sich erwartend an eine der steinernen Pfosten.

Nicht lange, so kam eine weiße Frauengestalt durch die Gänge des Gartens, sah sich oft verlegen um und trat darauf an die Thüre. Wie sie Hordilo erblickte, sagte sie: „Ach seyd Ihr schon da? Ich ließ Euch gestern Abend suchen, da waret Ihr nicht zu Hause. Nun

träumte mir diese Nacht, ich würde Euch doch hier finden und ich bin hergekommen, ob ich gleich nicht gewiß wußte, ob ich's für wahr halten sollte. Aber hebt nun geschwinde das Thor aus den Angeln."

Das that der Hordilo ungesäumt und die Prinzessin trat in den Wald. Sie blickte furchtsam in die dunkelhellen Gewölbe unter den Bäumen, that einige Schritte vorwärts, stand wieder still und konnte sich nicht entschließen. Endlich wandte sie sich zu Hordilo wieder und sagte: „Lieber Hordilo, wollt Ihr mich wohl eine Strecke begleiten, bis ich aus dem Walde komme. Ihr seyd gefällig und ich bin zu furchtsam, um allein bei Nacht zu gehen." — „Warum sollte ich das nicht thun?" antwortete er. „Ich will Euch auch wohl mehrere Tage durch begleiten, denn ich weiß den Weg und Ihr habt mich

doch freundlich angeredet." Darüber verwunderte sich die Königstochter. Hordilo aber setzte die Thür wieder in die Angeln, genau wie sie gewesen war und fing an dieselbe Straße fortzugehen, die ihm der Mondmann im Traume gezeigt und die er zu seiner eigenen Verwunderung gut behalten hatte. Es traf Alles zu, jeder bemerkte Baum und jedes Wasser erschien im Weitergehen, eins nach dem andern; es war ihm, als ginge er auf einem längst bekannten Wege, obwohl vielleicht noch Keiner vor ihm jemals eben hierher gekommen seyn mochte.

Während des Gehens erzählte die Prinzessin, wie sie allein aus Abscheu vor dem fremden Prinzen, ihrem Bräutigam, entfliehe, den sie am nächsten Tage habe heirathen sollen, obwohl sie ihren Vater mehrmals fußfällig gebeten, daß er sie

verschonen möchte. Er habe aus Furcht es nicht gewagt, dem jähzornigen Anwerber eine abschlägige Antwort zu geben, habe alle ihre Dienerinnen beauftragt, auf sie Acht zu haben und wider ihre Vorstellungen die Hochzeit auf den nächsten Tag festgesetzt. Darum habe sie jetzt, von der höchsten Noth gedrungen, ganz allein, von Allem, was sie je gekannt und geliebt, heimlich und über Nacht fortziehen müssen, ohne Hoffnung, jemals wieder zurückzukehren. Hordilo hörte ihren Reden und Klagen aufmerksam zu und bezeugte ihr sein Mitleid von Herzen. Darnach erzählte er selber auch von seinen wunderlichen Träumen, von seinem Pathen, wie ihm der mitunter im Schlaf erscheine, und zu verschiedenen Malen von künftigem Ansehen und Glück voraus gesagt habe. Die Prinzessin hörte Alles mit Erstaunen. Er mußte nach und nach Alles, was er nur

behalten, und wiederholt erzählen. Darüber kam es, daß ihn die Königstochter nicht nur mit einer ganz eigenen Ehrfurcht ansah, sondern auch, daß sie bei dem beständigen Gespräche immer vertrauter und umgänglicher mit einander wurden.

Sie wanderten jedes Mal nur die Nacht durch und bis der Mond untergegangen war und trafen um die Zeit gewöhnlich ein einsames Haus, oder eine verlassene Burg, wo die Prinzessin den Tag über schlafen konnte. Hordilo that dann entweder das nämliche und wachte die übrigen Stunden bei ihr; oder er suchte indeß ein Dorf oder einen Flecken in der Nähe, wo er den Leuten in der Arbeit half und am Abend mit Speise oder irgend einem kleinen nutzbaren Geräthe zurück kam. Er war so stark, daß er mehrere Tage hindurch nur ein Paar Stun-

den schlief, ungeachtet er so viel ging und arbeitete.

Es zeigte sich immer mehr, wie der Weg, den er in einer halben Nacht im Traume gesehen und so gut gemerkt hatte, eigentlich viele Tagereisen lang sey. In den letzten kamen sie wieder in einen Wald, darin sie drei Nächte hinter einander fortgingen. In der dritten, gegen Morgen, eben da der Mond noch ein Weilchen sichtbar wurde, erkannte Hordlo endlich das buschige Thal, worin die Felsenhöhle seyn mußte. Er schritt hinunter, fand sie und legte sich alsobald ermattet nieder, um nach langer Zeit ein Mal recht auszuschlafen.

Da erschien ihm wieder der wohlbekannte kleine Mann mit den goldglänzenden, freundlichen Augen und strich ihm

mit der Hand über die Stirne. „Lieber Pathe," sagte er, „wir sehen uns für jetzt zum letzten, denn Du bist nun in dem Alter, wo ich und meines Gleichen Euch Menschen Jahre hindurch nicht erscheinen. Vielleicht, daß Du mich einmal, wenn Du alt geworden, wieder siehst; zu Nacht werde ich unbemerkt Dich noch wohl oft betrachten. Nun merke Dir, was ich noch sage. Denke daran, mehrere Jahre hier zu bleiben, rode die Waldung umher aus, mache das Thal urbar, und nimm Keinen bei Dir auf, als wer zur Zeit, da der Vollmond scheinet, zu Dir kommt. Wenn Du einmal heiratheſt, ſo rufe mich im Herzen als Taufzeugen an, wenn Dein erſtes Kind geboren wird. Es wird ein Mädchen ſeyn und ich werde mich ſeiner dann annehmen, wie bisher Deiner. Nun aber lebe Du wohl, behalte mich im Herzen und was ich geſagt habe, ich muß hinun-

ter." Wie er das gesagt, strich er ihm wieder über die Stirne gegen den Scheitel; seine Augen sahen ihn unverwandt und seelenvoll, immer größer und größer an. Der blaue Mantel breitete sich immer weiter aus; man sah zuletzt nichts, als das Auge und ihn. Horbilo erwachte und erblickte den untergehenden Mond und umher den blauen Himmel. Da besann er sich des ganzen Traumes, und wie des Abschiedes wegen eine noch nie erfahrene Wehmuth ihn unheimlich überschleichen wollte, legte er sich geschwind wieder hin, bevor er recht ins Nachdenken käme und schlief noch lange nach, bis er alle Müdigkeit überwunden hatte.

Bei seinem Erwachen fragte ihn die Prinzessin, die auch schon munter war und neben ihm gesessen hatte, sogleich: „Horbilo, was hast Du geträumt?"

Denn sie wußte von ihm, daß er den Weg nicht weiter, als bis hierher kannte, und fürchtete, er möchte nun seinen Lohn fordern und wieder zurückgehen. Hordilo erzählte ihr Alles, was ihm im Schlafe begegnet war. Sie verwunderte sich darüber nicht wenig, konnte aber nun wieder nicht mit sich einig werden, ob sie allein weiter gehen, oder ebenfalls hier bleiben solle, bis Hordilo geheirathet haben würde. Das erste fürchtete sie und das andere schien ihr nicht schicklich, darum blickte sie verlegen auf ihn. Er merkte, was sie denken mochte und sagte wehmüthig, als sie ihr kleines Bündelchen selber in die Hand nahm: „Prinzessin, wenn Ihr nicht hier bleibt, so mag ich's auch hier nicht aushalten, wie ich doch sollte; denn da bin ich ja von Allem, was mir bekannt gewesen oder Verstand hat, auf einmal verlassen. Ihr könnt ja aber in der Höhle woh-

nen und ich davor; für Alles, was Ihr braucht laßt mich nur sorgen." Da gab die Prinzessin ihm die Hand, und freute sich, daß sie da bleiben konnte.

Also fingen sie von dem Tage an, mit einander zu leben — die Königstochter in der Grotte, Hordilo davor. Dieser suchte sich im nächsten Dorfe, das einen halben Tagweg davon lag, eine tüchtige Axt und einen Spaten und rodete in den nächsten Wochen alles Gebüsch in dem Thale aus, schlug die Stämme nieder, grub die Wurzeln aus und bearbeitete darnach den Grund, so daß die Gegend zugleich licht und der Boden fruchtbar wurde. Das viele Holz, das er dabei gewann, schichtete er am Felsen für den Winter auf, anderes trug er auf seinem starken Nacken in ein Paar Dörfer, die er gefunden und kaufte dagegen Saamen,

Korn und Gemüse, theils für die tägliche Nahrung, theils für's Anpflanzen. Dabei kam es ihm wohl zu statten, daß er ein Gärtner gewesen und sich auf Alles, was er zu thun hatte, schon verstand.

Die Prinzessin aber verstand nichts, obwohl sie sehr schön war. Wenn Hordilo sich müde gearbeitet, mußte er erst das Feuer anschüren und für sie beide kochen, was denn immer sehr lange dauerte und gerieth, wie es konnte. Denn er hatte das Kochen auch nicht gelernt, und wußte als Mann nicht immer damit umzugehen. Nicht lange aber, so fing das Mädchen an sich zu schämen, daß er sich so quälen und sie nichts thun sollte; auch hatte sie der Langeweile satt. Sie machte den Versuch, die Besorgung der Küche an ihrem Theile zu übernehmen, schürzte sich auf, wie eine ländliche Frau; bereitete die

Gemüse, wie sie dachte, daß es am besten seyn möchte und es gerieth ihr damit über ihre Erwartung gut. Dessen hatte sowohl sie selber, als auch Hordilo eine große Freude. Beide wurden mit einander vertraulicher, die Königstochter vergaß ihren Stand, der ihr doch nicht helfen konnte, und Hordilo wurde immer gebildeter und klüger, indem sie ihn ehrte und er in Allem ihr gefällig zu seyn trachtete.

So vergingen einige Monate und nach deren Verlauf hatten sie sich schon ziemlich bequem eingerichtet und an ihre Lebensweise beide gewöhnt. Das ganze Thal war licht geworden; nur an der Grotte standen fünf alte Buchen, die wegen ihrer Schönheit und ihres Platzes verschont worden waren. Das übrige Land war nach Art eines großen Gartens eingehegt, abgetheilt, gegraben und bepflanzt,

man konnte sich schon für das nächste Jahr viel davon versprechen. Jetzt war ohnehin nichts mehr zu thun, denn es wurde immer kälter und der Boden war schon tief gefroren. Hordito hatte Muße, allerlei Geräthe zu hauen und zu schneiden; die Arbeit war gering, doch aber litt er von dem rauhen Winter nicht wenig. In der Grotte war es bei dem Feuer sehr warm und die Prinzessin erfuhr von der Kälte nicht viel; er aber hatte die Nacht über unter den Buchen, so gut er sich ins Stroh steckte, doch sehr zu frieren. Es dauerte die Prinzessin, besonders, weil er's so still ertrug; aber sie wußte ihm doch nicht zu helfen, weil sie ihn nicht in die Höhle nehmen mochte. So mußte er jeden Abend von ihr hinaus und er that es, ohne jemals auch nur mit einem Gedanken zu murren.

Doch wurde er in nicht langer Zeit so krank, daß er's nicht verhehlen konnte und daß vorauszusehen war, er werde es auf die Art nicht lange mehr aushalten. Seine Glieder schütterten vor Fieberfrost, wenn er am Morgen in die Grotte kam. Da sah die Prinzessin wohl ein, daß sie nothwendig einen Entschluß fassen mußte; und wie sie an einem strengen Abende, wo draußen ein grimmiger Wind schnob, noch bei einander saßen, hub sie an: „Lieber Hordilo! Du würdest vielleicht sterben, wenn Du diese Nacht und die folgenden draußen unter den Buchen schlafen wolltest, denn der Frost wird immer härter. Ich möchte an Deinem Tode nicht schuld seyn, denn Du bist brav und ich verdanke Dir viel; ich könnte Dich in dieser Einöde nicht überleben. Nun will es sich nicht schicken, daß wir in der Höhle bei einander schlafen, da ich ein Mädchen

bin und Du ein Mann. Das hat mir allein Gedanken gemacht. Aber wenn Du's zufrieden bist, so wollen wir uns von jetzt an vor Gott als Mann und Frau ansehen und so zusammen leben."

Wie Hordilo diese Rede der Prinzessin gehört hatte, saß er eine Weile still, denn er hatte so etwas nie gehofft, daß Einer, dessen Eltern Niemand kennt, eine Königstochter heirathete. Sie aber sah ihn an, wie er erstaunt auf sie blickte, reichte ihm die Hand und sagte: „Es ist mein Ernst, lieber Hordilo, ich habe Dich in Wahrheit recht lieb."

Da freute sich Hordilo über die Maßen, gab ihr seine Hand und hatte Thränen in den Augen. Sie küßten sich zum ersten Male. Von nun an schlief er

über Nacht mit ihr in der Grotte und sie waren zusammen ein Paar Eheleute.

So erfuhr dieser kaum zwanzig Jahr alte Mann etwas, daß sich so leicht nicht wieder ereignen wird; er, der zuerst ein Betteljunge und darauf ein Gärtnerbursche gewesen war, wurde ohne sein Zuthun der Gatte einer Königstochter. Es ist wahr, er würde es wohl nicht geworden seyn, wenn er mit ihr nicht so ganz allein gewohnt hätte, daß sie ihres Standes wohl vergessen mußte; aber eben so wenig wäre er's geworden ohne seine Stärke, die ihn zugleich schön machte, seine Bescheidenheit und seine glückliche Einfalt. Daher kam's auch, daß er durch sein unverhofftes Glück hintennach nicht übermüthig wurde, sondern es durch doppelte Liebe und Sorge zu verdienen suchte und immer mehr das Muster eines Mannes wurde, so daß seine

Frau ihn oft, ohne daß er's merkte, auch der Ferne bewundernd ansah und sich freute, wie in seinem kräftigen Gefühle die Liebe und Zufriedenheit immer offenbarer hervordrang. Denn eigentliche Sorge hatte er gar nicht mehr, auch von Kränklichkeit wußte er so wenig wie in seiner Jugend. Er war überaus fleißig, aber er dachte fast nur an sie; auch sie vergaß der vorigen Zeiten ganz, wenn sie nicht mit einander daran zurückdachten.

So verflog ihnen von dem Abende ihrer Heirath an der lange Winter, als sie den Frost kaum inne geworden waren. Die Saaten drangen immer grüner aus dem verschwindenden Schnee hervor, die Gewässer und alles Erdreich wurde vom Froste frei, der Frühling zog milde in ihr Thal, in dem jetzt alle ihre Gedanken blieben. Ihre Freude kann gar nicht beschrieben

werden. Hordilo grub und pflanzte nun faſt noch fleißiger als zuvor, und die Prinzeſſin, ſeine Frau, half ihm, wo ſie konnte. Denn wie er mit jedem Tage nach ihrem Sinne artiger und milder, ſo wurde ſie immer fleißiger und wirthlicher. An eine weitere Zukunft dachten Beide wenig. Aber der Boden war wie durch ein Wunder geſegnet und Alles gedieh unter ihren Händen gut.

Wie ſie nun lebten, das braucht nicht weitläuftiger geſagt zu werden. Es war ein Tag wie alle und an keinem hatten ſie Langeweile. Der Frühling, der Sommer vergingen ihnen ſehr geſchwinde; ſie freuten ſich nicht Abends auf den nächſten Morgen und nicht am morgen auf den nächſten Abend, ſondern des Morgens vergnügte ſie der Morgen und am Abende der Abend.

So kam die Erndte. Sie sammelten so viel ein, daß sie bei Allem, was sie sich selber für den Winter aufhoben, noch genug zu verkaufen behielten, um sich Hausrath anzuschaffen, so viel ihnen Noth that. Wie sie das aber auch freuen mochte, so vergaß es Hordilo doch, als ihm seine Frau bei wiederkehrendem Herbste sagte, daß sie bald mit einem Kinde niederkommen würde. Er wußte sich, wie er es hörte, vor Lust nicht zu lassen und umarmte die Prinzessin hundert Mal. Alle Arbeit nahm er ihr ab und wurde doch so frühe fertig, wie vorher, weil er sich doppelt angriff. Sie aber war gewiß nicht weniger froh. Und wenn sie allein war, dachte sie nun nichts anders, als wie sie das kleine Kind pflegen, mit ihm spielen und es zu einem rechten Wunder erziehen wolle. Aengstlich war sie gar nicht und hatte auch keine Ursache dazu.

Einen Monat vor ihrer Niederkunft, da eben der aufgegangene Vollmond über's Thal her recht still und freundlich durch die Buchen in die Grotte schien, saßen Beide auf einer Moosbank im Eingange und besprachen sich über Mancherlei: wie sie im nächsten Sommer sich zu freuen und was sie als Vater und Mutter anzufangen gedachten, auch von Hordilo's merkwürdigen Träumen und ihrer bisherigen Erfüllung. Da sagte die junge Frau, indem sie in den Gartengrund blickte und mit dem Finger deutete: „Ei siehe doch, was geht da am Wasser, wo der Mond so helle scheint!" — „Es muß eine Frau seyn," sagte Hordilo, „aber ich weiß nicht, wie sie um diese Stunde hierher kommen mag; sie hat sich wohl verirrt." — „Willst Du sie nicht bitten, zu uns zu kommen?" fragte die Prinzessin. Da fiel es dem Hordilo ein, was ihm in seinen letzten

Traume gesagt war und daß eben jetzt der Vollmond schien. Er stand alsobald auf und ging an das Wasser, das durch seine Anlagen floß und wo er die Fremde in einem weißgrauen Mantel noch immer stehen sah.

Indem er aber näher kam, meinte er ganz deutlich wahrzunehmen, wie es nur eine wohlbekannte Erle sey, die wegen ihres schönen und starken Wuchses von ihm verschont worden war. Er überzeugte sich, daß das Ziehen der Nebel um den Bach, das Bewegen der Zweige des Baumes und das daran gebrochene Mondlicht die Täuschung veranlaßt hätten. Er ging zu seiner Frau zurück und sagte ihr davon; Beide erkannten jetzt, wenn sie vom Gespräche aufblickten, ganz deutlich die Erle und verwunderten sich, wie sie nicht gleich an dieselbe gedacht hatten.

Gleichwohl widerfuhr es ihnen die folgenden Abende um die Zeit des aufgehenden Mondes eben so und die Frau redete dem Manne noch mehrere Male zu, daß er aufstehen und die Fremde einladen solle. Er that es auch wohl; aber so wie er hinan trat, war es jedes Mal wieder das graue Gezweig des Baumes, an das der Mond schien.

Indeß wechselten die Tage. Die immer schmalere Sichel verlor sich ins neue Licht, trat umgekehrt wieder daraus hervor und wie sie sich mehr und mehr rundete, fühlte die Königstochter, daß die Zeit komme, wo sie Mutter werden solle. Sie war jetzt darüber oft in großer Angst, weil sie allein war; Hordilo ging unruhig in dem Garten umher und fühlte beinahe nicht weniger Sorge. An dem Tage, da der Vollmond aufgehen mußte, kamen die

Geburtswehen; die Frau winkte ihn fort, er trat mit bangem Herzen unter die Buchen vor der Grotte. Da sah er, wie eben der volle Mond überaus freundlich über den Wald hervorgetreten war und hinaufblickend in den Garten, glaubte er am Wasser wieder die Gestalt im weißgrauen Mantel wahrzunehmen. Er ging darauf zu und siehe da — es bewegte sich, als ob's sich aus dem Gezweige loswickelte oder vom Rasen erhübe. Jetzt unterschied es sich ihm deutlich vom Baume und auf ihn herankommend zeigte sich's als eine in ein nebelgraues Tuch gehüllte Frau. „Wollt Ihr mir nicht," sagte sie flüsternd, „eine Nacht bei Euch zu verziehen erlauben; nur eine Nacht, denn morgen in der Frühe gedenke ich wieder fortzugehen." Ihre Stimme klang, wie das Gesäusel der Blätter, wenn der Wind hindurch zieht. Hordilo sagte ihr, wie es mit seiner Frau

ſey, da winkte ſie ihn zurück und ging allein und eilig in die Höhle.

Er wartete etwa eine halbe Stunde: da erſchien die Fremde wieder am Eingange und gab dem Harrenden ein Zeichen, daß er kommen dürfe. Und wie er eintrat, ſah er auf dem Lager ſeine Frau matt lächelnd ſitzen und auf ihrem Schooße ein wunderliebliches kleines Mädchen liegen, deſſen Antlitz war wie vom Monde beſchienen, obwohl es im Schatten lag, und ſeine Augen wie lauter Seele. Die Fremde ſtand ſchlank neben dem Bette und ſah die Kleine mit unverwandten Blicken, aber mit unausſprechlichem Lächeln an. Der glückliche Vater gab der jungen Mutter die Hand, beglückwünſchte ſie und küßte ſeine Tochter. Darnach gedachte er deſſen, was er bei der Ankunft geträumt habe. Die Prinzeſſin nickte bei-

fällig und sie wurden einig, die Tochter über einen Monat, bei dem vollen Lichte, zu taufen. Die Fremde wurde dazu eingeladen; da verneigte sie sich wie dankend küßte Mutter und Tochter die Stirn, winkte dem Manne in der Höhle zu bleiben und ging hinaus. So kurz ihnen die Zeit vom Abende her vorgekommen war, so sahen sie doch bald darnach die Morgendämmerung draußen anschwellen und nicht lange, so war es Tag.

Die Königstochter war in kurzer Zeit wieder munter; das Kind befand sich wohl; die Eltern wurden nicht satt, es anzusehen. Die Fremde aber erschien in den folgenden vier Wochen nicht wieder.

Wie aber die bestimmte Zeit der Taufe kam und der Mond wieder, wie bei der Geburt des Kindes, mit ungewohntem

Glanze in das Thal leuchtete, trat Hordilo Abends unter die Buchen hinaus. Und wie er harrend da ſtand, ſah er, wie die Frauengeſtalt ſich wieder aus den Zweigen der Erle loswickelte und lief, es ſeiner Frau anzuſagen. Die war ſchon früher wieder aufgeſtanden und kam nun, ihr Kind auf den Armen, hervor. Die Fremde war ſchon herangegangen, begrüßte die Eltern mit flüſternder Stimme, trat an einen in der Grotte ſtehenden Tiſch und winkte dem Vater, daß er in einer Schale das Waſſer zur Taufe hole. Er lief an den Bach und brachte, ſo viel noth war. Die Fremde nahm das Kind und bedeutete die Eltern, ſie möchten, um ihr Gelübde, von dem ſie früher geſagt, zu erfüllen, nur lebhaft daran denken und einen paſſenden Namen ſuchen. Jenes that beſonders der Vater, indem er gegen den Mond ſah und ihm Alles lebhaft wieder

vorkam, was er vordem gedacht und geträumt hatte. Die Mutter aber ſann über den Taufnamen und ſagte: „Wir wollen unſer Töchterchen Milde nennen; denn mild iſt der Mond, wie er oben aus den Bläue ſcheint, und ſo milde möchte ich einmal ihr eigenes Gemüth ſehen.“ Da nickte die Fremde, ſprach die heiligen Formeln ganz nach der Ordnung und gab das Kind an den Vater. Noch zog ſie etwas aus ihrem Gewande; das war ein himmelblauer, mit ſilbernen Sternen geſtickter Schleier. Den legte ſie dem Kinde um das Antlitz und ſagte: „Ich will ihm auch ein Angebinde geben.“ Und wie die Eltern es anſahen, blickte es aus dem Blau, wie der liebliche Mond aus dem Himmel, und ſie herzten es und ſprachen: „Wie es in Wahrheit ſo milde iſt.“ Ueber dem entfernte ſich die Fremde; ſie blickten nach und ſahen, wie ſie auf das Waſſer

zu ging und am Bach in dem Nebel verschwand, so daß bald nur der wohlbekannte Baum da zu sehen war.

So war die Geburtsgeschichte der Milde; sie gab seit dem Aufenthalt ihrer Eltern in der Einöde die erste Gelegenheit, daß ein Besuch zu ihnen kam, den sie nicht einmal begreifen konnten. Nach diesem waren sie wieder so einsam und abgeschieden, wie sie zuvor gewesen waren; aber freilich noch um Vieles glücklicher. Sie wünschten gar nicht die Welt wieder zu sehen, der sie sich immer mehr entwöhnten, und hatten in der Sorge für ihr liebliches Kind zu immer neuen Freuden Stoff genug. Das frühe Entfalten der zeichen Keime, die in dem Gemüthe des Mädchens zu liegen schienen, seine Zartheit, sein schnelles Begreifen, seine bedeutungsvollen Blicke, der melodische Klang der

allererſten Worte: Alles machte die Eltern Beide gleich froh. Es war, als ob die Kleine einen ungeſehenen Erzieher, etwa in ihrem eigenen Innern eingeſchloſſen hätte; ſo geſchwind und mühelos kamen alle Anlagen in der ſchönſten Weiſe wie Blumen hervor. Sie erkrankte nie, und hatte doch in ihren Zügen, ihrem Wuchs und ihrem Gange ein Etwas, das ſie von allen andern Mädchen, die man ſonſt ſchön nennt, durch eine höhere Feinheit unterſchied. „Das Kind muß von Engeln behütet werden" ſagte die Mutter oft, wenn ſie mit dem Vater darüber ſprach.

Allmählig rang ſich aus der Hülle, die das Geiſtige früher umſchließt, etwas Wunderbares immer mehr und mehr los, das auch früher bei Hordilo geweſen war, obwohl in geringerem Grade. Das

Mädchen war besonders lebhaft zu den Zeiten, da der Mond leuchtete, und erzählte, wie es reden konnte, häufig von solchen Träumen, als sie der Vater noch wohl kannte, weshalb der sie immer gern anhörte. Sie ging an solchen Tagen Abends gern hinaus und ans Wasser, setzte sich da auf den Rasen unter die Erle, sah hinauf an den Himmel, und schien in Gedanken ganz verloren. Die sorgende Mutter hütete sie aus der Ferne mit ihren Blicken und holte sie wohl heim, wobei sie willig folgte. Mit der Zeit aber ließ man ihr mehr Freiheit. Denn sie war in Allem gut. Ihre Eltern liebte sie mit einer stillen Anhänglichkeit, die nie schmeicheln wollte, weil sie auch nie betrübte. Ueberaus verständig und innig hing ihr Auge, wie sie erst einige Jahre alt war, an dem Auge des Vaters oder der Mutter; und wenn diese dann das leuchtende,

seelenvolle Antlitz in dem blauen Schleier, den sie immer trug, lange betrachtet hatten, verwunderten sie sich gegen einander immer mehr, wie sie mit so großem Rechte Milde genannt worden, und beredeten gerne, was noch ein Mal aus dem Kinde werden möge.

Da dieses erste Kind fünf Jahr alt war, fühlte sich die Prinzessin wieder Mutter und sagte es ihrem Manne, dem Hordilo, der sich darüber abermals sehr freute. Sie waren Beide jetzt ruhiger, weil sie wieder auf die Fremde hofften, von der sie hintennach den Glauben angenommen hatten, daß sie keine gewöhnliche Frau, sondern etwas Höheres gewesen sey, etwa ein hülfreicher Geist des Wassers oder des Waldes. Aber kurz vor der Zeit, da ihre Mutter niederzukommen erwartete, erzählte die Milde mor-

gens ihren Eltern, wie sie in der vergangenen Nacht einen Traum gehabt, darin ihr der kleine Mann mit den goldglänzenden freundlichen Augen erschienen sey; der habe ihr aufgetragen an ihren Vater, daß er am nächsten Tage gegen die Abenddämmerung thalabwärts dem Wasser nach gehen solle, und mitbringen, den er fände. Die Eltern verwunderten sich über die Erzählung, weil das Kind von dem, was ihnen damals im Sinne lag, durch sich selber nichts wissen konnte, und um so bereitwilliger ging Hordiko am selbigen Tage Abends längs dem Wasser im Thale hinunter. Es war eben auch um die Zeit des Vollmondes, und das beruhigte ihn noch mehr.

Als er eine Strecke gegangen war, traf er eine alte freundliche Frau, die von den Büschen in ihre Schürze Laub ein-

sammelte. Sie erschrak, wie er sie grüßte, und verwunderte sich, auf einen Menschen zu treffen. Er fragte, wie sie in diese Wildniß komme; sie sagte ihm, daß sie eine Stunde weiter wohne, seit einem Jahre Wittwe sey und nur heute so weit hinaufgegangen, um für ihre Ziege und Lämmer ein besseres Futter zu suchen. Ihr Mann sey Kohlenbrenner gewesen, sie habe ein Paar Kinder gehabt, die aber frühe gestorben, und lebe jetzt allein mit ihren Hausthieren; denn sie könne sich nicht entschließen, als Bettlerin in die ferne gelegenen Dörfer zu ziehen. Hordilo lud sie zu sich ein und versprach ihr, sie bei sich zu behalten. Sie war darüber sehr froh, wollte aber durchaus für jetzt zurück, um ihr Vieh nicht zu vergessen. Ueber diese Fürsorge freute er sich, bat sie, getrost an dem Bach hinauf zu gehen und erklärte sich selber bereit, die Hütte zu

ſuchen und in ſeine eigene Wohnung zu bringen. Die Alte traute ihm und ging voraus und er kam nicht lange nach ihr zu ſeiner Familie zurück.

Nach einigen Tagen gebar die Königstochter ihr zweites Kind, einen Sohn, wobei ihr die Alte beiſtand. Der Vater taufte ihn ſelber und nannte ihn Rutilo. Alle theilten ſich in ſeine Pflege; er wuchs geſund und kräftig heran und wurde ein Ebenbild ſeines Vaters. Ein drittes Kind bekam die Mutter nicht. Alſo beſtand die Familie fortan aus fünf Perſonen, dem Hordilo, der Prinzeſſin, der Milde, dem Rutilo und der Alten, die beide Kinder wartete und nachher ſelber von ihnen gepflegt wurde.

Dieſe Fünfe lebten auf ähnliche Art, wie zuerſt die beiden Eltern, zehn Jahre, abgeſchieden von der Welt, und in ihrer Einſamkeit ganz zufrieden. In dieſer lan-

gen Zeit war keines krank, sehnte sich keiner auch nur eine Viertelstunde lang in die Welt zurück und kam auch kein einziger Mensch zu ihnen.

Wie nun Hordilo etwa vierzig, die Prinzessin einige dreißig, die beiden Kinder funfzehn und zehn Jahre alt waren und die Wärterin so weiß an Haaren und so alt, daß sie sich für wenigstens neunzig jährig hielt; da geschah es einmal, daß in einer lichthellen Nacht die Milde — die jetzt eine wunderschöne Jungfrau und von allen Uebrigen als das Kleinod betrachtet war — unter der alten Erle am Wasser eingeschlafen. Der Vater hatte sie da gesehen, aber sie nicht geweckt und den Andern nur erzählt, wie sie mit dem holden Angesicht so lieblich im blauen Schleier auf dem Rasen schlummere. Als sie nun eben so am nächsten Morgen grüßend zu ihnen in die Grotte trat, fragten

sie Alle sogleich neugierig: „Milde, was hast Du geträumt?“ Sie aber wandte sich zu ihrem Vater und sprach: „Ich habe von Vergangenheit und Zukunft geträumt. Ihr, Vater, und auch Du, Mutter, Ihr seyd zu hohen Dingen berufen, und die Zeit ist vorüber, da Ihr hier so verborgen vor der ganzen Welt lebt. Denn es ist mir gesagt, Vater, daß Ihr mit der höchsten Frühe, morgen, Euch aufmachen und während wir noch hier bleiben, einige Tagereisen des Weges zurückgehen sollt, den Ihr gekommen, bis Ihr in dem Königreiche seyd, das Ihr kennt. Da werdet Ihr das Uebrige schon erfahren.“

Wie die Milde das gesagt hatte, waren die zuhörenden Eltern noch einige Zeit vor Verwunderung still. Dann fragte die Prinzessin ihren Mann ungewiß und wise, was er zu thun denke. Hordilo besann darauf, daß er dem wahrsagenden

Traume folgen müsse. Sie fand sich darein; er that was nöthig war, nahm am andern Morgen seine große Axt, küßte sein Weib und seine schlafenden Kinder und ging hinaus in den Wald. Die Zurückgebliebenen waren mehrere Tage lang betrübt, weil er fortgegangen war.

Hordilo war fünf Tage durch gereist, als er nach mehr als sechzehn Jahren in die Gränzorte des Königreiches kam, das seinem Schwiegervater gehörte. Er fand die Straßen hier sehr lebhaft; Männer gingen mit Waffen vorüber, Weiber und Kinder standen vor den Thüren und klagten; die ganze Gegend schien in Verwirrung. Er verwunderte sich darüber, weil er die Ursache nicht herausfinden konnte und ging in ein Wirthshaus, um sich darnach zu erkundigen. Der Wirth erschrak anfangs, wie er den gewaltigen Mann mit dem Barte und der großen

Art sah; dann berichtete er ihm auf seine Frage, daß die ganze Umgegend sich in der Nachbarschaft auf einer Heide versammele, um einen Anführer zu wählen. Denn es sey ein mächtiger König in's Land gefallen, und es werde verlangt, daß Jeder, der irgend Waffen tragen könne, sich zum Heere stelle.

Wie Hordilo dieses vernahm, fühlte er eine kriegerische Lust in sich erwachen, die er bisher nie erfahren hatte, es däuchte ihm, als müsse er dem Könige vor allen Andern helfen, da derselbe, wenn auch wider Wissen und Willen, sein Schwiegervater und der Großvater seiner Kinder geworden. Er ging ohne Verzug auf den grünen Plan, wo die vornehmsten und muthigsten Männer unter einigen Linden beisammen standen. Zu diesen trat er hin und weil er der Größeste von Allen war, machten sie ihm ehrerbietig unter sich Platz.

Man beredete eben mehrfache Proben, woran man den Tapfersten und Stärksten erkennen wollte, um ihn zum Hauptmanne zu ernennen; und es war deutlich zu sehen, wie sie den Hordilo mit den Augen maßen und sich über seine gedrungenen Glieder verwunderten. Da winkte er, daß sie schweigen und auf seine Rede hören möchten und sagte: „Was wollen wir erst lange Proben suchen, wie sie schon Hunderte abgelegt haben! Hier stehen zwölf Linden von ungefähr gleicher Dicke. Ich will Euch eine Probe vormachen; gebt Acht, ob es Einer von Euch nachthut.“ Damit holte er aus und schwang seine Axt gegen den Baum, der ihm zunächst stand und so dick war, als ein Mann Leibesumfang zu haben pflegt, und, o Wunder! er neigte die Krone und stürzte auf den ersten Schlag zwischen den wegflüchtenden Männern zu Boden. Da entsetz-

ten sich Alle vor seiner Kraft und Keiner dachte daran, es ihm gleich zu thun. Die Hauptleute traten in einen Rath zusammen, und weil der Krieg wirklich sehr ernst war, wurden sie schnell einig und erwählten den Fremden zum Feldherrn. Hordilo aber nahm den Antrag mit Ernst an und gebot Allen sogleich sich zu ruhen, um am nächsten Tage in aller Frühe gegen den Feind zu ziehen.

Das geschah auch. Es wäre aber vergeblich, beschreiben zu wollen, was in den nächsten Zeiten durch den Hordilo und seinen Haufen geschah. Wären alle Feldherren wie er gewesen, so wäre der Krieg wohl in Kurzem beendet worden, ungeachtet die Feinde an Zahl bei weitem übermächtig waren. Es war nämlich derselbe König, der vor sechzehn Jahren einmal um die Prinzessin geworben und sie durch ihr Verschwinden verloren hatte.

Damals hatte ihn ihr Vater durch Ehrenbezeigungen und Geschenke besänftigt. Wie er aber mit dem Alten immer bösartiger geworden war, hatte er den Einfall gehabt, alle benachbarten Staaten zu erobern und zu seinem Reiche zu schlagen. Mit manchem war es ihm schon gelungen, und wie er dachte, sollte es ihm auch jetzt nicht fehlen; denn er kannte die Feigheit und den Unverstand der Anführer in diesem friedlichen Reiche und war selber ein sehr guter Feldherr.

Hordilo allein schlug seine Haufen, wo sie sich zeigten, und hielt sein Vordringen, so viel die kleine Mannschaft es vermochte, auf. Alle andern Heeresabtheilungen waren verwirrt und muthlos, und mit ihren Hauptleuten unzufrieden. Sie wünschten bereits Alle, den großen Fremdling mit der Axt an ihrer Spitze zu haben; als unerwartet vom Könige, der

schon aus seiner Hauptstadt geflüchtet war, ein Befehl kam, es solle Jeder ohne Ausnahme dem Hordilo gehorchen, denn er sey Oberfeldherr und des Königes Schwiegersohn.

Anfangs konnte sich Niemand aus diesen Worten vernehmen; denn der König galt als kinderlos, seit die einzige Tochter verloren gegangen war und bei dem Hordilo hatte Niemand eine Frau gesehen, bis endlich die Geschichte bekannter wurde. Es war nämlich auf der Milde Anrathen die Prinzessin mit ihren beiden Kindern an ihres Vaters Hof zurückgekehrt, hatte diesem Alles erzählt und nicht nur seine Verzeihung, sondern auch, da er den Hordilo nun schon kannte, seine freudige Einwilligung zu allem Gesehenen erhalten. Die alte Wärterin war nicht lange vor ihrer Abreise aus dem Thale ruhig gestorben.

Zugleich mit der Nachricht an das Heer, kam auch Rutilo bei seinem Vater an, um in dem Tumulte ihn zu erheitern und eine heimliche Botschaft von der Milde, worin sie ihm aus einigen Träumen erzählte, welche Kriegslisten er gebrauchen und daß er zur Zeit des Vollmondes allein eine entscheidende Schlacht wagen, im neuen Lichte dagegen sich bloß vertheidigen solle.

Hordilo richtete sich darnach genau und war es ihm bisher schon so außerordentlich gelungen, so wandte sich das Kriegsglück von dieser Zeit an gänzlich auf seine Seite. Kein Ueberfall wollte dem Feinde mehr gelingen; vielmehr mußte er einen Platz nach dem andern räumen und nach mehreren verlorenen Treffen sich auf der eigenen Gränze zusammen ziehen. Hier lagerte er sich auf einer großen Heide unter einer Bergreihe

und der rothhaarige König erließ ein Aufgebot an alle junge Mannschaft seines großen Reiches, daß sie eilig dahinziehen solle. Hordilo ließ das geschehen, indem es eben Neumond war, und setzte sich im Angesichte der Gegner ebenfalls auf einer Reihe Anhöhen fest.

Schon wuchs das feindliche Heer zusehends an; man sah ganze neue Abtheilungen von den Bergen herziehen; schon versuchte der König in manchen Angriffen zu einer größeren Schlacht zu reizen. Aber Hordilo, obwohl er keine weitere Verstärkungen bekam, dämpfte den Muth seiner kriegslustigen Hauptleute, und vertraute ihnen endlich, um sie nicht irre zu machen, daß er am Tage des Vollmondes eines entscheidenden Erfolges sicher sey. Seine Zuversicht gewann ihren Glauben. Seine Antwort verbreitete sich alsobald durch das ganze Heer, und es war Kei-

ner, der verzagt hätte, als nun am bestimmten Tage der Feldherr frühe aufsaß und an der Spitze seines Heeres die Berge hinunter zog.

Es wurde aber eine heiße und blutige Schlacht; der feindliche König hatte seine Ueberlegenheit benutzt, um seine Gegner alsbald zu umzingeln und wagte sich selber seines Ruhmes wegen in jede Gefahr. Ohne die Zuversicht seiner Leute hätte Hordilo der Uebermacht nicht widerstehen können. Er war fast den ganzen Tag hindurch dicht umringt; und wenn seine gewaltige Art Alles vor ihm in Entsetzen und Flucht brachte, so häuften sich die Massen in einer andern Gegend nur desto mehr. In beiden Heeren blieb darum die Hoffnung des Sieges bis zu einbrechendem Abend lebendig. Da aber war der Vortheil auf der Seite der Feinde; denn das kleine, eingeschlossene Heer konnte

sich nicht mehr wieder zu einander finden und focht an ganz verschiedenen Orten.

Den Tapferen sank zum größern Theile der Muth tief, sie waren matt und dachten schon daran, rühmlich zu sterben; da trat über die Höhen die volle Mondscheibe groß und freundlich hervor. Alle besannen sich auf das Wort des Hauptmannes, und riefen frohlockend auf. Und zur selben Zeit stürzte sich von den Hügeln eine unerwartete Hülfsschaar junger muthiger Kämpfer, die trugen hoch in ihrer Fahne ein liebliches Mädchen-Antlitz im blauen Schleier, und ihr Feldruf war „die Milde.“ Wie ahnende Schauer lief es durch alle Reihen, als der sanfte Name in die ehernen Stürme der Schlacht hinein klang; die Feinde erzitterten vor der neuen Kampflust der Widersacher, die sie zu ihrem Schrecken wohl kannten. Sie machten weichend ihnen Raum; Hordilo

selbst spaltete endlich ihrem Könige das Haupt, die Flucht wurde allgemein, und der Tag war, und mit ihm der Ausgang des ganzen Krieges entschieden.

Und damit enden wir die Geschichte vom Hordilo, der auf ganz eigene Weise aus seinem niedrigen Stande heraus Eidam eines Königes, und wenn auch nicht selber König, doch der Vater eines Königes wurde. Von seiner Tochter aber, der Milde, ließe sich noch weit mehr erzählen; denn sie wurde ein wahres Wunderfräulein, das unter den Frauen ihrer Zeit nicht seines Gleichen hatte; aber das wäre hier zu viel.

Fr. Pustkuchen.

Das

Quartier bei der Weisheit.

Ich kam in eine große Stadt
Und ging am Thor mit mir ſelbſt zu Rath,
Wo ich am beſten möchte bleiben,
Um zu lernen und mir die Zeit zu ver-
treiben.
Es liefen Straßen nach allen Enden,
Doch wollt' ich mich in keine wenden;
Denn, dacht' ich, biſt du nur erſt drin,
Schwatzt man dich vielleicht in ein ſchlech-
tes Quartier,
Da überſchleicht dich ein dumpfer Sinn
Und du haſt nichts als Langeweile hier.

Indem ich ſo ſtand und ſah und ſann,
Trat eine alte Jungfer mich an

Und fragte mich keck: „Woher? wohinaus?"
Der sagt' ich's: ich sucht' ein bequemes Haus,
Auf einer reinlichen, luftfreien Stelle,
Nicht zu dunkel und nicht zu helle,
Nicht immer g'rade voll von Gästen, . .
Doch immer mit einigen von den Besten,
Und könnte sie mir ein solches bescheiden,
So dankte ich schön und nähm's mit Freuden.

Da lachte sie gar freundlich und sprach:
Du rathloser Jüngling, folge mir nach;
Ich führe Dich in das beste Quartier,
Unter dem Rathhaus, es gehöret mir,
Am alten Markte, ist wüst und weit,
Voll kluger Gesellschaft, die sicher Dich freut;
Wer immer d'rin wohnt, der gilt mir als Freund,
Wir arbeiten und schaffen da vereint;

Du haſt mich ſicher ſchon nennen hören,
Ich bin die Weisheit, die Alle ehren;
Zu Morgen komm' ich an's Thor hinaus
Und lade die Fremden in mein Haus;
Ich werde Dir Lehren die Fülle ſagen,
Sätze, darnach die Klugen fragen,
Viele Worte und viele Gedanken;
Wirſt mir' gewiß, wenn Du's kenneſt, danken.

Und ich dachte in meinem Sinn,
Du gehſt wohl am beſten mit der Alten hin;
Sie iſt zwar häßlich, doch ſcheint ſie klug,
Und unmöglich iſt es doch Alles Trug,
Was ſie da ſpricht; ich werd's ja ſehen,
Es iſt doch beſſer als hier ſo müßig ſtehen.

Alſo reicht' ich die Hand und gab ihr mein Wort;
Wir gingen mit einander fort,

Um zu vermeiden das volle Gedränge
Durch Seitenstraßen, dunkel und enge;
Drauf führte sie mich in ein weites Haus,
Gab mir eine Stube hintenaus;
Darin war ein Strohsack, eine hölzerne Bank,
Ein Schicht voll Bücher in Eselsleder,
Ein Tisch mit Tinte, Papier und Feder,
Schwarz Brodt und Wasser, wie sie es selber trank;
Aber sie sprach, das Beste soll noch kommen,
Du bist nun auf in die Gilde genommen,
Da wirst Du hören, daß nichts Dir fehlt
Und daß Du zur Wohnung die beste gewählt.
Ich machte anfangs ein langes Gesicht,
Das magere Wesen gefiel mir nicht;
Doch wegzuwischen hatt' ich nicht Muth,
Ich war zu blöd' und von Herzen zu gut,

Wußt' in der Welt noch keinen Beſcheid
Und vertröſtete mich auf beſſere Zeit,
Führte was nöthig war ſchnell zu Munde
Und kam zur Geſellſchaft bei guter Stunde.

Die war Morgens und Abends in einem Saal:
Da kamen Menſchen ohne Zahl
Aus tauſend Kammern und Zellen geſchlichen;
Ihr friſches Leben war etwas erblichen:
Sie gingen wankend und Jeder trug,
Feſt aufgeſchnallt auf ſeinen Nacken,
Einen größern oder kleinern Packen
Beſchriebener Hefte, die machten ihn klug.
Sie ſetzten ſich hin; die Jungfer erſchien,
Mit ernſten Runzeln um Wang' und Kinn
Und auf der Stirne gar tiefen Falten.
Sie ſprach, was man müſſe vom Leben halten,

Von den niedrigen Freuden, die uns verführen,
Von dem hohen Genusse zu studiren;
Dann begann sie, alte Bücher zu citiren,
Griechisches Leben zu expliciren,
Aus Scholiasten zu commentiren,
Alle Einwürfe zu refutiren,
Ueber Seyn und Seele zu discuriren,
Welt und Gott zu demonstriren,
Ueberhaupt so gelehrte Reden zu führen,
Daß ich, zumal da Jeder schrieb,
Im Fleiß den Andern nicht hinterblieb.
Und was ich nun jedes Mal adnotirt,
Das würde mir auf den Nacken geschnürt
Und ich trug es den ganzen Tag herum.
Es wurd' immer schwerer, ich ging bald krumm;
Denn in kurzem hatt' ich eine gute Tracht
Gelahrtheit, trotz einem, mir aufgebracht.

So geschah es, daß ich Monden verfaß —
Und in der Emsigkeit ganz vergaß,
Daß ich noch gar nicht aus'm Hause gekommen
Und die Stadt mir in Augenschein genommen.
Die Andern ließen's auch, das hatt's gethan.
Doch eines Tag's, da des Himmels Plan
Im schönen Mai blau-heiter schien
Kam mir's auf einmal wieder in Sinn;
Die Luft drang so lau durch zerbrochne Scheiben —
Mir ward so eigen, ich konnte nicht bleiben:
„Für heute laff' ich die Arbeit seyn,"
Sagt' ich, „ich hol' es schon wieder ein.
Es läßt sich doch nimmer der Mensch vollenden
In finst'rer Umgarnung der Melancholie;

Die frischen Farben erbleichen ihm früh,
Will er vom Leben selber sich wenden.
Was hilft's am Ende, gelehrt über Alle,
Immer neue Gedanken hecken,
Wie zahmes Vieh in seinem Stalle,
Immer zwischen den Büchern stecken?
Geehrt von den Lebenslustigen werden,
Mit runzlichrer Stirn sich auch Froh geberden
Und erhaschen des Namens Leben,
Nachdem man sich selbst darum hingegeben?"
So sagt' ich — und schob die Arbeit zu Seite, —
Es glückt mir morgen wohl, wenn nicht heute;
Und wenn auch All' auf die Stadt hier schmähn,
Es ist doch auch gut, sie selber zu sehn,
Zumal wir selber dazu gehören;
Ich laufe hinein und will zeitig kehren.

Gesagt, gethan; ich schlich mich hinaus,
Doch ließ ich das Bündel nicht zu Hauf';
Denn ich dachte, die Leute würden stehn
Und bewundernd mir nach auf den Straßen sehn.
Doch kam es anders. Jedweder dachte
An sich nur und was er selber machte
Und ließ mich gehen, trat ich ihm nicht zu nah,
Sonst schob er mich seitwärts, was öfter geschah.
Denn die Straße war voll und Jeder in Hast.
Wer sich durchhelfen wollte, der hatte Last,
War er nicht vornehm — denn da machten sie Raum,
Um mich aber schor sich ein Esel kaum.
Es warf und drängte mich hin und her,
Ich schwitzte unter dem Ranzen sehr,
Schalt nun auf ihn, nun auf die Menge;

Mir verging der Athem faſt in der Enge,
Bis ich in einer ſtillern Gaſſen
Zu mir ſelber kam und mich konnte faſſen.
Da aber ſpürt' ich, was ich vergeſſen:
Ich wurde hungrig und hatte nichts zu eſſen.
Was thun? Ich hatte der großen Stadt,
So wenig ich ſie geſehen, ſatt,
Wünſchte mich wieder in der Jungfer Haus,
Denn der Lärm und das Treiben hier war mir zu kraus,
Und d'rinnen hatt' ich doch Waſſer und Brodt,
Hier aber litt' ich an Allem Noth.
Nun wußt' ich, warum dort die Jungen und Alten
Sich zu Hauſe hielten und den Ort nur ſchalten;
Ich hatte ein Gleiches mir vorgenommen,
Würd' ich nur wieder hinein erſt kommen.

Aber ich war von Kräften und dacht' und
sann,
Wie ich's beim Rückweg griffe an;
Denn mich wieder so lassen schieben und
drängen,
Das mußte mir wohl das Herz beengen.

Indem ich nun schritt an der Volks-
flut Rand
Und zaudernd und zweifelnd stille stand,
Sah ich ein Haus, gar sauber und rein,
Wo ein Mädchen am Fenster saß,
In gutem Muthe Erdbeeren aß
Und wie ich grüßte und sie's erblickte,
Mit dem Köpfchen freundlich dankend
nickte;
Aber es lachte ihr rosiger Mund,
Wie ich bepackt vor ihr stille stund
Und bald ihr liebes Gesichtchen da,
Bald die erquickende Frucht besah.
Sie winkte und kam heraus an die Thür

Und brachte den ganzen Teller mir,
Und reichte selber Paar für Paar
Mit dem Händchen dem durstigen Munde dar.

Ich läugne nicht, wie mir das behagte
Und sann, wie ich ihr was zu Danke sagte,
Meinte, mir werd' es so schwer nicht seyn,
Aber doch fiel mir nichts Rechtes ein.
Hub' ich endlich zu sprechen an
Von den Erdbeer'n so wild als zahm,
Von dem Geschlecht und von der Art. . .
Aber laut lachte das Mägdlein zart,
Sah mich verwundert mitleidig dann
Und das gewaltige Bündel an,
Und eh' ich's dacht', im muthwilligen Spiel
Stieß sie, daß Alles zur Erde fiel —
Weiß noch nicht, wie sie's ausgeführt,
Denn ich hatt' Alles recht fest geschnürt —
Küßte mich auf den scheltenden Mund:
„Geh' nun und thu's Deiner Jungfer kund,
Ob sie Dir sage, was das bedeute?"

Stand ich verwundert und ſah empor,
Fühlte ſo leicht mich, wie je zuvor,
Da ich noch gar nicht bepackt geweſen,
Nichts geſchrieben und wenig geleſen.
Alles lag neben mir auf dem Grund —
Und ich blickt' auf des Mädchens Mund,
Ob er ſo heiß ſey -- mir brannt's wie Feuer
Auf den Lippen doch wunderſüß;
Aber mich dünkt', ich kauft's zu theuer,
Weil ich die viele Weisheit ließ.
Darüber ſprang ſie in's Haus wieder ein;
Ich ſtand bedachtſam noch allein,
Dacht' endlich in meinem klugen Sinn:
„Du gehſt am beſten zur Alten hin,
Wird Dir das Wunder auch wohl erklären,
Mußt nur achtſam geduldig hören."
Ich ſchob den Packen zur Seit' und ging;
Doch daß ich erſt das Haus mir merkte.
Die Mühe war, gegen zuvor, gering,
Weil mich der Eifer ſpornt' und ſtärkte.

Als ich nun da war, ging ich zu ihr
G'raden Wegs in ihr eigen Quartier,
Vorne heraus, doch düster und klein,
Schien weder Sonne noch Mond hinein.
Ich traf sie selber im Negligé,
Zwischen Acten von unermeßlicher Höh;
War doch wahrhaftig mehr häßlich als
schön,
Ich hatte sie nie so gelb gesehn,
Hub meine Frage verdrießlich an —
Dacht': „Ob sie's auch erklären kann?" —
Und redete Alles von Herzen aus.

Aber sie zog die Stirne kraus,
Hob den Finger, bedachte sich sehr,
Sagte zuletzt: „Das Ding ist schwer,
Laßt mich bedenken, es muß schon gehn —
Was mußtet Ihr g'rade die Stadt be-
sehn?
Hättet Ihr eine Beschreibung gelesen,
Es wäre Euch eben so gut gewesen,

Es ſteht jedes Haus, jede Straße drinnen
— „Aber mein Räthſel?“ Nun laßt mich
ſinnen!“

Und ich ſtand, mußte lange ſtehn,
Wollte vor Ungeduld vergehn,
Sah durch das Fenſter in Langeweil';
Denn die Jungfer gebrauchte keine Eil' —
Sieh da, trugen hundert Krämer wohl
Große Körbe, bis oben voll
Von unſern erübrigten Papieren,
In den Laden zu Düten hin.
Erſchrocken ſchlug ich gegen die Scheiben
Und ſchrie hinab: ſie ſollten ſtehen bleiben
Und nicht den unerſetzlichen Gewinn
Nachtwachender Weisheit diebiſch entführen!

Da ſah's auch die Alte; mit ärgern-
dem Sinn
Schrie ſie jetzt: „Fant, was müßt Ihr
mich ſtören?

Laſſet die Poſſen! — Ich mag's nicht erklären!
Seht, wie die Krämer den Vorrath leeren!
Es kann's ihnen freilich Keiner wehren,
Denn die Weisheit veraltet geſchwinde,
Und um die neue aufzuſpeichen,
Muß natürlich die älteſte weichen;
Und je zu ruhen wäre Sünde.
In der Welt keine Bücher mehr,
Die großen Repoſitorien leer,
Welch ein Verluſt! Helft mir erſetzen
Was wir verſäumt, und hört auf zu ſchwätzen!
Immer fleißig! Laßt uns nur machen!"

Da fing ich von Herzen an zu lachen:
„Alte Dame, gebraucht der Zeit,
Wie's Eurem fleißigen Sinne freut.
Ich habe andere Dinge zu treiben,
Als mir einen krummen Nacken zu ſchreiben!

Denke eben, der Weisheit Licht
Stecke just in den Büchern nicht,
Und brennt es d'rinnen auch lichter Glut,
Fänd' ich's doch nicht mit dämischem Muth,
Würde nie des Lebens Meister,
Faßte auch nie die Freude dreister,
Steckt' in Gelehrsamkeit wie in einem Pfuhle;
Darum künd' ich Euch auf die Schule.
Bin, mein' ich, belesen und klug
Und gerüstet für die Welt genug,
Will nun in meinen guten Jahren
Selber sehen und selber erfahren;
Meine, man brauch's nicht eben zu schreiben,
Was in uns soll Wahrheit bleiben;
Des frischen Lebens rüstigen Muth,
Nicht den Halbschlaf einsamer Grillen
Preis' ich den Jung- und Alten gut!
— Aber um Euren Aerger zu stillen,
Soll Euch ein Knecht meinen Vorrath bringen,

Habe zu viel von dergleichen Dingen;
Jetzt schreibt nur weiter, ich gehe fort,
Ihr sollt Alles bekommen, habt mein Wort."

So sprach ich mit Nachdruck, wie schlecht ihr's behagte;
Doch aber, wie ich das Letzte sagte,
Blickte sie gar großäugig her,
Schüttelt' den Kopf und dankte dann sehr.
Ich aber schied mit lustigem Sinn,
Ging singend und tanzend die Straße hin,
Grüßte freundlich und wunderte mich hoch,
Wie Jeder nun etwas zur Seite bog,
Und ich gar leicht kam bis an das Thor,
Wo ich den Ranzen ließ zuvor.
Da stand das liebe Mädchen dabei,
Ließ sich erzählen, wie ich wurde frei,
Lachend und ernsthaft; dann lud sie mich ein,
Und ich zog in ihr Haus hinein,

Wohne bequem nun, auf einer luftfreien
Stelle,
Nicht zu dunkel und nicht zu helle.
Den Ballen hab' ich dem Knecht gegeben,
Verſuch' es ohne den Ranzen zu leben,
Von dem alten Rathskeller weit,
Munter in munterer Liebe Geleit.

Ferd. Glanzow.

Lieder.

Von Aurelie.

I.

Im Herbſtabend.

Es ziehen die Nebel,
Es dunkelt der Abend,
Der Wind ſauſt kalt;
Es beben die Sträuche,
Es fallen die Blätter,
Es ächzet der Wald.

Da ſitz' ich am Hügel,
Wo rauſchende Birken
So einſam ſtehn;

Zu Füßen vorüber
Die traurigen Waſſer
So klagend gehn.

Und ſinne und denke
Verlorenen Blickes
Die Zeit zurück
Des nimmer vergeſſenen,
Nimmer doch kehrenden
Frühlings Glück

Als grünten die Fluren
Und blühten die Ufer,
Am Himmel erwarmt;
Da hatt' ich ja ſelber
In glücklicher Liebe
So ſelig geſchwärmt.

Da ſaß ich hier auch wohl oftmals
Mit innigem Sehnen,
Mir war ſo wohl;

In lebenden Träumen,
Das Auge so heiter,
Das Herz so voll.

Wo ist es geblieben?
Ich sinne und suche
Und find' es nicht mehr;
Verblühet der Frühling,
Verronnen die Freuden,
Das Herz so leer.

II.

Im Abendroth
  Sitz' ich so gern und weine,
Ob mir der Tod,
  Der süße Tod erscheine.

Denn mich vergnügt
  Kein Lächeln und kein Streben,
Leer vor mir liegt
  Und abgeblüht das Leben.

Der Sonnenblick,
  Nach dem ich sehnend spähe,

Liegt weit zurück
Auf längst verlaſſ'ner Höhe.

Ich blick' hinan,
Kann nicht dem Auge wehren:
Er will nicht nah'n
Und ich kann nimmer kehren.

Und immer muß
Mein Auge ſich ergießen,
Bis es der Kuß
Des Engels wird verſchließen.

III.

Was schlägst du Herz
Ersehntem Glück des Lebens
Und nährst den Schmerz?
Es ist ja doch vergebens.

Du ringst so bang'
Und bist schon längst verlassen?
Willst wund und krank
Nicht von der Treue lassen?

O laß, laß ab
Zu bluten und zu zagen

Und um das Grab
  Verlor'nen Glücks zu klagen.

Sey kühl und hart
  Und ſchließ dich nur für immer;
Tief eingeſcharrt,
  Weckt es dein Schmerz doch nimmer.

In Himmels Gunſt
  Wird es nie mehr erwarmen
Und deine Kunſt
  Bleibt ruhiges Verarmen.

IV.

Ach was hilft's, den Schmerz zu sagen,
Andern, was mich quält zu klagen,
Meine Wehmuth, meine Schuld?
Warst du froh, sie sahn dich gerne,
Der Betrübten stehn sie ferne,
Keine hat für sie Geduld.

Jeden drückt schon eig'nes Leide,
Jeder sucht am Andern Freude,
Drängt zum Glücklichen sich ein.

Seine Fülle soll sie nähren,
Ihre dürft'ge Lust vermehren,
Und der Gram bleibt bald allein.

Sollte ich dann bettelnd ringen?
Besser ist's, den Schmerz zu zwingen,
Zu verschweigen, wie er quält,
Arm des Neides Wahn zu tragen,
Als den kalten Trost der Klagen,
Dem der Liebe Heilkraft fehlt.

Ende des ersten Theils.

1700. 1875

Die

Perlenschnur

aufgereiht

von

Dr. Fr. Pustkuchen.

zA

Zweiter Theil.

Inhalt.

1. Rosenmund.
2. Das Marienbild. 92
3. Die heilige Cäcilie. 117
4. Merkwürdige Träume. 129
5. Haselnüsse. 153

Quedlinburg und Leipzig, 1820,

bei Gottfried Basse.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Die
Perlenschnur.

Zweiter Theil.

Rosemund

oder

die verlorene Prinzessin.

Ein Mährchen.

Beyer

Die Königin Sternenauge hatte sich mit ihrer einzigen Tochter als Wittwe auf ein einsames Landhaus im Gebirge zurückgezogen. In dem Streite, der ihrem Gemahle Hesperus, dem letzten Könige aus der Familie des Herdilo, das Leben kostete, war das ganze Reich verloren gegangen, und es war ihr nichts übrig geblieben als dieses wüste Waldrevier, wo sie um die Welt wenig bekümmert lebte, einzig mit der Erziehung ihrer Tochter beschäftigt. Sie hoffte zuversichtlich, daß es derselben einst glücklicher gehen werde, wie ihr, wenn es ihr nur gelänge, sie bis

in die jungfräulichen Jahre mit treuer Sorge und durch die großen Beispiele ihrer aussterbenden Familie zu bilden. Von der Zeit, da es das Kind nur eben verstehen konnte, erzählte sie ihm unermüdet vom Hordilo, dem Stammvater eines so großen Geschlechtes, von seiner wunderbaren Tochter, der Milde, vom Marienkinde, das im Monde erzogen worden und alle die Sagen, welche wir zum Theil nach und nach unsern Lesern mitzutheilen gedenken. Wegen ihrer Hoffnung, daß durch ihr Kind der abblühende Stamm, wie nach einem vorübergehenden Winter, wieder aufgrünen und neue Zweige gewinnen werde, hatte sie dasselbe, als es bei ihres Gemahls Tode geboren wurde, Hoffnungsgrün genannt; man hieß sie aber nachher, wegen ihrer außerordentlichen Schönheit und lieblichen Rede, meist die Prinzessin Rosenmund.

Das Schicksal wollte es nicht, daß die Königin Sternenauge es erleben sollte, ihre Tochter als ausgebildet aus ihrer Pflege zu entlassen. Die Zeit, wo diese Familie regiert hatte, war nach seinem Schlusse verlaufen und die Welt eines solchen friedlich-glänzenden Glückes nicht mehr werth. Als Hoffnungsgrün oder Rosenmund vierzehn Jahre alt war, wurde die Mutter krank und konnte bald merken, daß ihr Ende herannahe. Als eine kluge Frau, an das Unglück schon gewöhnt, wußte sie sich über ihr eigenes Loos zu fassen; aber das ihrer Tochter bekümmerte sie desto mehr. Wegen ihrer Jugend und der Einsamkeit, in der sie groß gewachsen, war diese in so vielen Dingen noch ganz unerfahren. Die Sterbende betete oft ihrethalben ganze Stunden allein. Und am letzten Tage rief sie ihr Kind an ihr Lager, befahl der

einzigen alten Magd, die ihr aufwartete, hinaus zu gehen und hub also an:

„Es ist andem, liebe Tochter, daß ich von Dir scheiden soll. Der Tod macht mir keinen Kummer, wenn ich nur an mich denke; vielmehr sehe ich ihn an als eine Erlösung aus einem immer betrübter werdenden Schicksale, denn das Leben ist mir lange nicht alles das gewesen, was ich von ihm gehofft hatte. Ich werde Deinen Vater, meine Eltern und alle andern Glieder unsers Hauses wiedersehen, das, wie ich weiß und glaube, da, wohin ich jetzt komme, glücklicher ist, als hier auf Erden. Ich würde vor Sehnsucht nach ihnen schon lange wohl abgeschieden seyn, wenn nur Du nicht gewesen wärest, mein gutes, einziges Kind. Du hast mir meine einsamen Jahre erträglich gemacht, und das Sterben thut mir jetzt noch dar-

um wehe, weil ich Dich allein zurücklassen muß in einer Welt, die Du nicht kennst, und in einem Alter, wo Du noch so wenig ohne mich zu leben vermagst. Du kannst es nicht fassen, aber die im Himmel wissen es, wie ängstlich und anhaltend ich Deinetwegen gebetet habe. Es hat sie gerührt und sie haben mir gezeigt, daß sie uns nicht ganz vergessen haben. In der vorletzten Nacht, wie ich nach langem Weinen endlich eingeschlafen war, erschien mir ein wunderschönes Mädchen im blauen Schleier im Traume. Es mußte die Milde seyn, das dachte ich gleich, indem ich sie ansah, und sie war es. Mit einem himmlischen Trost in ihrem verklärten Antlitz trat sie an mein Lager und berührte mit der Hand meine Augen. „Weine nicht, Sternenauge," sagte sie, „Du selbst wirst bald ganz glücklich seyn und Alles, was auf der Welt Dich schmerzte, bei uns.

vergessen. Und auch Deines Kindes wegen beruhige Dich. Es soll nicht ohne Beistand seyn, so daß es sich wohl bewahren kann, wenn es nicht vom Leichtsinn sich hinreißen läßt. Nimm dieses Bild" fuhr sie fort, indem sie mir etwas an einem goldenen Kettchen um die Brust hängte. Es ist einer von den Geistern hineingebannt, welche, böse und gute, unsichtbar die Erde durchschwärmen. Dieses aber ist ein guter. Trage ihn unmittelbar am Herzen, so lange Du selber noch leidest; Du wirst in Dir Trost und Frieden fühlen. Und wenn Du Dein zeitliches Ende nahe merkst, gieb es Deiner Tochter. Sage ihr, daß sie es wohl bewahre, es Niemanden zeige, noch davon rede. Das Bild hat alle Beweglichkeit der Mienen, die ein menschliches Antlitz haben kann, und seine Zufriedenheit oder sein Mißvergnügen spricht sich, wie

bei lebenden Menschen, deutlich darin aus. Der Geist kann so lange nicht von ihm, wie sie nicht wider seinen Willen handelt; denn die Liebe gegen den, der ihn an der bloßen Brust trägt und der geheimnißvolle Einfluß des nahen Herzens hält ihn fest und auf ähnliche Art erfährt dieses seinen Willen, ohne je zu begreifen, wie es geschehe. Schärfe es Deiner Tochter recht ein, daß sie darauf merke, vor Allem aber, daß sie sich hüte, das Bild zum Weinen zu bringen. Die erste Thräne würde es zerschmelzen und den Geist für immer von ihr trennen. Er streift dann wieder unsichtbar umher. Doch sucht er noch drei Mal, in andere Gestalten verwandelt, seine alte Herrin wieder zu gewinnen; denn er kann die lange Sympathie noch nicht überwinden und hat sie noch immer lieb. Das erste Mal erscheint er als Mensch; wenn das aber vergeblich

ist, schon unverständlicher für sie als Thier und zuletzt als Blume. Ist aber das Alles umsonst, dann löst sich das Band zwischen ihm und ihr ganz, er gewinnt seine volle Unabhängigkeit und straft die Undankbare, wie er will, entweder mit dem Tode, oder er verwandelt sie, oder er bringt sie in endloses Unglück. Befiehl Du ihr mit Deinen letzten Worten, daß sie es nie dahin kommen lasse und das Kleinod nicht selber verliere. Von Andern mit Gewalt ist's ihr nicht zu nehmen."

Indem die Königin Sternenauge dieses mit letzter Anstrengung ihrer Kraft erzählte, nahm sie das Bild, das sie beim Erwachen von dem Traume wirklich auf ihrer Brust gefunden, hervor und reichte es der Tochter. Sie beschwor sie, der Weisung mit aller Treue nachzuleben, und

Rosenmund versicherte es schweigend, indem sie vor Weinen nicht reden konnte. Die Königin wollte vielleicht das Ende des Traums noch erzählen, sie bewegte die Lippen, aber es fehlte ihrer Zunge schon die Kraft. Da sah sie, wie betend, mit ihren silberglänzenden Sternenaugen inbrünstig empor; es war, als wenn die ganze Seele in den Blick dränge, um aus dem Auge nach oben zu schweben. Bald aber erlosch der Glanz, sie athmete einige Male langsam auf, dann sanken die Augenlieder von selber zu. — und sie war gestorben.

Rosenmund war über den Tod ihrer geliebten Mutter überaus traurig. Sie weinte und klagte ohne Unterlaß, und konnte an dem Begräbniß des Leichnams, das sie mit der alten Dienerin, ihrer Amme, allein besorgen mußte, vor inniger

Betrübniß kaum Theil nehmen. Es war ein gutes Mädchen, noch ganz unschuldig und hatte seine Mutter immer von Herzen lieb gehabt. Die gute Königin war schon eine lange Zeit begraben, wie es noch immer deren Grab besuchte, das im Garten nicht weit von dem Wasser Lispelborn angelegt war, dasselbe mit Blumen bekränzte und keine andern Gedanken hatte, als welche die verschwundenen Zeiten ihr eingaben. An das Bild dachte sie anfangs gar nicht; wie es ihr aber endlich mit den letzten Worten der Mutter einfiel, gelobte sie sich heilig, deren Willen nachzuleben. Sie zog es zum ersten Male hervor und betrachtete es. Die Züge waren unbeschreiblich milde, als wenn ein Maler den Frühling unter leicht beflortem Himmel oder den Frieden der Seligen hätte malen wollen. Sie fühlte bei der Betrachtung nach langer Zeit wieder

Troſt und Muth, und da ſie eben damals bei dem Grabe ſaß, ſo faltete ſie die Hände und gelobte allen ihren Vorfahren ein treues Andenken.

Ganz andere Gedanken brütete indeß die alte Amme. Sie war von dem Geſchlechte der Erdgeiſter oder Kobolde, welche von alten Zeiten her von der königlichen Familie unterjocht und durch einen geheimnißvollen, nicht zu löſenden Bund an ihre einzelnen Glieder dienſtbar geworden waren. Es hatte mit dieſem Geſchlechte das Eigene, daß jeder Geiſt ſo lange lebte, als der Stamm, dem er diente, und darum nichts mehr ſuchte, als zu ſeiner Fortpflanzung zu reizen. Dabei lag es in dem Bunde, daß er bei jungen Gliedern ſich gleichſam innerlich verjüngte, mehr Schönheit und Kräfte gewann, mit deren zunehmendem Alter aber immer we-

niger galt, immer mehr zur Knechtschaft gezwungen wurde und darum ein langweiliges Leben, wie ausgezehrt, fortschleppte. So war es auch mit dieser Amme. Unter der Königin Sternenauge hatte sie sich ganz unbeachtet gesehen und selber ihr Pflegekind wurde von der Mutter oft vor ihrer Arglist gewarnt. Sie war von der Königin viel zu sehr an Ehrfurcht gewöhnt, als daß sie es gewagt hätte, gegen ihre junge Gebieterin mit leerem Geschwätze zu reden, wie sie wohl mochte. Treu war sie aus Zwang, weil im Hause wenig Vorrath, gute Ordnung und jede Menschenwohnung weit ab war. Jetzt aber glaubte sie mit der Zeit bessere Tage erwarten zu dürfen und faßte mancherlei Anschläge, um mit ihrer Herrschaft aus der verdrießlichen Einsamkeit wegzukommen. Sie wurde nicht müde, ihr das Langweilige eines solchen Aufenthaltes fühlbar zu

machen; aber Rosenmund, wenn sie ihr auch zuhörte, ging doch immer an das Grab ihrer Mutter und hatte, wenn sie wieder von da kam, Alles vergessen.

Da dachte sich die falsche Alte einen Anschlag aus, den sie unverzüglich in's Werk zu richten beschloß, so viel Mühe ihr das auch machen sollte. Oberhalb des Schlosses, noch höher im Gebirge, floß nicht weit von der Quelle des Lispelborn ein zweiter Waldbach, der zur Winterszeit durch die Schneemassen zu einer wilden Fluth anschwoll und darum das Trügewasser hieß. Es war eben Herbst. Die Alte machte sich einen Abend zu Nutze, da Rosenmund im Freien war, nahm einen Spaten und schlich sich an dem Gartenwasser hinauf bis dahin, wo das Trügewasser ihr ganz nahe floß. Hier grub sie die Nacht über einen Graben, welcher

den Gießbach in die flachen Ufer des stillen Lispelborns leitete und dämmte das alte Ufer zu. In den folgenden Nächten fuhr sie damit fort, ohne daß ihre Pflegetochter es bemerkte; denn das Wasser war damals gering und Rosamund war bei ihrer Jugend zu unvorsichtig, um auf das Thun und Lassen der Amme immer zu achten. Sie war kaum mit ihrem bösen Werke fertig, als der Herbstregen einfiel, und erwartete mit Ungeduld den Erfolg ihrer Arbeit.

Und siehe, wie es anhielt zu regnen, schwoll der sonst so friedliche Bach in kurzem zu ungewöhnlicher Höhe. Nach einer dunkeln Nacht, wie der trübe Morgen anbrach und beide Frauen aus dem Hause sahen, hatte das Wasser schon viele Beete des Gartens zerstört, Büsche losgerissen und fortgeschwemmt und schlug seine schmu-

tigen Wellen immer näher an das Haus. Rosenmund weinte und wußte keinen Rath. Da ermuthigte sich die Magd, verstellte sich, als ob sie es gut meine und sagte: „Wenn ich einmal meine Gedanken sagen darf, so scheint mir's, wir müssen diese Gegend verlassen, so angenehm sie ist. Wie können wir das Wasser eindämmen? Und wenn es noch ein weniges steigt, so nimmt es uns nicht nur alle Früchte, sondern bringt uns selber in Gefahr. Schon aus Sorge für unser Leben müssen wir in die Welt. Aber mich dünkt, diese unerhörte Ueberschwemmung sey kein Ungefähr, sondern ein Wink von Eurem Schutzgeiste, welcher Euch gegen Eure Neigung dahin bringen will, wo Ihr beneidet, bewundert und glücklich lebt. Es sind die Jahre da, wo es Euch gehört, nicht mehr allein zu seyn. Ein so schönes Kind

könnte in der Einsamkeit keine Lust haben, wenn es die Welt nur kennte."

Rosenmund wußte gegen diese Reden nichts einzuwenden, als daß sie sich nicht gern von dem Hause und Grabe ihrer Mutter trennen möchte. Indeß bedachte sie, was die Amme gesagt hatte; es hatte für sie etwas Neues und sie hörte nicht ungern zu, da die schlaue Dienerin fortfuhr und ihr die unbekannten Freuden auf die empfehlendste Weise vorschilderte. Je einsamer ihr Aufenthalt wirklich war, desto mehr Reiz mußten diese übertriebenen Vorstellungen für sie haben, die immer lebhafter wurden, wie die Erinnerung an die verstorbene Mutter und ihre bisher schon tausend Mal bedachten Geschichten und Lehren an Frische immer mehr verloren. Die Magd zeigte sich so einschmeichelnd, so gefällig, daß die unvorsichtige

Prinzessin immer mehr glaubte, ihre gute Mutter habe sie mit Unrecht zu sehr verachtet. Sie vertrieb ihrer Pflegetochter die Zeit mit den anmuthigsten Geschichten und schien dadurch eine Sehnsucht halb zu stillen, die sie doch eigentlich nur immer mehr aufreizte. Wie eine Spinne lauerte sie arglistig im Hinterhalte und vergaß bei all' ihrer Dienstfertigkeit nie ihrer eigennützigen Absicht.

Auf solche Weise vergingen mehrere Wochen des Herbstes und Rosenmund vergaß über dem zerstreuenden Geschwätz der Alten, ihr, als ihrer Magd, strenge zu befehlen, daß sie der Ursache der Verwüstungen in ihrem Garten nachforsche. Wie es noch immer den armen Menschen zu geschehen pflegt, so war auch bei ihr Unbedachtsamkeit und zu große Sorglosigkeit der erste Fehler. Da kam es denn na-

türlich, daß bei einbrechendem Winter die Alte wirklich Recht zu haben schien. Das wilde Wasser schlug seine Wellen an den Grund des Hauses und der ganze Garten schien ein bewegter See, aus welchem der Mutter Grab wie eine Insel hervorragte. Die Amme wiederholte nun ihre Vorstellungen und Rosenmund glaubte ohne Unrecht einwilligen zu dürfen. Sie rüsteten sich also, beide mit frohen Erwartungen, zur Abreise und jene zeigte sich ihrer jungen Gebieterin so gefällig, daß sie mit Mühe eine Wehr von Steinen um das Grab sammelte und es mit den schönsten noch übrigen Blüthengesträuchen des Gartens umpflanzte.

So blieb das Denkmal der frommen Sternenauge, obwohl verschönert, in der unbesuchten Einsamkeit. Ihre Tochter zog mit den letzten Schätzen der königli-

chen Familie hinunter in die Stadt. Sie ahnte, bei ihrer Jugend, nicht im mindesten, was sie dabei verlor und was sie wagte.

Da sie selbst an dem neuen Wohnorte nicht Bescheid wußte, so überließ sie es der Amme, ein Haus für sie auszusuchen. Sie für sich allein wäre wohl mit einem einfachen Zimmer zufrieden gewesen. Die Alte aber miethete einen ganzen Pallast, so prächtig er zu finden war, denn sie sagte, ein so schönes Mädchen, wie ihr Pflegekind, das zugleich von so hoher Abkunft sey, müsse nicht wie eine Nätherin wohnen. Rosenmund ließ sich das gefallen.

Hierauf suchte ihr die Alte vorzustellen, daß sie ihres Standes und des großen Hauses wegen nothwendig mehrere

Dienerinnen bedürfe, wenn sie nicht allen Leuten der Stadt ein Spott werden wolle. Sie selber, die von der Klasse der Dienenden im Lande sey, wolle ihre nächsten Verwandten dazu aussuchen, auf deren Treue und Eifer man sich verlassen könne. Was konnte die junge Prinzessin dagegen einwenden? Die Amme ließ nicht nach, ihre Vorstellungen gelegentlich zu wiederholen, war bald schmeichelnd, bald mürrisch, erzählte jetzt von andern Leuten und jetzt von den Unbequemlichkeiten, wenn man selbander eine solche Haushaltung führen wolle, — und brachte nach und nach eine Menge Dienerinnen in's Haus, meistens freche Geschöpfe, wie sie ihr selber gefielen, die aber Rosenmund anfangs nicht leiden konnte. Man muß aber gestehen, daß sie die Ueberredungskünste verstanden, um sich ihrer Herrschaft gefällig zu machen; sie ließen keine Mühe unver-

ſucht, ſchmeichelten ihr, wo ſie konnten, und waren unter ſich einig, von einander nur das Beſte zu reden.

Geraume Zeit war die Prinzeſſin in einer Verwirrung des Gemüthes, als wenn ſie halb träumte, und wußte ſich dieſelbe nicht zu erklären, als aus der vielfach veränderten Lebensart. In einer ruhigen Morgenſtunde, wie ſie darüber nachſann, fiel es ihr ein, das Bild zu betrachten, was ihr, ſo lange ſie ihre Mutter beweinte, gar nicht eingefallen war. Sie zog es aus ihrer Bruſt hervor, wo ſie es Tag und Nacht am Herzen trug. Es zeigte eine ernſte Miene. Wie ſie es empfangen, meinte ſie, es heiterer geſehen zu haben. Das machte ſie nachdenklich. Wenn ſie in irgend etwas zu tadeln war, ſo war es darin, daß ſie ihrer Amme zu viel vertraute. Sie glaubte, den Grund der

Veränderung in den Zügen gefunden zu haben und schickte die Dienstmägde bis auf die Amme alle auf eins fort. Diese Strenge kostete ihr Mühe, weil sie sich bereits daran gewöhnt hatte. Die Mädchen baten, die Alte murrte. Das Bild aber veränderte zu Rosenmunds Freude seine Züge in eine anmuthige Heiterkeit.

Die alte Amme hatte aber ihren Kopf darauf gesetzt, die junge Prinzessin zu beherrschen und die eigentliche Herrin im Hause zu werden. Es war ihr zu Anfange so gut geglückt, daß sie schon viel frecher geworden war und sich jetzt nicht wenig ärgerte, da ihre listige Mühe doch vergebens zu seyn schien. Sie sann nicht wenig nach, woher an einem so unbedachten und von ihr verachteten Kinde eine solche Strenge und Klugheit kommen möge. Dabei fing sie wieder ihre alten Reden an,

wie wenig es sich für eine Königstochter schicke, selber zu arbeiten und wie sie, als die Aelteste, es gar nicht um ihr Pflegekind verdient habe, so ohne Gesellschaft und Freude nur zu dienen. Sie wußte zugleich bei diesen und jenen Vorfällen die Geschicklichkeit der entlassenen Verwandten zu rühmen und fing, wie alles das noch nicht verschlagen wollte, bitterlich an zu heulen und sich selber zu verwünschen.

Wie Rosenmund das hörte, glaubte sie doch zu viel gethan zu haben und sagte: „Liebe Amme, ich wollte Dir gerne nachgeben und Du siehst, daß ich mich der Arbeit selber nicht weigere, so schwer sie mir ist; aber es verhindert mich daran ein Schutzgeist, den mir meine sterbende Mutter mitgegeben und der es nicht haben

will, daß ich Deine Verwandten bei mir dulde."

O daß sie davon geschwiegen hätte! daß die Menschen überhaupt zur rechten Zeit zu schweigen wüßten! Es stände um Vieles besser in der Welt. Dieser böse Leichtsinn war der erste Grund von ihrem Unglück.

Die Alte erschrak, wie sie von einem Schutzgeiste hörte; denn sie fürchtete, ihr ganzes böses Vorhaben sey durch ihn vielleicht entdeckt. Doch verstellte sie sich und fragte: „Ei, was denn für ein Schutzgeist, liebes Kind?"

Rosenmund erzählte ihr hierauf das ganze Geheimniß mit dem Bilde, den Traum ihrer sterbenden Mutter und deren Warnungen.

Sie wollte noch davon reden, wie sie sich vorwerfe, dieselben nicht von Anfange sorgfältiger beachtet zu haben; aber die Alte hub mit versteektem giftigen Aerger so laut an zu lachen, daß sie verwundert aufhörte und sie ansah.

„Das hätte ich nicht erwartet," sagte sie endlich, „nein, das hätte ich von einer so vernünftigen Dame, wie die selige Königin Sternenauge war, nimmer erwartet, daß sie auf solche alte Mährchen und auf Träume etwas geben würde. Aber das Unglück machte die gute Frau etwas abergläubisch und von ihren Vorfahren hatte sie wohl vieles dergleichen in der Jugend gehört, was jetzt kein Kluger mehr glaubt. Ihr eigen Kind durch ihre Grillen so aller Freude zu berauben! ich kann es ihr, so lieb ich sie habe, doch nicht ganz vergeben. Bestes Töchterchen!

Du bist sonst so gescheit; aber wie konntest Du dergleichen glauben? Frage hier in der Stadt Jedermann, ob man über diese Dinge nicht jetzt lacht? Wenn Du mit hellen Augen sähest, so würdest Du bald bemerken, daß das Bild ein ganz natürliches Bild von eines Malers Hand ist, das seine Züge wahrhaftig nicht verändert. Aber weil Du glaubst, daß es lebendig sey, so meinst Du eine Veränderung zu sehen, nachdem Du lustig oder übellaunig bist. Denke nur nach, Du wirst doch begreifen, daß solche Mährchen, wie Dir Deine Mutter erzählt hat, nicht wirklich seyn können. Ein Geist in einem Bilde, das ist ja wahrer Unsinn. Für Kinder mag es gut seyn, damit sie den Eltern nicht viele Last machen; aber Du bist doch auch kein Kind mehr. Soll ich Dir rathen, so thust Du das schlechte Ding ganz von Dir, es hat Dir schon gar zu

viel geſchadet. Du wirſt dann die Welt mit ganz andern Augen anſehen, wie es junge Mädchen immer ſonſt thun. Hätte ich doch lange ſinnen können, woher Deine trübe Ernſthaftigkeit komme; denn daß Du mich bloß eines todten Bildes wegen ſo kränken und alle Jugendfreuden eines ſo albernen Mährchens wegen von Dir weiſen ſollteſt, das wäre mir nicht eingefallen. O es iſt gar zu luſtig! Was werden die Leute lachen, denen ich es erzähle! Kann ich's doch nicht laſſen, ob ich gleich d'runter leide!"

Und damit fing ſie wieder an zu lachen, wobei ſie zwiſchenein ingrimmig ihre Lippen biß und mit giftigen Blicken das Bild anſah. Roſenmund wußte nicht, was ſie ſagen ſollte; denn eine ſolche Rede hatte ſie nicht erwartet, ja nicht möglich gedacht. Sie verbot der Alten,

Jemanden etwas davon zu sagen, und versuchte sich und ihre Meinungen zu vertheidigen. Das half aber wenig und die Amme wiederholte ihre spottenden Reden so oft sie irgend konnte.

Für sich, in ihrem gallichten Herzen, wußte sie freilich ganz gut, und besser als Rosenmund selber, wie guten Grund Alles das hatte, was diese ihr erzählte, aber das verhehlte sie aus Arglist ganz. Sie sahe nun wohl, daß sie mit ihrer gewöhnlichen Klugheit nicht ausreiche und daß sie sich doppelt anstrengen müsse, um zu ihrem Zweck zu kommen. Einzelne Mägde brachte sie wieder mit der Zeit ins Haus, aber das war für ihre Wünsche nicht genug, weil die verlorene Prinzessin jetzt bei jeder Gelegenheit das Bild hervorzuziehen und zu betrachten pflegte. Mehrere Male nahm sie es ihr über Nacht, aber wenn

Rosenmund es am Morgen vermißte und mit Strenge es von ihr forderte, so konnte sie nicht umhin, es wieder herauszugeben. Fortziehen, wie sie oft drohte, konnte sie auch nicht, weil sie ihrem Wesen nach an dieses Haus gebunden war. Darum sann sie, ob sie nicht auf irgend eine andere Weise die Prinzessin von dem verhaßten Bilde trennen oder mit dem Genius ganz entzweien könnte.

Da gab ihr endlich ihre boshafte Scharfsinnigkeit den Gedanken ein, da die Sympathie den Genius an das Herz ihrer Prinzessin kettete, durch eine andere, stärkere Sympathie die erste zu verdrängen und auszulöschen. Denn sie wußte wohl, daß manche Neigungen sich mit einander so wenig vertragen, wie Wasser und Feuer, und daß die Prinzessin jetzt in dem Alter war, worin das Herz für solche Sympa-

thien, wie ein Kranker für die Ansteckung, empfänglich ist.

Rosenmund war funfzehn Jahre alt und so schön, wie die Frauen ihres Stammes alle gewesen waren und wie man sie jetziger Zeit gar nicht mehr findet. Die geschicktesten Bildhauer hatten es für die beste Anwendung ihrer Kräfte gehalten, die Bilder der Königinnen ihres Geschlechtes genau in Marmor zu formen; denn eine jede hatte eine neue, an den vorigen noch nicht bemerkte Schönheit, die keine Phantasie in voraus möglich gedacht und die man doch nicht genug bewundern konnte, wenn sie sich nun wirklich entfaltet hatte. Diese Bilder galten, so lange das Geschlecht noch lebte, nicht als besonders gelungen und dienten nur, an die vorigen Zeiten zu erinnern. Als aber das neue Volk in das Land brach und Hes-

perus in dem Streite sank, Sternenauge mit ihrem Töchterchen Hoffnungsgrün aus der menschlichen Gesellschaft fortzog, noch mehr in späteren Zeiten, als auch die letzte verlorene Prinzessin nicht mehr gesehen war und dem Volke die ehemaligen Jahrhunderte wieder als golden vorkamen, da trieb man mit diesen steinernen Bildern Aberglauben, nannte sie Götter und Göttinnen und meinte, sie seyen entweder gar keine Menschen gewesen, oder die Künstler hätten sie mit unerhörter Geschicklichkeit aus ihren Gedanken ersonnen und dargestellt. Man findet einige derselben noch in unsern Tagen an berühmten Orten in Italien, und andern Ländern und macht häufig eigene Reisen, sie zu sehen; sie haben aber jetzt andere Namen und die wahren Geschichten davon weiß fast Niemand.

Man stelle sich also vor, so weit es möglich ist, wie schön auch Rosenmund, als die Letzte dieses Stammes, war. Auch ihr Bildniß, das einige Jahre später von einem Künstler aus der Erinnerung gemacht wurde, soll sich noch erhalten haben und ist, wenn auch gewiß lange nicht so schön wie sie selber, doch über alle jetzigen Schönheiten weit hinaus und als ein Götterbild bewundert. Sicher hätte Keiner in der ganzen großen Stadt, darin sie lebte, noch eine andere Frau oder Jungfrau für schön halten können, wenn sie sich häufiger gezeigt und dann nicht jedes Mal mit einem dichten Schleier ihr Antlitz verhüllt hätte. So wollte ihre Mutter, daß sie es bis ihr zwanzigstes Jahr wenigstens thun solle und hatte es zugleich der Amme so eingeschärft, daß diese bisher keine Einwendung dawider gewagt hatte.

Jetzt aber lag es in ihrer Absicht, daß ihre Prinzessin das Gebot ihrer Mutter übertrete und sie sagte daher öfter: „Wenn ich Euch meine Meinung bekennen soll, so seyd Ihr bei weitem die Schönste in der ganzen Stadt, aber es ist nichts weniger, als löblich, daß Ihr Eure Schönheit der Welt so ganz entzieht. Eure selige Mutter mag dabei gedacht haben, was ich nicht verstehe, aber Unrecht hatte sie doch, als sie Euch eine solche Vorschrift gab. Ihr versündigt Euch ja offenbar an dem, welcher Euch solche Anmuth gegeben hat, nicht damit Ihr sie verschmäht oder daß ich alte Frau sie Euch vorrühmen soll, sondern damit sich die Welt darüber freue. Die Schönheit ist eben so wohl ein Schatz, wie Gold und Silber, und es ist thöricht, sie nicht eben so gebrauchen zu wollen. Ihr aber seyd doppelt thöricht, daß Ihr Euch statt aller Vortheile, die Ihr von

Eurer Bildung haben könntet, sogar eine Last auflegt, welche die Häßlichste von sich schiebt. Denn Ihr entzieht Euch nicht nur dem Anblicke der Menschen, sondern Euch selber beraubt Ihr auch, da dieser Anblick gewiß auch viel Anziehendes hat."

Diese arglistigen Reden schienen der Prinzessin nicht grundlos, um so mehr, da sie nicht wußte, was die Mutter früher mit dem Verbote gewollt hatte und was in den Reden der Alten Verfängliches liegen konnte. Wie sie nach einiger Zeit ausgingen und die Alte den Schleier versteckt hatte, versäumte sie, ihn ernstlich zurückzufordern, und ging verlegen, aber doch lächelnd mit enthülltem Antlitze aus.

Und wirklich blieben Alte und Junge auf den Gängen verwundert vor und neben ihr stehen und sahen ihr nach. Junge

Männer begegneten ihr zehn Mal und konnten ihre weit offenen Augen nicht sättigen. Sie schlug verschämt ihre Blicke zur Erde und war dem Weinen nahe. Aber diese natürliche Verwirrung und ihr helles Erröthen machte sie vollends über alle Beschreibung reizend, so daß, wie sie ins Haus zurückeilte, Hunderte sich dasselbe merkten und unabläßig in der Nähe harrten oder vor den Fenstern auf und ab gingen und ritten und fuhren, oder selbst sich in der Nachbarschaft eine Wohnung ankauften.

Rosenmund aber, wie sie auf ihrer Stube war, fühlte eine Verwirrung, die sie weder zu erklären, noch zu zerstreuen wußte. Sie ließ die Vorhänge vor den Fenstern nieder, befahl der Alten, die eben reden wollte, hinauszugehen und zog, wie sie allein wär, mit zitternder Hand aus ih-

rer Brust das Bild hervor. Wie erschrak sie! Ein trüber Nebel schien über den schönen Zügen ausgebreitet, wie ein unsichtbarer Schleier. Sie rieb sich die Augen und sah lange und scharf hin, weil ihr das Geschwätz ihrer Amme noch im Sinn lag, aber das Bild blieb trübe. Da wurde ihr sehr angst, sie fing an zu weinen, laut zu klagen und ihren eigenen Leichtsinn zu schelten. „O, es war kein Wahn, kein albernes Mährchen, wie die boshafte Alte sagte; wie konnt' ich auch nur einen Augenblick, durch ihre Reden gegen meine gute Mutter irre werden! Nun seh' ich es zu spät! Nun wird sich dieser Nebel in eine Thräne zusammen ziehen und dann bin ich verloren!"

So klagte sie und faßte die besten Vorsätze. Die Amme, die an der Thüre horchte, hörte Alles, aber sie wagte jetzt

nicht herein zu kommen, sondern wollte warten, bis sich der heftige Schmerz gelegt habe.

Am andern Morgen, wie sie kam, um ihre Prinzessin anzukleiden, nahm sie die erste Gelegenheit wahr: „Wie?“ sagte sie und schlug die Hände zusammen, „Ihr seyd so ernsthaft an dem ersten Tage, da Eure Einsamkeit, Eure unbedeutende Kindheit zu Ende ist, und ich dachte, Ihr freutet Euch, ich meinte, Ihr solltet mir danken und wollte Euch schon erzählen, wie viele Herren und Grafen und Prinzen bei mir sich haben erkundigen lassen. Ich glaube wahrhaftig, Ihr haltet es für ein Unglück, von Andern geliebt und geehrt zu werden und Euch darüber zu freuen!

„Sprich nicht zu viel,“ sagte die Prinzessin, „und schaffe den Schleier wieder,

Ich weiß wohl, Du hatteſt ihn verſteckt; daß Du nie wieder ein Gleiches verſuchſt, wenn Du nicht willſt, daß ich Dich fortſchicke."

„Ei ſeht doch," rief die Alte erbittert, „wenn Ihr das wußtet warum waret Ihr denn vorher nicht ſtrenge? Geſteht nur, darauf wißt Ihr keine Antwort."

Roſenmund erglühte vor Zorn und Schaam; aber das Bewußtſeyn, daß ſie hätte vorſichtiger ſeyn können, machte ſie furchtſam und ſie ſchwieg. Die Alte brachte einen ähnlichen, nachgemachten Schleier. „Wenn Ihr denn ſo ſtrenge ſeyd," ſagte ſie, „ſo nehmt dieſen Schleier, welcher wenigſtens Euch Alles ſehen läßt, ohne doch geſehen zu werden. Der Andere macht Euch am Ende gar kurzſichtig."

Rosenmund glaubte das nach einigen Tagen und ließ es sich gefallen.

Was einmal geschehen ist, läßt sich nicht so leicht ungeschehen machen, als es gethan wurde, und mancher Fehler der Uebereilung hat wichtigere Folgen, als eine eigentliche Schuld. So war es auch hier.

Die Alte kam ohne Unterlaß auf den Spaziergang zurück und auf die vielen vornehmen Augen, die ihrer Prinzessin starre nachgesehen. Beim Ankleiden und wenn Rosenmund der Trauer müde war, redete sie davon und wiederholte immer, daß sich ein Schleier für die Jugend überhaupt nicht schicke. „Wenn ja Schleier seyn sollen," sagte sie, „so möge die Häßlichkeit und das Alter sich verschleiern, um den Andern ihren Anblick zu ersparen. Euch aber ziemt es gar nicht und hilft

auch nicht für Eure Grillen. Denn jetzt sagen die Männer, sie hätten nie ein so niedliches, schwebendes Füßchen, solch einen leichten, reinen Wuchs gesehen und man könne bei dem dichtesten Schleier Eure Schönheit doch aus dem vollkommen errathen, was sich nicht verschleiern lasse."

Was konnte die arme Rosenmund gegen solche Reden vorbringen? Nachdem sie dieselben einmal zu hören angefangen und den rechten Glauben und Gehorsam gegen den Genius verloren, war sie in ein Schwanken und Zweifeln gerathen, das sie täglich quälte. Sie konnte sich nur daraus retten, wenn sie entweder ganz dem Genius, oder ganz der Alten folgte. Das wußte diese auch wohl und besser, als die Prinzessin, und versäumte keine Gelegenheit, dieselbe so weit zu verstricken, daß sie, des Unfriedens überdrüssig, ganz zu

ihren Vorschlägen überträte. Wirklich bemerkte Rosenmund schon selber, daß sie mit all' ihrer Strenge, die sie zu haben glaubte, sich doch nur unruhige Tage machte und daß das Bild nicht die Heiterkeit, die sie vormals an ihm gesehen haben wollte, wieder gewann. Dagegen machte ihr die allgemeine Bewunderung bei aller Verlegenheit, der sie nicht Meisterin werden konnte, doch einige Freude. Denn außer Allem, was sie selber hörte und sah, erzählte ihr die Amme ohn' Unterlaß noch von den Geschenken, mit denen die Anbeter der Prinzessin sie hätten gewinnen wollen, bloß daß sie ihnen die Wünsche ihrer Gebieterin sagte.

Dieses war Rosenmund anfangs unlieb und sie bat die Amme, daß sie dergleichen Anerbieten zurückweisen möchte. „Die guten Leute," sagte sie, „verdrau-

chen vielleicht mehr Geld, als sie dürften, und was kann ich ihnen wiedergeben? Ich kann ihnen nicht einmal danken, weil ich die vielen Namen nicht zu behalten und zu unterscheiden weiß, die Du mir nennst! Sie werden mich undankbar schelten und eben so ohne meine Schuld hassen, wie sie mich ohne mein Zuthun lieben."

Die Amme erwiederte lachend: „Wie wenig seyd Ihr doch noch in solchen Dingen erfahren. Eben, weil es Euch unmöglich ist, Allen zu danken, kann es Eure Schuldigkeit nicht seyn, daß Ihr ihnen danken sollt. Meint Ihr denn etwa, sie würden so vieles Geld aufwenden, wenn es ihnen lieber wäre, es zu behalten? Könnt Ihr sie in ihrem freien Willen hindern? Wollt Ihr aber etwa dankbar seyn, so seyd Ihr es billig zunächst gegen mich, die ich Euch von Eurer Ge-

burt an diene, und hindert mich nicht, Geschenke anzunehmen, die mir den Dienst leichter machen. Ihr aber lernt es als den natürlichen Vorzug der Schönheit erkennen, daß sie zwischen so vielen Männern den angenehmsten, reichsten und geehrtesten auswählen kann. Alle lieben Euch gleich; so müsset Ihr billig den vorzüglich auswählen, der Euren Vorzügen ähnliche entgegen bieten kann, die Ihr nicht habt? Der Reichthum, die Ehre gibt Ansprüche auf Schönheit; eine schöne Frau hingegen darf einen reichen und geehrten Mann suchen. Ihr thut Unrecht, wenn Ihr die seltene Himmelsgabe nicht achtet und Ihr achtet sie nicht, wenn Ihr sie nicht gebraucht oder nicht für den höchsten Preis anderer Himmelsgaben, Andern zu eigen macht. Wer die nicht zu bieten hat und bloß Geschenke bringt, den lohnt Ihr mit Eurem Anblick übergenug. Um

aber ein Mal Eure Hand und Person wegzugeben, da habt Ihr zwischen Fürstensöhnen die Wahl; ja mich dünkt, der einzige Sohn des Königs habe Euch schon bemerkt. Bedenket, Gebieterin, daß Ihr selber aus königlichem Geblüte seyd."

So gewandt und geschäftig war dieser Kobold, ihren Vortheil über den Genius zu benutzen und die unvorsichtige Rosenmund immer auf das Neue vorzubereiten. Wer wird sich wundern, daß es ihr immer mehr glückte? Sie war zudringlich, aber eben darum hatte sie den Vortheil über jenen stillen Warner um so öfter. Ihre Geschwätzigkeit fand immer neue Wendungen und der Genius sprach nur durch Mienen, die ungesehen blieben, wenn Rosenmund nicht daran dachte. Die Alte redete, wie es die Laune Rosenmunds verlangte; dagegen war des Genius Blick

viel zu ſtrenge und kein freundliches Betrachten ſchmeichelte es zu der Heiterkeit ſeiner alten Züge zurück. Es wurden jetzt der Zerſtreuungen immer mehr und bald ſo viel, daß die Prinzeſſin nicht ein Mal Abends zur Betrachtung des Bildes aufgelegt war, wenn ſie müde in die Einſamkeit ihres Schlafzimmers ſchlich.

Ihre nachlaſſende Schüchternheit wurde von den jungen Männern mit Hülfe der verrätheriſchen Amme bald bemerkt. Feſte ihr zu Ehren gab es nun an jedem Tage, ja lange vorher hatte ſie ſich zwiſchen mehreren Einladungen zu bedenken.

Dadurch wurde denn die Unglückliche in die Bekanntſchaft hineingezogen, welche den Verluſt des Genius, ihre endliche Verzauberung und ihr Elend herbeiführte.

Es wurde nämlich eben der Prinz, dessen die Amme schon öfter erwähnt hatte, der Sohn des Königes Zabolus, welcher Rosenmunds Vater seines Reiches beraubt hatte, auf die schöne Waise aufmerksam. Er hieß Nocturnus und war ein junger Wüstling, der durch seinem Geschlechte eigene Geheimnisse eine größere Schönheit besaß, als er verdiente, zwar eine solche, die weit unter derjenigen des Stammes der vorigen Könige blieb, die aber doch allen zu verblendenden Augen reizend schien. Er liebte alle schönen Mädchen der Stadt nach einander, ohne nur einer treu zu seyn. Er hatte aber ein einschmeichelndes Benehmen und kein Mädchen, mit dem er redete, konnte noch länger alles das Böse von ihm glauben, das die Betrogenen ihm nachsagten.

Dieser Prinz sah Rosenmund auf ei-

nem Feſte und mußte ſich alſobald geſtehen, daß er noch kein ſo ſchönes Mädchen geliebt und betrogen habe, als ſie. Er fühlte nach ſeiner Art eine brennende Leidenſchaft in ſich aufwachen und faßte den Entſchluß, alle andere Prinzen bei ihr auszuſtechen. Die Höflinge bemerkten das eben ſo frühe, als die alte Amme und beide ſagten es der Prinzeſſin auf die ſchmeichelhafteſte Art, daß ſie an dem liebenswürdigſten und angeſehenſten Manne des ganzen Reiches eine Eroberung gemacht habe. Jene traten von ihrem Werben ab, da ſie ihren Prinzen als Nebenbuhler erkannten, und dieſe war von ehrgeizigen Planen und den Geſchenken, womit ſie überhäuft wurde, ſo beſtochen, daß ſie ganz des Nocturnus Parthei nahm. Sie verrieth demſelben die Herkunft und die Gemüthsart ihrer jungen Herrſchaft, ihre Familienanſprüche auf den Thron des

Reiches und das Geheimniß mit dem Genius, den sie ihn so bald als möglich zu entfernen bat. Er hörte das mit nicht geringem Erschrecken und zu seiner ungezügelten Begierde kam der Stachel der Herrschsucht, welche ihn trieb, die Gefahr für seine Thronfolge durch Rosenmunds Verderben von sich abzuwenden. Diese Unglückliche war schon leichtsinnig genug, nicht nur die Bewerbung des Prinzen selber früh zu bemerken und zu dulden, sondern dem Geschwätz ihrer Amme auch zu glauben, daß sie durch den Thronerben die königliche Würde wieder erlangen werde, die sie mit Unrecht verloren. Der falsche Wüstling unterhielt sie in dem Wahne. Er gab Feste ihr zu Ehren, veranstaltete Schlitten- und Flußfahrten, wo er sie selber führte, brachte Ständchen unter ihrem Fenster und trieb das so unverdrossen und so öffentlich, daß alle andere junge

Männer ihre Hoffnungen auf Rosenmund aufgaben und diese schon früher einer förmlichen Erklärung von ihm entgegen sah, als er sie wagte.

Von dem alten Kobold über die Gesinnung der Prinzessin benachrichtigt, war er endlich so kühn, allein zu ihr zu gehen, vor ihr nieder zu knien und sie zu beschwören, sie möge sein Herz und Alles was er habe, seine Hoffnungen und Aussichten dazu, als ihr eigen annehmen, aber auch Mitleid mit seiner Liebe haben und mit der Belohnung derselben nicht warten, bis er sie nach seines alten Vaters Tode öffentlich heirathen könne. Während er so sprach, stand die Amme hinter ihm in der Thüre, nickte der Prinzessin zu und hielt derselben ein köstliches Diadem entgegen, das der Prinz bei ihr zum Geschenk für seine Geliebte abgegeben.

Rosenmund war noch nie auf eine reinere, edlere Weise geliebt worden, was in dieser verdorbten Stadt selten war; wenigstens hatte sie das nicht bemerkt und man könnte sie dadurch entschuldigen. Aber sie wußte, daß durch den Prinzen und dessen Vater ihre Familie in's Unglück gestürzt war und ahndete das Leben des Prinzen genug. In ihrem Herzen fühlte sie eine deutliche Warnung, die von dem Genius aus in dasselbe ängstigend hineindrang. Sie war verwirrt, sie sah den Knienden, der ihre Knie leidenschaftlich umfaßte, sie zweifelte — aber sie streckte die Hände aus, den Prinzen aufzuheben. Er sprang empor und umarmte und küßte sie heftig — und sie ließ es geschehen.

Ueber dem fühlte Rosenmund einen stechenden Schmerz in ihrer Brust. Sie konnte nicht umhin, hinein zu fassen und

zog das Bild hervor. Und — die Unglückliche — eine große Thräne zog sich in jedem Auge desselben zusammen, die edlen Züge drückten den herbsten Schmerz aus. Sie bebte. Aber die Alte riß es ihr schnell aus der Hand und schob sie dem Prinzen wieder in die Arme. Da rannen beide Tropfen in eins, das Glas über demselben sprang der Alten ins Gesicht, daß sie aufschrie und der leere Rahmen fiel der todtbleichen Rosenmund zu Füßen.

Der Prinz fand es am besten, sich jetzt zu entfernen und trug nur im Weggehen der Amme auf, den widrigen Eindruck des für sie glücklichen Zufalls bei ihrer Gebieterin möglichst schnell aufzuheben.

Die arme Rosenmund! — Es ist

wahr sie lag einige Tage vor Trauer und Schrecken krank und der nachhaltende Schmerz auf der Brust erinnerte sie stündlich an das, was sie verloren; sie dachte mit Weinen an ihre selige Mutter und mit Angst an ihre Zukunft. Dennoch aber konnte sie keinen recht festen Entschluß fassen — wie war es möglich, da ihr Schutzgeist fort war. Dazu verhörte sie die Alte, die jetzt noch dreister wurde, mit ihren schleichend giftigen Reden. „Ihr seyd fürwahr eine Närrin," sagte sie; „denn angenommen, daß an dem Bilde etwas gewesen wäre, es ist einmal geschehen, wer kann es wieder herstellen? Von allen Dingen ist die unnütze Reue das schlechteste. Sie vergällt die besten Freuden und läßt nie zum rechten Genuß des Lebens kommen. Entfernt sie geschwinde! War Euer Glaube mehr, als Vorurtheil, so freut Euch doch, daß Ihr des lästigen

Warners los seyd. Man kann ja auch ohne ihn leben; Ihr seht es an mir und allen Leuten dieser Stadt, deren Keiner einen solchen Popan; hat. Leben sie nicht eben so froh, ja froher als ihr? Seyd Ihr je munterer gewesen, als wenn Ihr gar nicht daran dachtet? Nun denn, Ihr seyd nicht ärmer, als alle Andere sind, geworden; so versäumt nicht länger, alle Freude zu genießen, die sich Königinnen anbietet."

So sprach der Kobold. Nocturnus schickte der Prinzessin nach dreien Tagen ein sauber gemaltes Bild von ihm selber, das er in den Rahmen hatte einfügen lassen, den er von Rosenmunds Zimmer aufgehoben. „Meine süße Geliebte," schrieb er dabei, „ist erschreckt worden, daß über der ungestümen Umarmung meiner ewigen Liebe ein Bild auf ihrer zarten Brust ge-

brochen ist, das ihr werth zu seyn schien. Jeder Schmerz, den sie fühlt, verdoppelt sich für mich; denn ich fühle, solch' eine Göttin sey nur zur Freude geschaffen. Daß ich so unglücklich war, ihr gleich für die schönsten Augenblicke meines Lebens, ohne Wissen Schmerz zu machen. Daß ich so glücklich wäre, ihn durch Freude zu vergüten. Und daß dieses Bild ihr nur werth genug seyn möchte, statt des vorigen ihren schönen Busen einzunehmen. Es erinnert sie wenigstens an den, welcher mehr als alle in der Welt sie liebt."

Rosenmunds Eitelkeit wurde durch diesen Brief, den sie mehr als zehn Mal las, aufgeregt, und sie hängte das Bild, obwohl nicht ohne Bedenken, an den Platz, welchen bisher ein edleres eingenommen hatte. Und da bald darauf eine Einladung von dem Prinzen kam zu einem Feste,

das er bloß ihretwegen veranſtaltet hatte, war ſie ſchon wieder vergnügungsluſtig genug, ſie anzunehmen.

Es iſt leicht zu begreifen, warum Roſenmund, deren einziger Troſt jetzt ihre Leidenſchaft für Nocturnus war, nicht anders erwartete, als daß er ſich nur mit ihr beſchäftigen, nur ſie bemerken und gegen alle andere Schönheiten gleichgültig ſeyn werde. Aber der Prinz war mit allen Frauen und Mädchen, welche an den Feſten erſchienen, früher ſo vertraut geweſen, daß er ſich ihnen nicht ganz entziehen mochte oder konnte. Er zeichnete Roſenmunden aus, aber er ſchien auch die andern nicht zu vernachläſſigen, und jetzt, als ſie ihm und ſeiner Liebe, wie ſie glaubte, ein Opfer gebracht hatte, fiel ihr dieſes zuerſt auf. Sie ahnte dunkel den Wankelmuth des Prinzen und zog ſich mit ver-

hohlenem Unmuth in ein einsames Fenster zurück, um ihren Zweifeln nachzudenken.

Da trat ein junger Mann zu ihr, den sie unter den Gästen noch nicht bemerkt hatte. Sein Aeußeres war ernst, aber unbeschreiblich edel. Sie fühlte einen geheimen Zug ihm entgegen, den sie sich nicht zu erklären wußte; sie scheute sich vor ihm, und doch war's ihr so wehmüthig wohl, als habe sie an ihm eine Stütze, einen Bruder gefunden. Das Alles waren die Empfindungen weniger Augenblicke, in denen sie sich schweigend begrüßten, und als errieth der schöne Fremde ihre Gedanken, erbat er sich die Erlaubniß, sie nach ihrem Hause geleiten zu dürfen. Sie zauderte ein wenig, nahm aber doch ihren Mantel und ging an seinem Arme unbemerkt fort.

Die Amme, welche ihr auf den Ball nachgefolgt war, wunderte ſich, wie ſie ſich nach einiger Weile allein fand und ſagte es dem Prinzen. Dieſen befremdete es noch mehr, denn er hatte ſchon gehofft, im Taumel dieſes Abends Roſenmund ganz zu gewinnen, und im Unmuth hob er das Feſt früher als gewöhnlich auf.

Die Prinzeſſin aber, wie ſie Abends auf ihrem Zimmer allein war und es wider Gewohnheit vor der Amme abgeſchloſſen hatte, konnte nicht umhin, an den Unbekannten und an ſeine gehaltvollen Reden zu denken. Sie athmeten alle das reinſte Wohlwollen, aber es war nicht der mindeſte Zug von Schmeichelei oder Begehrlichkeit darinnen. Ihr war, als werde ſie von dieſem Einen zuerſt und in Wahrheit allein geliebt, als liebe ſie ſelber jetzt zum erſten Male. Sie war lange nicht

zugleich so heiter und dabei so ruhig gewesen, als sie sich jetzt fühlte.

Am andern Morgen kam der Prinz, um sich zu erkundigen, weshalb seine schöne Freundin durch ihre unvermuthete Entfernung ihn betrübt und die Freude Aller plötzlich aufgehoben habe. Er klagte sie der Grausamkeit an, daß sie nicht daran denke, wie schmerzlich ihm jeder Schein der Kälte von ihrer Seite sey, da er ihr in Wahrheit ganz angehöre. Die freche Alte, welche dabei zugegen war, mischte sich ebenfalls in das Gespräch und stellte sich verwundert, daß ihre Gebieterin die Vorzüge des Prinzen so wenig zu würdigen wisse. Rosenmund wurde verlegen und entschuldigte sich mit ihrem empfundenen Unbehagen, verschwieg aber die Erscheinung des Fremden, wie er sie darum auch gebeten hatte. Das Gespräch endete

mit einer mehr höflichen, als herzlichen Verſöhnung.

Kaum war der Prinz fortgegangen, ſo ſtellte ſich der Fremde ein, unangemeldet und von der Amme, wie es ſchien, unbemerkt. Roſenmund empfing ihn mit der ſchüchternen Ehrfurcht, die er einflößte und die ſie öfter gefühlt hatte, ehe der Leichtſinn ſie mit den Männern ſpielen lehrte. Er aber milderte dieſelbe durch ein wohlthuendes Zutrauen, ohne ſie ganz aufzuheben. Er trug ihr nicht ſein Herz an, aber ſeine Reden, ſein Benehmen, ſein ganzes Weſen waren geeignet, ihm das ihrige durchaus zu gewinnen. Sie lernte es immer deutlicher fühlen, daß ſie liebte.

In den nächſten Tagen und Wochen, den angenehmſten, welche Roſenmund ſeit

lange erlebt hatte, ſchienen ſich Nocturnus und der Unbekannte wetteifernd um ihr Herz zu bewerben. Glückliche Roſenmund, wenn ſie ſich für dieſen entſchieden hätte — arme, unglückliche, verlorene, da es jenem Unholde gelang, ſie dennoch für ſich zu gewinnen!

Seit der neuen Bekanntſchaft hatte Roſenmund über ihre Amme das Anſehen zum Theil wieder gewonnen, das ſie in der letzten Zeit faſt ganz verloren hatte. Entweder bemerkte der Kobold den Unbekannten bei ſeinen Beſuchen nie, oder er wollte ihn nicht bemerken und fürchtete ſich vor ihm; denn die Alte kam nie zu ihr, wenn der Fremde da war und brachte auch nie die Rede darauf. Dazu erzählte dieſer der Prinzeſſin, daß er auch auf den Gebirgen, bei dem Grabe ihrer Mutter geweſen ſey, die er wohl gekannt habe,

und brachte ihr durch dieſe Erinnerungen wieder Alles in Herz und Gedächtniß, was ſie ſo lange ſchon vergeſſen hatte.

Roſenmund wurde dadurch ernſt und nachdenkend, ja es bewegten ſie Liebe und Wehmuth endlich ſo ſtark, daß ſie dem Unbekannten Alles, ihre erſte Jugend, die Reden und das Vermächtniß ihrer Mutter, ihren Leichtſinn, die Verführungen der Amme, den Verluſt des Bildes mit aufrichtigen Thränen geſtand, ſelbſt auf die Gefahr hin, ihren Freund ſich dadurch zu entfremden. Er ſah ſie dabei unverwandt an, auch noch lange, nachdem ſie aufgehört hatte. Darauf ſagte er ernſt, aber voll tröſtender Liebe: „Gute Roſenmund, denn jetzt eben biſt Du wieder gut, Du biſt in großer Gefahr, aber es iſt noch Alles wieder herzuſtellen, wenn Du den Muth haſt, einen ſtrengen Entſchluß durch-

zufahren. Verabschiede Deine Amme von allen Dienſten, zu denen ſie nicht nothwendig iſt. Laß alle Geſchenke des Prinzen und der andern jungen Männer hier, nimm nur das Nöthigſte mit Dir und ziehe hinauf, wieder zurück zu dem Grabe Deiner Mutter. Ich folge Dir, ich geleite Dich und bleibe bei Dir; Du kannſt Dich mir ganz vertrauen. Glaube meinen Worten, Du wirſt zwar anfangs Manches entbehren, aber doch endlich glücklich werden. Dieſes eine Mal nur ſey entſchieden, ja folge mir lieber ſogleich, damit Du nicht wieder in Zweifel fällſt und endlich unglücklich wirſt."

Roſenmund ſchwieg; die Forderung war ſo ſtrenge, ſie fühlte, wie ſchwer ihr der Entſchluß ſeyn werde und begriff doch ungefähr, wie nöthig er ſeyn möge; ſie hatte mit der Amme ein unverdientes Mit-

leiden und konnte sich doch ihre verderbliche Verführung nicht hehlen. Endlich verrieth sie diese Gedanken durch die kurze Frage: „Mit einem Unbekannten soll ich allein hinaufziehen?"

„Es wäre schlimm," sagte der Fremde, „wenn ich Dir noch dem Herzen nach, nicht bloß nach Namen und äußeren Umständen unbekannt wäre. Höre denn," sagte er und sein ganzes Aeußere verklärte sich in hellere Farben, wie von einem innern Götterglanze: „ich bin von dem Geschlechte der Genien und einer der mächtigsten von Allen, der auf der ganzen Erde immer die edelsten Menschen zu seinen Verehrern hat. Das thörichte, verdorbene Volk dieser Stadt kennt mich nicht; denn ich mag es nicht. Es liest von mir in alten Mährchen, glaubt aber nicht an mein wirkliches Leben. Nur in wenigen Häusern, und

nicht der Angesehensten, sieht man mich hier jetzt; ehedem, da Deine Väter hier geboten, war es anders und es ist auch nicht überall so weit gekommen. Meiner Namen sind viele; nenne Du mich Himmelsfrühling, denn das war mein Jugendname vor Ewigkeiten. Ergieb Dich mir nur und traue meinem Worte, daß Du nicht verloren gehen wirst."

Diese Worte hörte die Prinzessin schweigend an, von Erstaunen, Ehrfurcht, Liebe und Scheu wechselnd durchdrungen. Der Genius nahm wieder seine schlichte, edle Menschengestalt an, ermahnte sie noch einmal und entfernte sich.

Rosenmund besann sich, sie entschloß sich, dem Rathe zu folgen, aber sie fühlte eine gewisse Kraftlosigkeit in ihrem Entschlusse, der sie nicht Meisterin werden

konnte. Doch rief sie ihre Amme und erklärte ihr ziemlich entschieden, was sie zu thun vorhabe, mit dem Hinzufügen, daß sie keine Widerrede anhören wolle.

Die Amme, wie sie das hörte, fing an laut aufzuschreien und zu weinen. „O ich Unglückliche," sagte sie, „die ich einer so thörichten, wankelmüthigen und undankbaren Herrin dienen muß! Alle meine Mühe und Liebe so vergolten zu sehen! Kann etwas teuflischer seyn, als ein Wahn, der so zu handeln zwingt? Aber wahrlich, er wird sich schon selber bestrafen! Ja, Ihr werdet bald selber in einsamen Ueberdruß, Langeweile, Armuth und Mühe zur Einsicht kommen und dann, freilich zu spät, Eure Härte gegen mich beklagen. Ihr wißt, daß ich Euch folgen muß, das macht Euch grausam, aber mögt Ihr doch sehen, wie Ihr allein fortkommt, wenn

Ihr mich so lange quält, daß ich Euch nicht mehr dienen kann!"

Wie sie das sagte, lag sie auf der Erde, rang bald die Hände, schlug sie bald bittend um die Füße ihrer Gebieterin und schien dann wieder kraftlos hinzusterben. Rosenmund fühlte Mitleid und wurde wirklich vor den Drohungen des Kobolds angst, doch blieb sie bei ihren Worten. Da sprang die Amme auf und lief von ihr fort. Sie eilte nämlich zum Prinzen und beschwor ihn, ihr zu helfen gegen den Einfall ihrer Herrin, den sie ihm mittheilte. Nocturnus wurde bleich vor Wuth und beschwor die Alte, ihm zu helfen, daß die Prinzessin auf eines seiner Schlösser komme, das nicht weit vom Wege ins Gebirge ab lag. Sie versprach Alles und er eilte ungesäumt dahin voraus.

Indeß schickte Rosenmund sich an zum Wegziehen und die Amme, wie sie zurückgekommen, mußte helfen. Sie unterließ nicht, durch Klagen und Seufzer der Prinzessin den Werth jedes einzelnen Gutes, das sie zurückließen, fühlbar zu machen. Gleichwohl blieb diese noch bei ihrem Entschluß. Der stille Abschied von Haus, der Weg allen Palläſten vorüber, wo sie bewundert worden war, der Ausgang aus dem Thore machten das Herz Rosenmunds immer schwerer; die Alte ersah ihre Zeit und fing an, das genossene Glück mit der künftigen Aermlichkeit zu vergleichen und wie sie merkte, daß sie nicht vergeblich redete, Alles so auszumalen, daß die Prinzessin, in Gedanken verloren, ihr auf den Seitenweg nachfolgte, der sie auf das Schloß des Prinzen brachte.

Sie bemerkte es erst, da der Prinz

sie am Thore empfing und sich verwundert und zugleich erfreut stellte, daß seine schöne, grausame Gebieterin ihn zu besuchen komme, da er eben ein häusliches Fest veranstaltet habe. Sie machte dagegen Miene, umzukehren, aber die Amme griff vor [illegible]d sagte: „Wir haben allerdings Ursache uns zu freuen, auch nur zufällig einen freundlichen Wirth getroffen zu haben, da es stark gegen Abend geht und wir ohne das ohne Obdach bleiben müßten.“ Mit den Worten faßte sie ihre Prinzessin an die Hand und zog sie vollends hinein. Der Prinz flüsterte dem Thürhüter noch schnell zu, daß er sogleich schließen und keinem von innen oder außen Kommenden öffnen solle. Des langen Harrens müde hatte der Abscheuliche sich vorgesetzt, sie so lange da zu behalten, als sie ihm gefallen würde.

Auf dem Saale war eine Gesellschaft

von lauter feilen Höflingen, welche die Prinzessin als Königin des Festes bewillkommten. Nocturnus unterließ nichts, um sie durch Schmeichelei zu berauschen, durch Tanz zu ermüden und durch Wein zu erhitzen. Seine Sclaven wetteiferten mit ihm, sie in einen Wirbel der Lust zu ziehen, der sie schwindlich machte. In die ruhigen Pausen schob sich die Amme und fragte ihre Herrin, ob dieses Leben nicht tausend Mal angenehmer sey, als wenn sie jetzt im Dunkeln zwischen den Bergen säßen, von groben Arbeiten müde?

Unvermuthet aber erschien der Unbekannte im Saale und stand zwischen dem Prinzen und der Prinzessin, die eben einen Tanz beginnen wollten. Es war in seinen Zügen wieder etwas Uebermenschliches. Nocturnus wurde bleich und eilte fort, die Thürhüter zu schelten. Er aber trat

indeß zu Rosenmund und sagte: „Folgt mir augenblicklich, wenn Ihr mich liebt, es wartet Eurer hier eine große Gefahr.“ Sie bedachte sich, er sah sie mit erhabenem Ernste an. „Aber,“ sagte sie, „es ist draußen ja schon Nacht, wie wollen wir durch den Wald finden?“ — „Wollet Ihr mir folgen!“ sagte er dagegen; „Ihr seht, man kennt und fürchtet mich hier, ich führe Euch unversehrt davon.“

Der Prinz kam zurück, umschlang Rosenmunds Stirn mit einem Diademe und sagte leise: „Laßt den Kopfhänger Euch nicht stören, meine Königin.“ Seine Stimme bebte, denn Himmelsfrühling sah ihn durchbohrend an. Rosenmund aber, im unglücklichen Leichtsinn, sagte zu ihm: „Ihr seyd zu ängstlich, zeigt mir, daß Ihr auch froh seyn könnt, kommt und tanzet mit mir.“

Sie faßte nach seiner Hand mit einer leichtsinnigen Bewegung; aber auf einmal fühlte sie dieselbe verschwinden und sah den Genius nicht mehr. Ehe sie sich besinnen konnte, trat der Prinz wieder zu ihr, nun, wie es schien, seines Anschlages gewiß, faßte sie unter die Arme und hub unter rauschender Musik an, mit ihr zu drehen. Es währte lange. Die Höflinge entfernten sich. Die Musik hörte auf. Rosenmund war, als der Tanz endete, mit Nocturnus allein im Saale und halb bewußtlos. Er führte sie in sein Zimmer, schloß hinter sich ab und behielt sie die ganze Nacht bei sich.

Die unglückliche Rosenmund! — Aber es ist besser, von den nächsten Tagen nichts zu sagen. Sie wurden mit dem Prinzen und der Alten in einem Taumel verlebt, in welchem die Verlorene sich

selber für glücklich halten mochte. Sie suchte Alles außer sich zu vergessen und verwöhnte die Amme durch ausgesuchte Gefälligkeit. Die alte Bettel verjüngte sich vor Lust, wie sie mit Geschenken überhäuft, ihre alten Knochen mit prächtigen Gewändern behängen und mit dem Sohne des Königes und ihrer Gebieterin an demselben Tische essen konnte. Ihre Verwandten, der Rosenmund entlassene Mägde, waren bald alle da und trieben ein unverschämtes Wesen.

Wir würden uns hier länger aufhalten, wenn wir nicht noch größeres Unglück der armen Rosenmund erzählen müßten. Sie heißt nicht umsonst die verlorene Prinzessin. Sternenauge, ihre treffliche Mutter, hätte im Himmel weinen müssen, wenn sie das Schicksal ihres Kindes gesehen hätte.

Nach wenigen Wochen sehnte sich der abscheuliche Prinz aus dem einförmigen Leben auf dem Landgute schon wieder heraus. Er sagte, sie wollten in die Stadt zurückziehen und Rosenmund wagte nicht darauf zu bestehen, daß sie es anders wünschte. Sie fing an, den Unbestand des Prinzen zu fürchten und nicht mit Unrecht. Anfangs zwar führte derselbe sie all enthalben wie im Triumph auf, um seiner eigenen Eitelkeit zu schmeicheln; aber bald mußte sie mit Schmerzen sehen, wie sehr sich Alles veränderte. Die jungen Fürstensöhne erdreisteten sich, nicht bloß mit frechen Blicken sie zu verfolgen, sondern ihr Vorschläge zu thun, welche sie mit Zorn hörte. Sie hoffte, der Prinz werde sie, als seine künftige Gemahlin, in Schutz nehmen. Aber er entschuldigte sich, daß er Jenen nicht zu befehlen habe und sagte lächelnd, es sey das Loos der

Schönheit, Allen zu gefallen und aus Rücksicht auf ihn, solle sie sich nicht abhalten lassen, ihrer Neigung zu folgen. Was er damit meine, zeigte sich deutlich genug, indem er selber bald andere Mädchen aufsuchte und eben so betrog, wie er Rosenmund betrogen hatte.

Voll Scham, Zorn und Verzweiflung verließ sie ein Fest, wo sie das deutlicher als vorher bemerkte, und ließ sich nach ihrer eigenen Wohnung fahren. Da warf sie sich bitterlich weinend nieder, rang die Hände wund und durchdachte ihr Unglück. Der Unbekannte fiel ihr ein, der sie so ganz anders geliebt hatte. Er war seit jenem Abende, da er im Lustschlosse verschwand, nicht wieder erschienen. Auf einmal fuhr ihr etwas durch den Sinn. „O ich Unglückliche!" rief sie, „daß ich es nicht merkte! Es war mein Genius, der

mir erſchien, nach der Vorausſage meiner Mutter! Ich Bethörte, Verblendete, daß mir das nicht ſogleich einfiel! Nun iſt es zu ſpät!"

So weinte ſie und verhüllte die vom Weinen rothen Augen in ein Kiſſen. Lange lag ſie ſo, vor tiefem Schmerz faſt außer ſich. Da glaubte ſie endlich etwas zu hören, einen leiſen, klagenden Ton und es klang ihr wie die Worte: „Komm, komm, Deine Mutter weint in ihrem Grabe, komm geſchwinde!"

Sie fuhr auf, und da eben der Mond ſchien, ſah ſie in dem offenen Fenſter ein Rothkehlchen ſitzen, das die Worte zu flöten ſchien. Sie hatte einen ſolchen Vogel als Kind gehabt, es fiel ihr ein und ſie meinte, es möge wohl der nämliche ſeyn und von dem Geiſte ihrer Mutter an

sie abgesandt. Als sie hinzutrat, flog das Thierchen auch nicht weg, sondern hüpfte zutraulich auf ihre Hand und dann ins Fenster oder die davor stehenden Baumzweige zurück und wiederholte immer die Worte: „Komm, komm, Deine Mutter weint in ihrem Grabe, komm geschwinde!"

Die Prinzessin konnte sich nicht enthalten, bei diesem Gesange von neuem zu weinen und bei sich selber zu sagen: „Ja, ich muß kommen, ich will." Sie that die ganze Nacht durch kein Auge zu. Als der Morgen kam, flog das Vögelchen in die Bäume vor dem Fenster und die Prinzessin war ganz bleich vor Trauer.

Die Amme suchte sie zu trösten und unbemerkt den Grund ihres Schmerzes zu erforschen. Sie erfuhr aber nur die Klagen über des Prinzen Treulosigkeit, die sie

selber nicht mehr läugnen konnte. Sie wollte der Prinzessin eine ähnliche Treulosigkeit anrathen, aber diese schickte sie unwillig fort.

In der nächsten Nacht war das Rothkehlchen wieder im offenen Fenster und sang sein altes Lied: „Komm, Deine Mutter weint in ihrem Grabe.“ Eben so war es in den darauf folgenden Nächten. Die arme Rosenmund schlief jedes Mal wenig und härmte sich so sehr, daß sie zusehends bleicher wurde.

Endlich vermochte sie diese Qual nicht länger zu ertragen, sondern kleidete sich in einer Nacht an und ging in den Garten. Der klagende Vogel war sogleich bei ihr und hüpfte jetzt mit seinem alten Rufe voraus; jetzt kam er zu ihr zurück, so daß sie, ihm folgend, durch die offene

Gartenthür in eine leere Straße und von da unbemerkt durch ein Thor ins Feld kam. Obwohl sie wenig sah, so glaubte sie doch sicher auf dem Wege zu ihrer Mutter Grabe zu gehen.

Als es Morgen wurde, sah sie die Stadt schon weit hinter sich und das Gebirge näher. Aber mit Verwunderung sah sie die alte Amme in der Ferne nachfolgen, die von dem Zuge ihrer Natur getrieben, wider Willen denselben Weg hatte machen müssen. Sie hatte dabei nicht Zeit gehabt, etwas weiter mitzunehmen, und keuchte darum wie ganz entkräftet hinter ihr her. Es war Rosemunden nicht unlieb, daß sie mit ihrem Geschwätz verschont blieb und sie ging ohne zu warten dem Vogel nach.

Gegen Mittag aber schwanden ihre

Kräfte und ſie ſehnte ſich nach einer Erquickung. Das Rothkehlchen hüpfte in ein Gebüſch von Buchen, wo ein Bach floß, um den wilde Beeren wuchſen. Sie lagerte ſich, um zu ruhen und wurde darüber von der Alten eingeholt. Dieſe hatte kaum noch Athem genug, um zu ſchelten, ſie fiel wie heißhungrig über die Beeren her. Dann endlich ſammelte ſie ihre Kräfte und fragte, was ihre Gebieterin zu der verzweifelten Wanderung bewogen habe.

„Du haſt nicht darein zu reden,“ ſagte Roſenmund, „höre den Vogel, ruft er nicht immer: „Komm, komm, Deine Mutter weint in ihrem Grabe, komm geſchwinde!“ Ich kann nicht anders, als ihm folgen.“

„Was das für Grillen ſind!“ kreiſchte die Alte. „Gebt mir den verfluchten Vo-

gel her, ich dreh' ihm den Hals um." Sie machte Miene, den Vogel, der auf Rosenmunds Bruſt ſaß, zu fangen; er entſchlüpfte ihr aber und die Prinzeſſin ſtieß den Arm der Unverſchämten ſo zornig zurück, daß ſie ſchrie. „Gebt mir ihn," rief ſie doch noch ein Mal, „Ihr müßt nichts haben, was ſolche Grillen bei Euch unterhalten kann!" Aber Roſenmund ſagte: „Weib, vergiß nicht, daß Du meine Magd biſt!" Da biß ſie ihre Zähne zuſammen und ſchwieg. Roſenmund ging weiter und die Alte folgte wieder von weitem.

Sie kamen dem Gebirge bereits näher und Roſenmund eilte unermüdet vorwärts. Da beſann ſich der alte Kobad einer Liſt, warf ſich nieder und rief: „Ich kann nicht weiter, ich ſterbe!" Die Prinzeſſin hörte es und war unbedacht genug, es zu glauben, umzukehren und beküm-

mert ſich neben der Alten niederzuſetzen. „Ja," ſagte dieſe, „ich ſterbe vor Mattigkeit und Euer Undank bringt mich ins Grab. Seht denn, wie Ihr ohne mich fortkommt, der Himmel wird Euch ſchon vergelten, was Ihr an mir verdient habt."

Roſenmund war angſt und fragte, ob ihr denn gar nicht zu helfen ſey. Das böſe Weib aber antwortete: „Ihr ſeht ja, hier iſt Alles unfruchtbar und ich kann nicht weiter. Es iſt Euch ja auch kein Ernſt mit Eurer Rede, ſonſt könntet Ihr mir wohl den Vogel geben. Ich kann Feuer machen und ihn braten. Es iſt nur wenig, aber es würde mich doch ſtärken."

„Amme," ſagte Roſenmund, „bedenke, was Du verlangſt; es kann Dein Ernſt nicht ſeyn."

„Mein bitterer Ernſt," ſagte die Alte, „und Ihr ſollt hören, daß ich ſterbend mit den letzten Worten Euch noch verwünſche."

Der Vogel ließ indeß die Flügel hangen und ſaß auf Roſenmunds Knien. „Nimm ihn," ſagte ſie endlich ängſtlich, „aber bleibe nur bei mir. Ich habe ja Deinetwegen ſchon ſo viel verloren."

Die Amme griff nach dem Röthkhlchen, um ihm den Hals umzudrehen, denn ſie wußte wohl, was die Mutter auf dem Todtenbette geſagt hatte. Aber plötzlich verſchwand er in einer Flamme, daß ſie nur einen Fluch ihm nachſchicken konnte. Und ſogleich kam ein Wagen, den der Prinz ihnen nachgeſchickt hatte, gefahren und brachte beide, die Alte und die betäubte Roſenmund, zu dem Luſtſchloſſe zurück.

Rosenmund lebte nun wieder eine Weile, durch die Teufelei der Alten von neuem verführt, mit dem Prinzen Nocturnus in der alten Vertraulichkeit, der sie noch immer ihrer Schönheit wegen gerne hatte und zugleich — so tief war sein Herz verdorben — den Stamm der Hordilo's in ihr völlig erniedrigen wollte. Sie sahe das nicht ganz so ein und wagte es, ihn öfter an die Heirath zu mahnen. Das wurde ihm bald zuwider und nachdem, wie vormals, einige Wochen verflossen waren, kehrte er, aber allein, in die Stadt zurück. Rosenmund, die sich anschickte, ihm zu folgen, merkte an den Bedienten, die sie abzuhalten suchten, daß sie Auftrag hatten, sie nicht aus dem Schloßgarten zu lassen, und von Tage zu Tage erwartete sie vergeblich des Prinzen Rückkehr.

Da kamen in bitterer Verstärkung die tiefen traurigen Gedanken wieder, welche sie von sich entfernt hatte und sie blickte schärfer, als zuvor, in die Arglist der Alten und des Prinzen. Tag und Nacht beschäftigte sie die volle Aufdeckung ihres Unglücks. Ihr einziger Gang war unter den Bäumen des Gartens. Da hörte sie auch einmal ein Rothkehlchen singen, und nun fiel ihr ein, daß das ihrige nicht wieder gekommen war und vor Schrecken sank sie nieder, als ihr klar wurde, daß ihr Schutzgeist in ihm bei ihr gewesen und verschwunden sey. „O, wäre ich todt," rief sie, „ja todt!"

Es wurde darüber Abend und, wie von Entsetzen fortgetrieben, kam sie an das Ende des Gartens, wo statt der Mauer das breite Becken des Trügewassers ihn begränzte. Sie watete hindurch und eilte,

ohne ſich umzuſehen, fort. Zwei Tage lang ging ſie dieſes Mal, faſt ohne Aufenthalt und kam endlich — traurige, ſpäte Wiederkehr! — in das Thal, wo ſie ehedem als Kind bei ihrer Mutter ſo fromm, ſo ruhig gelebt hatte. Sie ſchauerte vor Angſt; denn das Haus lag in Ruinen, der Garten war wüſte. Das Waſſer hatte zwar ſeine alte Bahn wiedergefunden, aber ſeine verwüſtenden Spuren überall zurückgelaſſen. Mit bebenden Knien ging ſie weiter und ſuchte ihrer Mutter Grab. Da ſah ſie es endlich, verfallen und mit Unkraut überwachſen und ſank weinend darauf nieder.

Wie ſie aufwachte, ſah ſie doch noch eine weiße Roſe, das Sinnbild des Todes, auf dem Hügel ſtehen, die ſie vorhin nicht bemerkt hatte. „O ſey mir willkommen, du einzig Treue,“ ſagte ſie und küßte

die Blume; „wäre ich, wie du, hier geblieben, wie du blühend und verblühend, es wäre mir besser. O dieses Mal will ich dich nicht verkennen, du bist mein Schutzgeist, Todesrose, meine letzte Hoffnung; dein Anblick, der Gedanke des Todes soll mich nie verlassen! Ich weiß es ja endlich voraus, daß ich ohne das verloren bin! O gute, selige Mutter, hilf Deinem Kinde!"

Sie blieb eine lange Zeit da, sie wurde ruhiger und dachte immer an den Tod. Die Alte, welche ihr, weil sie nicht anders konnte, gefolgt war, hielt sich in der Ferne, verdrießlich, weil ihre eigenen Hoffnungen vernichtet waren und aus eigener Furcht vor ihrem Absterben, weil Wasenmund kein Kind hatte. Sie brachte [illegible]r die aufgesuchten Waldfrüchte und entfernte sich schweigend.

Rosenmund aber hatte in den Zeiten, wo sie vom Schlaf überwältigt wurde, unter dem Rosenbusche zwar sehr ernste, aber doch sehr belehrende und helle Träume, die ihr den folgenden Tag über viel zu denken gaben. Sie sah in ihnen ihre Vorfahren in einer ernsten Versammlung und unter ihnen ihre Mutter mit ihrem Vater. Es war ihr, als träte sie herein und ihre Eltern winkten sie, einen Platz neben ihnen einzunehmen, den einzigen, der in dem Kreise noch leer war. Aber indem sie hinzueilen wollte, fühlte sie sich gehalten und sah einen Drachen mit des Prinzen Kopfe, der ihre Füße umschlang. Sie jammerte und konnte nicht fort. Da reichte ihr die Mutter von ihrer Brust eine weiße Rose, ritzte sich mit einem Dorn in die Brust und schrieb auf die Blätter mit dem Blute: „Tod." Sie ergriff den Zweig und schlug damit gegen den Drachen, da fiel er leb-

los nieder; sie aber fühlte sich ergriffen und fortgeführt durch lange, dunkle Gänge. Ihr war, als währte das Tage, Monden, Jahre durch, aber sie sehnte sich doch immer nach der Versammlung ihrer Ahnen zurück. Endlich wurde es lichter, sie sah umher und glaubte sich wieder in dem Saale zu sehen. Da erwachte sie.

Da sah sie auf einmal den Prinzen vor sich stehen, der sie mit lüsternen Blicken anstierte, und die Amme neben ihm. „Prinz," sagte sie, „entfernen Sie sich, dieses ist meiner Mutter Grab, das ich geehrt wissen will."

„Närrchen," sagte der Prinz, „das ist ja Alles zu spät, daran hättest Du eher denken sollen." Mit den Worten umfaßte er sie und zog sie wieder auf den Rasen nieder. Die verderbliche Glut fing an in ihr zu erwachen, er nannte sie seine Braut, sie erwiederte schon seinen Kuß und vergaß

Alles. Die Alte war mit einer Hacke da und rief: „Ich muß nur den Busch abhauen.“ Damit that sie einen ingrimmigen Hieb in die Wurzeln.

In demselben Augenblicke wurde tief unter ihm, wie im Grabe, ein Stöhnen vernehmlich. Rosenmund rang sich verzweifelnd auf, brach mit blutender Hand einen der dornigen Zweige und rief: „Ich wähle den Tod!“ — Auf einmal wurde es dunkel, ein Nebel zog sich um das Grab und ein Genius trat leuchtend daraus hervor, dem Bilde ähnlich, aber in furchtbarem Ernste.

„Endlich,“ sagte er zu Rosenmund, „rufst Du mich in meiner furchtbarsten Gestalt. Warum, Bethörte, nicht früher? Dein Verführer werde ein stehender, pestausathmender Sumpf; Du, alter Kobold, ein Busch Brennnesseln und Du, verlorenes Kind, ein Schmetterling, der bei aller

Schönheit die Pfütze nicht verläßt. Erst spät wirst Du dahin kommen, wohin ich Dich gerne jetzt geführt hätte.

Er sprach's, berührte die Erstarrenden und alsbald geschah, was er gesprochen hatte. Er selber schwang sich gen Himmel. Die Diener, welche ihren Prinzen suchten, fanden weder ihn, noch die beiden Andern. Aber an der Stelle, wo Sternenauge gewohnt hatte war eine faulende Lache, an der ein hoher Busch Brennnesseln allein und sonst kein Gras wuchs. Um ihn her flatterte ein Schmetterling mit roth und weiß gefärbten Flügeln, der noch heut zu Tage die verlorene Prinzessin heißt. Das ist die unglückliche, büßende Rosenmund.

Wilhelm P.

Das

Marienbild.

Eine Parabel.

Ein junger Mann hatte sich, obwohl er arm war, mit allem Fleiße auf die Betrachtung und Uebung der Kunst gelegt. Sein einiges Streben war, in dieser vollkommen zu werden; um ihretwillen hatte er nicht bloß seine Heimath verlassen, er achtete es selber gering, daß er sich sein Leben lang in Dürftigkeit befinden sollte, wenn es ihm nur gelänge, die ganze Fülle, Schönheit und Freudigkeit der Kunst in sich, wie den edelsten Besitz, aufzunehmen.

Gleichwohl mußte er täglich, ja weil er kaum etwas anderes dachte, fast stünd-

lich bemerken, wie vieles ihm noch fehle und es war oft, daß er unmuthig die Farbenkasten, das Gestell und die Bücher betrachtete — denn er hatte die Malerei gewählt — weil er mit allen Mühen es zu einiger Vollkommenheit zu bringen doch verzweifelte. Er merkte sich hundert Regeln, die er nicht alle, wo es Noth that, wieder sich vergegenwärtigen konnte, er studirte die Natur und die Meisterwerke früherer Zeiten, er übte sich in den anscheinend unbedeutendsten Fertigkeiten, er bedachte den hohen Werth der Kunst und begeisterte sich durch den Gedanken an das, was er zu werden sich vorgesetzt; aber immer blieb er zwischen Zuversicht und Verzagen, Gewandtheit und Mängeln, Nachahmung und Eigenthümlichkeit im Schwanken. Sein Gemüth war selber noch nicht schön geworden, gleichsam das größeste Werk der Kunst, die Mutter aller andern, und

wie er dieſes Geheimniß der Meiſter gewinnen ſollte, wußte er nicht.

Er hoffte mit Recht vieles von der Einſamkeit und ging ein Mal aus, eine Wohnung zu ſuchen, die von aller Stöhrung abgelegen für die lange Betrachtung eines Künſtlers bequem ſeyn möchte. Nun war an dem Orte, wo er ſich aufhielt ein aufgehobenes Kloſter, das von Gärten ganz umgeben und an einen Mann verpachtet war, der manche Zimmer unbenutzt laſſen mußte. Zu dieſem ging er und brachte ſein Anliegen vor. Der Pachter war aber ein beſchränkter Menſch, dem das ganze Leben angelehrt und deſſen ganzer Sinn eitig auf das Geld, nicht einmal auf den Gebrauch des Geldes gewandt war. Er verlangte darum mehr als billig und führte den jungen Maler, der ſo vieles nicht aufwenden konnte endlich durch eine Reihe

Zimmer, die mittelst Zwischenwände aus der ehemaligen Kirche gebildet waren, bis an das alleräußerste. Das lag an der ovalen Rundung des Gebäudes, war sehr groß und hoch und hatte bisher als Rumpelkammer für die verbrauchten Geräthe dienen müssen. Er bot ihm das mehr aus Spott, als im Ernste für einen geringen Zins, denn er dachte nicht, daß der Fremde es wählen würde. Der aber bequemte sich, zahlte ein Handgeld und brachte seine wenige Habe bald nachher schon herüber.

Die Einsamkeit wirkte nach seinen Erwartungen, so viel als wahrhaft in ihrem Wesen ist. Entfernt von der Bewegung der Welt gewann er in ihr gleichsam eine freie Höhe, da er, wie von einem beherrschenden Standpunkte die verwirrende Fülle des Lebens überblicken, ordnen und selber frei von Beunruhigung an der Bildung

seines eigenen Gemüthes wie an dem edelsten Gemälde arbeiten konnte.

Einmal, an einem Sonntagsmorgen, da die Sonne wie festlich durch die bemalten Scheiben der langen Fenster blickte, war er besonders froh im Sinne. Es zog seine Gedanken ein Etwas in vergangene Zeiten, die um ihn dämmernd hell mit ihrem fremden Wesen immer belebter, gegenwärtiger wurden. Alles war stille, nur einige Bäume rauschten vor den Fenstern unterm Frühscheine. Er dachte sich, wie da, wo er stand, einst die Andacht verstorbener Menschen gefühlt und gebetet habe; er fühlte nach, was sie empfunden, wenn die Sonne damals, wie heute, durch die Scheiben leuchtete auf die Kirchstühle, die Gesangbücher, den Hochaltar und die Bilder der Heiligen an den Wänden. Seine Empfindung war so natürlich und doch,

wie er mit einem Seitenblick bemerkte, so rein künstlerisch. Die Unsterblichkeit des Schönen, das in der Vergangenheit gewesen, schien ihm den Künsten anvertraut. Mit Lust verfolgte er den Gedanken; es hatte ihn immer geschmerzt, daß unter allem Göttlichen nur das Schöne vergehen könne; jetzt sah er in den Künsten die Beschwörungsformeln, wodurch der Mensch seine Geister bald rufe, bald halte.

Wie seine Blicke leuchtend an den Wänden streiften, bemerkte er überrascht, daß sich an einem Orte der Kalk abgeblättert hatte, und eine ungewöhnlich dunkele Farbe hervor schien. Halb Erwartung, halb Neugier trieb ihn, einen Tisch hinzurücken und an der Wand den Kalk weiter abzuspalten. Der braunhaarige Scheitel eines Mädchenkopfes trat hervor, bald eine

hohe weiße Stirne, fein geschweifte Augenbraunen, jetzt — er rief vor Entzücken, ein Augenpaar, in dem die Andacht Aller, die hier je gebetet, versammelt schien. Die Farben waren wunderbar frisch, das Morgenlicht umgab die Züge wie mit einer Glorie. Darauf folgte ein Paar zarter jugendlicher Wangen, eine feine griechische Nase, — jedes neu hervortretende Stück war über alle frühere Erwartung und doch, als könnte es nicht anders seyn, um zu dem Uebrigen zu passen. Ein Madonnenkopf, wie ihn eine fromme Phantasie sich bilden mag, wenn sie das edelste Mädchenantlitz zwischen siebenzehn bis neunzehn Jahren zu immer höherer Reinheit und Einfalt steigert, war an der Wand gleichsam durch Zauber hervorgetreten. Der junge Mann glaubte begeistert, schon der Kunstherrlichkeit wegen ihn anbeten zu dürfen. Jngend fuhr er in seiner Arbeit fort, mit

der er das verschwundene Göttliche in sein Leben, ja in seine Stube lockte; ein solcher Reichthum von Gefühlen, deren Grundton insgesammt doch Wohllaut war, hatte sich nie bei ihm in so kurze Zeit zusammengedrängt. Nun erst meinte er das rechte Leben der Kunst anzufangen, da er die Freude, die sie gibt, zum ersten Male so voll und rein inne wurde. Es schien ihm ein musikalisches Drama zu seyn und was er jetzt empfand die Symphonie aller Seelenkräfte, mit der es anfangen müßte.

Und so war es auch; denn es gibt Stunden, da den Menschen die Hoffnung der Zukunft nicht mehr täuscht und ein sicheres Vorgefühl wird. Am andern Morgen dauerte für ihn die Verwirrung der Freude, bis sie ganz vor ihm stand, die jugendliche Mutter des Heilands, mädchenhaft und himmlisch erhaben, sinnend,

wie es ſchien, über ihr eigenes Gemüth, ihr Schickſal und die Nähe des unbegreiflichen Geiſtigen. Wie Alles ſo einig, ſo zuſammenklingend, ſo ruhig an ihr war; ein Triumph der Menſchheit, daß ein ſolches Weſen in ihrer Geſtalt und ihren Zügen nur gedacht werden konnte; der Stolz der Kunſt, daß ſeine Möglichkeit als die größte Rechtfertigung des ganzen Geſchlechtes durch ſie dargethan wurde.

Dem jungen Maler war es, als ſey ihm auf einmal ohne Worte ein Inbegriff hoher Kunſtlehren gegeben, die er doch weit beſſer faßte, weit inniger verbände, als alle früheren. Er wußte ſie aber auch nicht wieder in Worte zu faſſen, ſondern glaubte ſie als Eins in ſeiner Seele zu tragen, alle auf einmal zu begreifen und nur in der zarten Bilderſprache der Kunſt mittheilen zu können. Daß er den Pinſel

dabei gebrauchte fing an ihm unwesentlich vorzukommen; er hätte die Formen, die Töne, die Ideen eben so gut gewählt, wo es ihm nicht an der Fertigkeit der Mittheilung gemangelt hätte. Nur wunderbar meinte er, müsse auch jedes äußere Mittel seyn, das zur Verständigung des innern Heiligen gewählt werde, wie ja Farben, Töne, Formen und Rede das Wunderbarste seyen, das der Mensch kenne. Die Verschiedenheit der Künste liege nur in der Wahl dieser Symbole, im Grunde aber seyen alle ächten Künstler einander ganz nahe verwandt, und im Geiste gebe es nur durchaus eine Kunst.

In der freudigen Stille, die nun gleich in den nächsten Tagen bei ihm herrschend wurde, glich sich vollends alles Widerstrebende aus und alle Gedanken der Seele stellten sich der warmen Begeisterung,

die seine Kräfte zu einem großen Zuge durch's Leben sammelte zum Dienste. Er rückte seinen Arbeitstisch und das Gestelle unter das Gemälde, sein Bett ihm gegenüber. Er wurde ganz ein Schüler des wunderbaren, lieblichen Lehrmeisters. Ein Blick auf das Verhältniß ihrer Züge lehrte ihn alsobald das rechte Maaß in allen Dingen. Seine Phantasie wurde von allem Anflug früherer Zeiten, von dem, was Nachahmung fremder Meister hineingebildet hatten, wieder rein. In seinem Innern hatte sich ein Born eröffnet, aus dem Well' auf Welle eine Menge ganz eigener Schöpfungen ohn' Unterlaß in schöner Folge hervorquoll. Bilder der Stille, des Friedens, der Andacht, des Rechten, des Göttlichen, der Liebe, der Hoffnung, der Vorzeit und Zukunft, Bilder von Kindern, Jungfrauen, Heiligen, Seligen und Engeln traten vor sein schwärmerisch inni-

ges Auge. Sein Leben wurde bei aller Fülle so eins, daß selbst die Träume die Farben annahmen, welche seine Tage trugen, und die Zauber fortführten, der ihn in eine selbstgeschaffene Welt versetzt hatte.

Die Schule des Künstlers ist eigenthümlich wie sein Leben, und wer dieses nicht begreift, der haßt auch jene nicht, die ihn dazu bildet.

Der Pachter hatte Wochen lang seine eigenen Gedanken über den jungen Miethsmann, der sich zusehends wie unter seinen Augen veränderte. Die furchtsame Art, mit der dieser sich anfangs benommen, hatte ihm geschmeichelt; im Tone des stolzen Mitleidens rechnete er sich's zum Verdienste, daß er mit so geringer Miethe sich begnügt habe; ja es behagte ihn, sein Leben mit der Beschäftigung des

Künſtlers zu vergleichen und ſeinen Wohlſtand, ſein Anſehen, ſeine Gewalt über Andere, ſo manche Bequemlichkeit vor die Augen des Malers oder ſeiner Leute zu rücken. Das Alles wurde zu ſeiner Verwunderung anders. In den Blick, in Sprache und Benehmen ſeines Miethsmannes drang immer mehr eine einfache Zuverſicht, eine rückſichtloſe Freiheit, die ihn ſelber verlegen machte. Stand und Reichthum ſchien in dieſen lebhaften Augen kein Maaß zu halten, Wohlleben und Ehre von ihnen gar nicht bemerkt zu werden. Ein freundlicher Gruß, wo er zu imponiren hoffte, ein ungezwungener Spaß, wo er verlegen machen wollte, unverſtandene Reden, wo er die Kunſt zu beſpötteln meinte. Das Alles verdroß ihn, er wußte ſich eine ſo ſeltſame Verwandlung aus ſeiner Erfahrung nicht zu erklären.

Einmal, wie der Maler für mehrere Tage verreist war, in einem benachbarten Orte ein berühmtes Altarblatt wieder aufzufrischen, nahm der Pachter den Hauptschlüssel und ging zu seiner Stube. Er dachte die Geräthe und Zeichnungen zu durchstöbern und hatte eine Art von Ahnung, daß er dem Räthsel von der Sinnesänderung des jungen Mannes hier wohl auf die Spur kommen möchte. Und so war es auch. Das Bild an der Wand mußte ihm natürlich bald in die Augen fallen, da es vorhin mit Kalk überstrichen gewesen. Er war zwar zu unverständig, um den rechten Zusammenhang zu begreifen, besann sich aber auf verschiedene dunkele Reden, wenn sie vom Kloster geredet hatten, die er katholisch nannte. Das leitete ihn ganz recht. Er rief alsbald einen von seinen Leuten und blieb so lange da, bis dieser die Farben rein von der

Wand abgekratzt hatte. Dann ließ er zwei Portraits aus seiner Familie holen, für die es an Raum fehlte und zum Schadenersatz an die leer gewordene Stelle hängen.

Nach ein Paar Tagen kam der Maler zurück. Man stelle sich vor, mit welcher Betrübniß er den unersetzlichen Verlust seines Lieblingsbildes wahrnahm, mit welchem Unwillen er die schlechten Conterfeie gemeiner Menschen wieder fortschaffte. Der Pachter entschuldigte sich kahl hin, daß er keine katholische Sachen in seinem Hause möge und daß er eine andere Wohnung suchen könne, wenn ihm diese, wie sie vorhin gewesen, nicht gefalle. Es war dem jungen Manne auch unmöglich da zu bleiben, wo sein Liebstes fehlte; er bezahlte, was er schuldig war, und zog noch desselbigen Tages von da fort.

Eine unaussprechliche Wehmuth nach dem Verlorenen blieb in seinem Gemüthe, aber sie wirkte eben als der höchste Reiz, das wieder äußerlich darzustellen, was er einmal angeschaut und nun unvergeßlich in seinem Herzen trug. Er rang mit den Schwierigkeiten der Kunst, diese Harmonie, diese einige Schönheit wieder vor sich zu beleben, von der sein ganzes Wesen wiederhallte. Die Anstrengung aller seiner Kräfte war nicht vergeblich, ihre bestimmte Richtung unterschied ihn in kurzem vortheilhaft von Allen, die mit ihm dasselbe wollten, er wurde anerkannt, berühmt und es gelang ihm immer mehr, was er in gewöhnlichen Worten nie sagen konnte, durch die Geheimschrift der Farben den Stillen zu verständigen.

Nathanael.

Die heilige Cäcilie

von

Raphael.

Es kann eine sehr interessante und gewiß nicht zwecklose Beschäftigung einsamer, müßiger Stunden werden, wenn man wohlgerathene Bilder oder Kupferstiche vor sich legt und — am besten mit der Feder in der Hand — seinen Gedanken darüber nachhängt. Ich betrachte ein solches vorliegendes Bild, nicht, wiefern der Künstler gewisse Ideen bildlich darzustellen versucht, wirklich ausgedrückt, verfehlt oder übersehen hat; der Kopf, wie er geworden, hat mir gelebt, ich sehe ihn in völlig gleichem Bilde und ich versuche, das aus ihm sich verkündende Gemüth zu begreifen und dar-

zuſtellen, mir die dunkeln Eindrücke hell und die Betrachtung des Ganzen ſinnvoll zu machen. Um, was ich meine, deutlicher zu geben, will ich hier mittheilen, was ich bei Raphaels heiligen Cäcilie — in einem Pariſer Stich in Folio — niederſchrieb, doch ohne eine weitere Ordnung, als die Reihe meiner Gedanken zu Anfang ſelber fand.

* * *

Deine Anſchauung erhebt mich über das Leben, wie es iſt, wo ſich nur zu entſchiedene Individualitäten reiben und drängen. Du ſtehſt höher, als ſie, ſtandeſt ſchon lange höher — es iſt eine ſtille Gewohnheit Deiner Seele geworden; das zeigt die Lilienreinheit und Weiße Deiner Stirn, der jede ſorgende Falte unmöglich geworden ſcheint. Dein Geiſt lebt, wie

Vögel im blauen Himmel, in den Regionen der Ideale; er hat seinen Körper mit sich hinaufgezogen, hinaufgebildet, daß er selber Ideal des Bildens und des Künstlers würdig wurde, wenn Du es gleich selbst nicht zu wissen scheinst. O, diese Arglosigkeit der reinen Seelen ist so schön, die es nicht wissen, wie sie von Guten oder Bösen angesehen und betrachtet werden, die ihrer Vorzüge in demselben Augenblicke vor Gott vergessen, wo sie ihrer inne werden mußten! — Ist es vielleicht eben jetzt so mit Dir? Ich möchte sagen, Du habest nie eine Sünde gekannt, so sehr scheint die Gedankenreinheit in Deinem Auge Dir zu eigen geworden; wenigstens haben Dich halbhelle Gedanken nur so selten und so scheu besucht, wie der leise Schatten an der einen Seite Deines Gesichtes — fast unvermeidlich wegen der dunkeln Natur unserer Erde, die das

Licht nur von oben empfängt, wo es Deine Blicke nicht mehr ſuchen, ſondern ſchon ſehen und wiſſen. Wenn ich ihre feſte und ruhige Anhänglichkeit an etwas nicht ſichtbares, das Oben iſt, wahrnehme, ſehe ich unwillkührlich über Dich hinaus, und wenn ich nichts finde, hange ich bewundernd an Deinen frommen, hellen und kindlichen Augen und begreife es, was ihr ſeligen, hohen Menſchen unter geiſtigen Anſchauungen verſteht und es wächſt in mir ein unausſprechliches Sehnen, es Dir nachzuthun. Alles, was ich je fehlte, quält mich, und ich fühle es ſchmerzlich, ſo ſtill, ſo innig, wie Du, hange ich an der großen Lebensſonne über Dir und mir und uns Allen noch nicht. Es muß aber werden, denn je länger ich Dich anſehe, deſto mehr werde ich's inne, wie Du dadurch dieſe unnennbare, ſelige Friedensſtille des Gemüthes gewonnen, die ſelbſt alles Aeu-

gere, geschweige denn das Innere, bei Dir so harmonisch beschwichtigt hat.

Du bist so himmlisch und doch so menschlich; vollendet als erdgeborene Seele, siehst Du doch wie ein gläubiges Kind zu der höhern Vollendung des Einen hinauf, der das Ideal aller Ideale ist, von dem Dir alle gute Gabe, auch diese Melodie der Empfindungen kam. Wie Dein Auge Ihn zugleich liebt und ehrt! Es ist, als wollte es die Sympathie ausdrücken, die Dich und alle Dir Aehnliche zu Jenem zieht. Oder denkst Du vielleicht an den schönen Abglanz seiner Liebenswürdigkeit, des Vaters wunderherrlichen und lieblichen Sohn, den Du neben ihm im Geiste siehst und mit voller, ganzer Liebe liebst? Ich kann es nicht entscheiden, aber wer es auch sey — es ist dasselbe göttliche Gefühl. Fast scheint um Deinen reinen

Mund die leise Andeutung eines seligen Lächelns zu schweben, das sich nur nicht zeigt, weil Deine Gedanken so tief sind. Ja denke nur an den Menschensohn, der Deiner ganzen Menschheit ein Bruder wurde. Er ist es Dir mehr, als uns Allen; Du erscheinst uns wie seine etwas jüngere Schwester; selbst Dein Gesicht ist ihm ähnlich, wie durch Geschwisterähnlichkeit. So sehe ich immer seine Stirn voll göttlicher Gedanken, die Haare zu beiden Seiten gewandt, so . ob sich zu dem wohlbekannten Himmel sein Auge — tief in Anschauen versenkt, daß es sich fast in sich selber wandte — so sanft zogen sich seine Wangen, die gleich Deinen nie von unreinen Thränen benetzt wurden. Nur Dein Kinn ist weiblich, wie das einer fast noch kindlichen Jungfrau; denn Du bist ein Kind geblieben, obwohl Du in den Jahren erscheinst, wo die Andern

es schon lange nicht mehr sind. Aber so sind die höheren Geister, die wir die idealen nennen; sie erheben sich über Alter und Geschlecht und den Zwiespalt von Ernst und Freude, was man ja über uns auch nicht mehr kennt. Du und Dein großer Bruder, der Weltheiland, ihr erscheint fast als die Verschmelzung männlichen und weiblichen Wesens im vollen Menschen; Eure Jugend dünkt uns unvergänglich und Euer Ernst ewig, weil er die Freude in sich hat. Und haben es nicht so die längstverstorbenen Künstler der Hellenen geahnt?

Engelseele, Du bist zu groß, um einen sterblichen Mann zu lieben — und ob Du einst einen liebst — Dein Gesicht läßt mich unentschieden; jetzt hast Du Dich dem Heiligen zugewandt, den Dir nichts raubt. Dazu warst Du ja auch

geboren, das reine Verhältniß Deines helleniſchen Profiles zeigt es, das Dir mitgegeben wurde als Beurkundung Deines höheren Ranges. Darum haſt Du Dich auch nicht — vom Leben und den Menſchen beleidigt — in Dich ſelber zurückgezogen; o wir ſehen es ſo bald, wenn eine Seele dieſe ſympathetiſchen Fäden, die ſie an ihr Geſchlecht freundlich binden, abgeſchnitten hat und nun an dem Höchſten allein hangen will. Aber Du, wenn auch ſchwärmeriſch uns unverſtändlich, wie die Jungfrau Johanne, haſt doch die Liebe gegen uns Alle behalten; ich ſehe Deine Brüſte, wo das Schweſterherz mit warmen, menſchlichen Schlägen während Deiner Verzückung den Andern zuklopft. Nur der Haß iſt ihm unmöglich geworden, das ſagt Dein Antlitz, eben weil ihm die Liebe ſo eigen wurde; denn das Licht, das von

Oben her Dir Stirn und Auge erleuchtet, fällt herab bis zu ihm.

Ich werde Dich nicht aus dieser Geistesverklärung aufwecken. Du bleibst ewig an dem Sonnenscheine der Gottheit mit Deinen Blicken haften, die den Weg zeigen, den Deine Seele geht. Zwar Du hast Dich, von der höchsten Schönheit fortgezogen, nicht dem menschlichen entfremdet; aber was Du an Haar und Gewand geordnet, war nur, um Dein lieblich schönes Gemüth nicht durch eine unschöne Form zu beleidigen und — Deiner Seele Grundstimmung — die Harmonie im Innern und Aeußeren zu bewahren. Nur ganz reine Seelen, wie Du, finden alle Gabe Gottes gut und mögen vor dem schönsten aller Wesen gern so lieblich erscheinen, als es ihnen vergönnt ist. Sie schmücken sich nur für ihn; wer, der Deine Stirne sieht,

könnte Dich Keine eines andern Gedankens fähig halten? Und wenn der Deine auch der eines Kindes wäre, Du sieheſt ja eben ganz aus, wie Gottes Kind.

Wenn Du uns Alle ſo lieb haſt, ſo iſt es ja wohl auch möglich, daß Du im Vorüberfließen Deiner Gedanken für einen bitteſt. Wenn ich Dich anſehe, ſo denke ich mir's ſo gerne, wie Du an mich denkend ſo hinaufblickſt, obwohl Du den Betrachtenden nicht zu bemerken ſcheinſt. Meine Seele ſcheint Dir dann aufgedeckt und in dem dunkeln Winkel Deines Auges glaube ich eine leiſe, fromme Beſorgniß zu leſen, mit der Dich ihr künftiges Wohl berührte. O, was iſt ſchöner, als wenn heilige Seelen, wie die Deine, einmal an uns denken und für uns bitten. Dem Glauben iſt durch den Allgegenwärtigen, ſo viel möglich und in Deinen Blicken liegt, ja das fromme Vertrauen ganz vor

Gott offen, und der Gedanke macht mich froh, wenn mir auch iſt, als ſähe ich Dich bald wieder zu Deinen höheren Anſchauungen zurückgekehrt.

Ich erinnere mich, daß Du, Namenloſe, die heilige Cäcilie genannt wirſt, die Beſchützerin der Tonkunſt, die mit ihren Melodien die wilden Thiere der Wüſte zwang. Es iſt dem unter Freuden und Schmerzen wandelnden Menſchen keine lieblichere Himmelsgabe geworden, als die Töne. Die Tonkunſt iſt aller Künſte reinſte, ſie kann nicht ſündigen, ſie kann nicht einmal haſſen. Dem Feindſeligen entziehen ſich ſchüchtern all' ihre Silberlaute. Aber um Dich, verwandte Seele, ſcheinen ſie ſich geſammelt zu haben und mit Dir hinaufzublicken, wo man ſie nicht verkennt. Nur eine ſo ruhige Seele, harmoniſch in ihrem Weſen, melodiſch in ihrem Leben, konnte das wunderholde Ge-

schenk der Harmonie und Melodie ganz begreifen. Es mußte ein Weib seyn; wir Männer sind dem Wesen der Tonkunst nimmer so nahe, wir klangen nie so mit ihr zusammen — ein Weib, wie Du, idealisch über den Geschlechtern schwebend. Himmelsklänge scheinen Dich selber so ruhig und stille gemacht zu haben; Deine Augen zeigen, von wannen die herrlichen Fremdlinge kamen und wohin sie deuten und die Liebe und der Ernst auf dem reinen Antlitz sind recht das Bild von der Natur jener hohen Kunst. Sie verschmäht den Schmuck nicht, aber sie vergißt ihn über dem Höheren; sie ist uns Allen menschlich liebend befreundet und doch kann es ihre ganze Erscheinung nicht verläugnen, daß sie eines Höheren Kind sey und auf der Erde weniger, als dort Oben heimisch.

Nathanael.

Merkwürdige Träume.

Man iſt in unſern Tagen wieder beſonders aufmerkſam geworden auf die Phänomene des Schlafes und des Traumes, die wunderbar genug, einen überaus bedeutenden Theil unſers Lebens füllen, ohne mit dem wachenden Zuſtande folgerecht zuſammen zu hängen oder, unter einander verknüpft, eine zweite, dunklere, parallele Linie des Daſeyns zu bilden. Die Tage ſteigen uns aus Nacht und Traum auf und ſinken regelmäßig in ſie zurück; ſie halten einander am Bande der Erinnerung und des Gedächtniſſes, und frühere Gedanken und Erfahrungen kommen den

späteren zu gute. Aber der Traum wird gewöhnlich von dem Bewußtseyn des Tages und noch mehr von den Träumen der folgenden Nächte vergessen. Seine Phantasien oder Gedanken scheinen weder die Phantasie noch den Verstand zu üben oder zu bereichern. Wir haben Alle Erfahrungen in Menge gemacht und Keiner hat sie behalten oder durch sie gelernt.

Es scheint wirklich nothwendig, daß sich das besonnene Wachen eines vorschnellen Urtheils über die Gesetze und das Wesen der Traumwelt enthalte; es giebt bis jetzt kein Mittel, die Träume der Nacht sich vollständig zurückzurufen; was uns am Morgen noch wohl vorschwebt ist nicht mehr reiner Traum, sondern durch den Uebergang der Seele zum Wachen verändert. Verschiedene Male, wo ich in der Nacht plötzlich geweckt wurde, habe ich in

dem Stücke von Traum, das mir noch vorschwebte, einen Zusammenhang, mitunter eine Schönheit gefunden, welche den Phantasien der Morgenstunden fehlten. Manche Andere werden wohl dieselbe Erfahrung gemacht haben.

Die merkwürdigern Träume, die sich aufgezeichnet finden und auf welche sich eine Art von zusammenhängender Untersuchung beziehen ließe, scheinen doch nicht in den Zustand voller Gesundheit zu gehören und also etwas anderer Natur, als diejenigen, welche unsre gesunden Nächte füllen. Fünf und funfzig derselben stehen in der kleinen Schrift „Sammlung der merkwürdigsten Träume," die in Leipzig im Industrie-Comptoir herausgekommen (ohne Angabe des Jahres). Die ersten Quellen sind bei einem jeden nachgewiesen.

Es läßt sich hier nur später etwas Genügendes hoffen, wenn man (wie in allen ärztlichen Dingen, besonders auch beim thierischen Magnetismus) zuerst eine hinreichende Menge unbezweifelter Thatsachen sammelt und nur nachher, auf diese gestützt, eine Theorie wagt, die sie ordnet und erklärt. Das Nacherzählte, in verschiedener Rücksicht merkwürdig, ist in allen Umständen treu; die genannten Personen leben noch jetzt.

Als ich 1816 mich bei meinem Freunde, dem als Schriftsteller bekannten A. Apel, in Leipzig aufhielt, lernte ich in dessen Hause zu Ostern ein Mädchen kennen, das von Hildburghausen zu uns kam. Es war zwanzig und etliche Jahre alt, von reizbaren Nerven, übrigens gesund und achtungswerth durch seine einfache Bildung und seinen frommen Sinn.

Durchaus nicht überspannt, auch nicht Romanleserin, stand sie mit einem andern Frauenzimmer, Wilh. Heßner, ebenfalls aus Hildburghausen und bei uns lebend, in einem freundschaftlichen Verhältnisse, wie es sich beim weiblichen Geschlechte nicht häufig findet.

Von dieser erfuhr ich zuerst, daß Caroline (dieses der Name ihrer Freundin) zuweilen Träume von besonderer Klarheit und Vorbedeutung habe, und sie erzählte mir verschiedene, die allerdings befremdend genug waren, besonders da sie versichern durfte, daß sie dieselben zum Theil vor der Erfüllung gewußt habe. Ich benutzte das Zutrauen, das Caroline später zu mir gewann, um verschiedene nach ihrer eigenen Erzählung mir anzumerken. Eine absichtliche Täuschung ist bei ihr in jeder Rücksicht undenkbar.

Ihre Mutter, welche im Kindbette starb, da Caroline vier Jahre alt war, hatte in ihren Träumen mehrere Male einen kleinen Mann von eigener Gestalt gesehen, der ihr mancherlei voraussagte, das wirklich eingetroffen seyn soll. Durch denselben wußte sie auch zuvor, daß sie an einem bestimmten Tage, Morgens um sieben Uhr sterben werde und glaubte daran, obwohl ihr Mann und der Arzt ihr den nachtheiligen Wahn auszureden suchten. Aber die Vorausverkündigung erfüllte sich.

Von diesem Familiengeheimniß erfuhr Caroline nichts. In erwachsenern Jahren wurde sie aber krank an Krämpfen und schlief eines Tages, Abends um halb zehn Uhr, ein. Im Traume sah sie sich an einem Wasser bei Hildburghausen. Ein kleiner Mann erschien ihr, deutete auf den Fluß und weiter hinunter auf eine hoch-

aufwirbelnde Stelle in demselben. „Von hier bis dahin," sagte er, „sind sieben Stunden, darnach ist Alles ruhig und Du wirst immer wohl seyn." Sie erwachte nach sieben Stunden und fiel in so heftige Krämpfe, daß die herbeigerufenen Aerzte an ihrem Leben verzweifelten. Aber sie überdauerte dieselben und bekam sie seit der Zeit nicht wieder.

Nachher erzählte sie den Traum ihrer ältesten Schwester. Sie beschrieb den kleinen Mann als wohl gewachsen, nicht sehr stark, aber rüstig, obwohl er schon alt scheine und überaus freundlich. Er habe sehr helle Augen, blonde Haare, eine sehr kleine Hand, trage einen hellgrauen Rock und auf dem Scheitel ein schwarzes Käppchen. Die Schwester erschrak und erzählte ihr nun zuerst, daß die verstorbene Mut-

ter öfter eine ganz gleiche Gestalt gesehen habe.

Oft sah sie die Erscheinung nachher. Zuweilen ging der Mann bloß vorüber und nickte, andere Male redete er und das bedeutete, wie sie sagte, immer etwas Gutes.

Mehrere Male hatten ihre Träume Bedeutsamkeit, ohne daß er darin erschien. Unter den erzählten Fällen habe ich diejenigen behalten, welche dem Tode ihrer Geschwister vorangingen.

Zum ersten Male sah sie sich im Schlaf in der Gesellschaft ihrer Schwestern und ihres Bruders. Es kam ein Knabe mit einem Kinderwagen herein, auf welchem Blumen waren. Er reichte ihr eine lebendige Rose, den Uebrigen insgesammt

gemachte Blumen. Bald darauf ſtarb eine ihrer Schweſtern.

Zum andern Male träumte ihr, ſie gehe auf den Gottesacker. Sie fand Leute, die ganz ſchweigend darauf arbeiteten und ſah drei Gräber, von denen zwei noch offen waren, das dritte zugeworfen. Neben allen Dreien ſtanden Bäume mit Täfelchen, an denen ſie die Namen ihrer Geſchwiſter las. Nicht lange, ſo ſtarb ihre andere Schweſter.

Zum dritten Male befand ſie ſich, träumend, mit ihrem Bruder in einem Zimmer. Plötzlich fuhr ein Sturm durch daſſelbe hin und riß ihn von ihrer Seite. Der Traum erfüllte ſich ebenfalls in kurzer Zeit.

Drei Wochen bevor ſie von Hild-

burghausen nach Leipzig zog, träumte ihr, sie gehe mit einer Freundin nach dem Keller, einem Vergnügungsorte unweit der Stadt. Unvermuthet sieht sie den kleinen Mann, der ihr sagt, sie möge nicht wieder nach dem Keller gehen, sondern lieber seitab, eine Anhöhe hinauf, die er ihr zeigt. Sie folgt ihm allein, er ist froh darüber, geht voraus und winkt ihr noch öfter. Nach einiger Weile ist ihr, als ob sie an den Himmel komme. Der Führer ist nicht mehr vor ihr. Ein großes Thor, halb geöffnet, zeigt ihr einen unabsehlich weiten Raum. Unzählige Menschen sind darin, knien nieder und beten — alle sehr heiter. Voran steht der Heiland, einen weißen Stab in der Hand. Sie kniet mit den Uebrigen nieder und faltet die Hände. Der Heiland streichelt ihre Wangen und lobt es, daß sie gekommen. Später macht er die Thüre wieder zu; sie kehrt

zurück und findet den führenden Alten. Auch er tobt sie und fragt, ob sie bald wieder hingehen wolle. Sie verspricht es auf den nächsten Sonntag und er verläßt sie.

Ein Vierteljahr nach ihrer Ankunft bei uns in Leipzig machte sie mit Apeln und dem Fräulein Minette von Plötz eine Reise über Dresden nach Herrnhuth. Auf dem Rückwege besuchten sie den Ritter Miltitz auf Scharfenberg, einen Freund Fouqué's, und durch diesen des Doctors. Wer früher auf dem Gute gewesen, das zwischen Dresden und Meißen, an der linken Seite der Elbe liegt, entsinnt sich wohl einer schön gelegenen Ruine auf demselben. Der Wirth schlug seinen Gästen vor, in dieser den Kaffee zu nehmen. Aber Caroline empfand eine ganz eigene Beängstigung und sagte Fräulein Minetten,

sie fürchte, die Ruine werde einstürzen. Diese erzählte es den Männern wieder. Der Ritter meinte zwar, es sey nichts zu befürchten, da das alte Gemäuer schon so lange gestanden; aber Apel, der sich früherer Vorfälle entsann, welche Caroline ihm erzählt hatte, drang auf die Entfernung aus dem Orte. Und nicht lange nachher, noch an demselben Nachmittage, ist die Decke wirklich eingebrochen.

Es leben auch noch einige, welche wissen, daß Caroline den bald darnach plötzlich eintretenden Tod des Doctors vorausgeahnt habe. Nicht lange vor demselben hatte ich bereits sein Haus verlassen.

Am neun und zwanzigsten September des Jahres (1816) machte ich einen Besuch in demselben und fand Carolinen in nie bemerkter Beängstigung. Sie er-

zählte, daß sie gewünscht habe, mich zu sehen, damit ich ihr rathen möge. In der nächst voraufgegangenen Nacht sey ihr das graue Männchen wieder erschienen. Ihr Traum war dieser:

Sie suchte ihre Freundin Wilhelmine, fand sie aber nicht; im Gehen kam sie an einen Abhang, wo zehn Männer schwer verwundet lagen. Einer unter ihnen war der Herzog von Weilburg, ein anderer ein französischer Prinz. Alle riefen zu Gott um Erlösung aus ihren Schmerzen. Caroline ging an das unten vorbeifließende Wasser, um einen Trunk zu ihrer Erquickung zu schöpfen. Eine alte Frau, welche am Ufer stand, sagte ihr: sie werde hineinfallen, es hätten schon Andere es vergeblich versucht. Da trat der bekannte kleine Mann herzu und rieth ihr, mit ihm etwas weiter hinaufzugehen. Er ging

voraus. Nach einiger Zeit kamen sie an eine Barriere. Zur Seite stand ein grosser Stein und an ihm in deutschen Schriftzügen: „Es ist ein Gott, es ist ein ewiges Leben.“ Hinter der Barriere befanden sich überaus viele Menschen mit sehr heiterm Gesicht. Sie sah ihren Bruder darunter, der in die Barriere vortrat und sie hinüber ziehen wollte. Der Führer aber hielt sie zurück und kehrte mit ihr um, auf einem schmalen, schlüpfrigen Wege, der unter dem erwähnten Abhange hinlief. Sie werde auch hinkommen — sagte er — und auch jene, wobei es auf die Verwundeten deutete, deren Aechzen sie wieder hörten. Auf einmal war Alles still, sie traten hinzu, Alle waren auf eins gestorben und ein blaues Flämmchen schwebte von ihnen auf bis hoch in den Himmel. — Der Führer zog eine graue Tafel aus dem Busen und blickte darauf

hin. Es ſtanden auf ihr deutſche Worte, die ſie nicht leſen konnte, unten ſtand der Name Weimar. „So," ſagte er dann, „kann es auch dem Könige von N. N. gehen, wenn er ſich nicht vor dem acht und zwanzigſten des nächſten Monats hütet. Du ſollſt es ihm ſagen, daß er an dieſem Tage weder reitet, noch fährt, und wenn er auf der Reiſe iſt, ſoll er an dem Tage ſtill liegen." Er ſah ſie bei dieſen Worten durchdringend an und wiederholte ſie ihr noch zwei Mal.

Bald darauf erblickte Caroline ihre Freundin, die ſie zu Anfang geſucht hatte. Sie wollte ihren Führer halten, aber er ſagte: „Jene wird mich ſchon auch noch ein Mal ſehen; vergiß nur nicht dem Könige von N. N. zu ſagen, daß er ſich vor dem acht und zwanzigſten des nächſten Monats hütet." Ueber dem Fortge-

hen des Mannes, bemerkte sie noch, daß er Sohlen von Leder, mit Riemen gebunden, statt der Schuhe an den Füßen trug.

Das war ihre Erzählung; sie hatte besonders gewünscht, sie mir mitzutheilen, weil sie mich in der vorletzten Nacht in des seligen Doctors Studirstube zu sehen geträumt hatte, „wo ich den König malte." Ich versprach ihr, bald wieder zu kommen und ging.

Die nächsten Tage fand ich sie in steigender Angst, sie fürchtete sich vor dem Schlafengehen und erklärte mir, sie werde zu Fuße sich aufmachen und zu dem Könige von N. N. gehen, wenn ich ihr nicht zu helfen wüßte.

Das brachte mich zu dem Entschluß, den Traum aus ihrem Munde zu Papiere

zu bringen und dem genannten Könige zuzuschicken. Nachher erfuhr ich, daß er die Warnung erhalten und sie war ruhig.

Manchen Lesern ist wohl bekannt, daß gerade an demselben Tage desselben Jahres, am 28sten October 1816, dem König von W. auf der Jagd das Unglück zustieß, das ihm den Tod verursachte und daß zwei Somnambulen diesen Zufall vorausgesagt. Die Berichte sind im „Archive für den thierischen Magnetismus von Eschenmayer, Kieser und Nasse, Band I. Stück 1. und 2." zu lesen. Wir müssen aber über unsere Erzählung bemerken, daß Caroline einen andern König wachend nannte, der noch lebt. Es ist demnach ungewiß, ob sie in Erinnerung des Namens sich geirrt oder ob sie den Traum auch in diesem wichtigen Punkte genau behalten habe.

Meines Theils habe ich mit voller historischer Treue erzählt, nicht nach dem Gedächtniß, sondern nach gleich damals geschriebenen Blättern; man wird es der Art der Darstellung bei einigem Scharfblicke gewiß ansehen. Die Personen habe ich genannt, denn es ist nichts für sie Nachtheiliges in dem Voraufgehenden enthalten, und in einer so dunkeln Sache, wie Vorahnungen noch immer sind, liegt an möglichster Genauigkeit der Beobachtungen viel. Unsere Erzählung läßt sich so wenig aus den Philosophemen über Träume, als aus den gewöhnlichen Ansichten des animalischen Magnetismus erklären; da ich sie nun selber nicht erklären mag und es Andere wohl eben so wenig können werden, so kam es nur darauf an, zunächst das Factum selber aus dem Zweifel und der Vermuthung einer Erdichtung zu retten.

Die Ueberschrift erlaubt mir noch einen andern Traum mitzutheilen, welcher wenigstens ein hohes ästhetisches Interesse hat und der schönste ist, den ich je gelesen und gehört habe. Am merkwürdigsten macht ihn der Umstand, daß ihn ein kaum fünfjähriges Kind hatte. Es ist der einzige Sohn meines vorhin schon genannten Freundes, des Doctor Apel, der im Anfang Mai's 1816 fünf Jahre alt geworden war. Den nachfolgenden Traum hatte er in der Nacht vom zweiten auf den dritten Juni desselben Jahres und erzählte ihn am Morgen der Mutter und mir, mit den Worten, die wir Beide in unser Tagebuch aufnahmen.

„Ich sah einen schönen großen Berg, bis in den Himmel hinein, so hoch, von lauter Gold und Silber; das Gold war aber nicht von der Erde, sondern alles

heilig und vom Himmel. Ich wollte welches anfassen, aber es floß mir von der Hand; wie ich aber wieder hinsah, war es wieder fest. Der Berg hieß der Engelsberg; oben war ein schöner Kranz darum und der hieß der Engelskranz. In der Mitte stand ein Engel und um den Berg herum flogen viele schöne Königsvögel mit ihren rothen Kronen und auf dem Berge standen viele solche Kronen wie Blumen; und einer von ihnen war sehr groß, das war der Himmelskönigsvogel, der war viel größer als ein Strauß und immer in der Mitte. Die waren aber alle bloß von schöner, reiner, bunter Luft und sangen so leise, so leise — aber ich konnte sie doch hören — das schöne Engelslied von Gott, und viele Engel sangen mit, die sah ich aber nicht. Und der Engel in der Mitte war Jesus Christus, der sah viel schöner aus wie alle Men-

ſchen und wie er herunter kam vom Berg auf unſre Erde, da ging er nicht, denn die Schritte waren ihm viel zu klein — er ging ſo geſchwind, bloß einen mächtigen Tritt in die Luft und hatte doch keine Flügel."

„Mutter," fuhr er fort, „das war ſo ſchön, ſo ſchön, ich hätte bald vor Freuden geweint; aber ich glaubte, Du würdeſt' denken, ich weinte aus Trotz. Aber hätteſt Du mich nur nicht geweckt, da hätte ich noch geſehen, wie die böſen Menſchen Jeſus Chriſtus todt machen wollen. Doch da hätt' ich mich auf meinen Falben geſetzt und Herr P. auf den Rappen und hätten all' die böſen Menſchen todt geſchlagen, und dann wäre der liebe Gott herangekommen auf ſeinen ſchönen gold'nen Regenbogen."

Auch zur Erklärung dieſes Traumes weiß ich wenig zu ſagen. Die Vorſtellung von den Königsvögeln mit rothen Kronen iſt aus einem Bande von Bertuchs Bilderbuche, den er beſaß. Das Ende ſcheint beinah eine Ahnung, wie der Traum ſich bei längerm Schlafe fortgeſponnen haben würde und erklärt ſich aus den Vorſtellungen von Ritterzügen, die ihn damals erfüllten. Uebrigens war ich der erſte und einzige, der bis dahin mit ihm über religiöſe Punkte ſprach, und man traut wohl meiner Verſicherung, daß ich nicht ſolche Bilder, wie der erzählte Traum enthält, gebraucht haben werde.

Haſelnüſſe

oder

Aphorismen aus dem Tagebuche

Johann Sebulon Ladeſtocks.

Durch Erbschaft ist mir ein nicht ganz kleines Manuscript unter dem angeführten Titel zugefallen, das mein jüngerer Oheim mütterlicher Seite, J. S. Ladestock — Herausgeber des wunderlichen Gedichts über die Krücken, 1805, bei Dreißig — wahrscheinlich ohne den Gedanken, es drucken zu lassen, verfaßt hatte. Der Selige — er starb im Juli vorigen Jahres zu Moosebeck im Fürstenthum Lippe, als Goldkoch — wird mir indeß die Mittheilung einzelner Bruchstücke wohl nicht verargen. Er ist aus der Schlägerei mit dem Leben in ein friedliches Bivouak ge-

zogen, da er wohl ohne bittere oder süße Laune alle Urtheile der lesenden Welt verschläft. Friede mit seinen Träumen, bis zur großen Reveille geblasen wird.

* * *

1) Von der Erde, dem Menschen und seinem Leben.

Die Erde selber ist das Glücksrad, das uns dreht, und die Loose springen ab in den Schooß des Todes. Menschen sind die Zettel, woran das Papier wenig taugt und nur die Aufschrift bedeutet, die Assignate auf den Himmel, die der nicht sieht, der sie bloß gekrümmt und auf der Kehrseite betrachtet.

Die Zeit ist eine Blume, knospend

in der Zukunft, blühend in der Gegenwart, welkend in der Vergangenheit. Aber der Mensch läßt den Garten vom Zufall bauen und läuft selber als Kind darin herum.

Mag das Leben ein Lust-, Trauer-, Hazard-, oder Lautenspiel genannt werden — ein Spiel ist's doch immer.

Die Geburt und noch mehr der Tod rufen uns mit stummen Mienen zur Freundschaft. Nur zwischen ihnen legt sich ja Herz an Herz, um vereinigt zu schlagen in Schmerz und Lust; aber wir kommen und gehen allein.

Die Geburt ist, wie der Tod, eine

Himmelfahrt, weil der Mensch nicht allein durch sieben, sondern durch siebenzig mal sieben und mehrere Himmel steigt; aber man hat sowohl die erstere als den letztern zu einer Grubenfahrt machen wollen, wie Anfänger etwa das dessus und dessous die Sthenie und Asthenie verwechseln, da nichts Unterschied macht als das A und O.

Der Mensch ist ein Todtengräber, der einen Kirchhof mit seinen eigenen Freuden füllt. Und sind sie alle begraben, so legt er sich selber dazu, um mit ihnen allen aufzuerstehen.

Das Leben des Menschen gleicht einem Perioden, der im Vordersatze so rhetorisch und lang ausgesponnen, mit „obgleich" und „zwar" und „ausgenommen" so

bespickt ist, daß der Tod das Semikolon macht. Darum redet man nur von Vorsätzen, nicht von Nachsätzen darin und Keiner glaubt an einen nahen Schluß.

Wir Menschen haben das Gut des Lebens nicht frei, sondern nur gegen Frohndienste und können es wie herrschaftliche Bauern nicht nach Gutdünken veräußern. Wir dürfen den hohlen Zahn der Zeit nicht ausziehen, sondern müssen das Zahnweh als eine Bildungsschule betrachten, die wir nur nicht begreifen. Es wäre Feigheit, wollte man den kürzern Schmerz vorziehen und nicht den längern in Geduld ertragen. Meiner Meinung nach sollte man alle Zahnärzte aus dem Lande werfen.

Das Schickſal hat viel Aehnliches mit ſchlechten Schulconſuln, die zur Stütze ihres Anſehens zuweilen die Rolle der Lictoren und die Prügel nicht undienlich achten, aber aus Furcht vor den kühnen oder vornehmen Jungen nur auf die kleinen Sünden der Sanften und Geduldigen losprügeln, die dabei doch immer fromm und gutartig bleiben.

Der Pallaſt des ewigen Lebens iſt etwas wunderlich gebaut. Der Weg iſt eine Fallthür, die Antichambre gar enge, der Kammerdiener — Freund Hain — klapperdürre, und zum Empfange kneipt er uns, daß wir ihm Geſichter ſchneiden.

Der Menſch iſt ein armer Marquis, der ſeine Freude im Spiel mit Anweiſun-

gen findet, die erst nach einer Gegen-Revolution zählbar sind. Nehmt sie ihm — und er sinkt in die gemeine Sitte derer, die gar nie reich zu werden hoffen.

Wir Menschen umfahren auf dem Strome Okeanos die Welt. Einmal kommen wir an dem Paradiese vorbei — der Liebe — aber der unbarmherzige Admiral segelt nordwestwärts weiter und wir in einer holländischen Dreckschüte ihm nach.

Das Leben nennt man mit Recht eine Laufbahn; am Grabsteine ist das Ziel. Er ist der Magnetfelsen, der alles Leben an sich zieht, zugleich der Stein der Weisen, bei dem wir das Glück finden. Nur des vollendeten Werkes wird der Künstler froh.

In einem Traume sah ich mich auf einen großen Markt versetzt. Alles bewegte sich durch einander; Männer und Frauen, Knaben, Mädchen, Jungfrauen, Jünglinge und Greise waren in ununterbrochenem Hin- und Herrennen. „Ruhm! heda Handelsmann, Ruhm! schrie ein ausgezehrter runzlichter Mann in abgetragenem Rock und besten Jahren. „Liebe!" brummte der Baß eines andern mit dickem Wanst und rother Weinnase. Liebe! kreischten zwanzig alte Jungfern mit kleinem Munde nach. Viele Andere riefen zu gleicher Zeit nach etwas Anderem. Das Spectakel ergötzte mich eine Weile und ich blieb, um zu sehen, welches die vielverlangten Waaren seyn würden. Doch Keiner kam, der etwas Rechtes erhandelt hatte; nur Wenige sprangen mit neugekauften Schellenkappen — wie freudig! — umher. Daraus merkte ich zuletzt, daß hier

das eigene Phänomen eines Marktes voll Käufer ohne Waare sey. Ich schob mich ein wenig aus dem Gedränge und sah viele vernünftige Achtzigjährige verachtend heraustreten und sich nach einem neuen Marktorte umsehen. Einsam, in einiger Entfernung, standen längst gestorbene Männer, Horaz, Juvenal, Boileau, Swift u. a., die nach den Käufern mit Steinen warfen und dann sich hinstellten, die Hände in die Seite stemmten und lachten, daß ihre eigenen Kappen schütterten.

2) Philosophie und Philosophen.

Philosophen, die ihr Schäfchen — ich meine ihr System — im trockenen haben und die Uniform fertig, in die sie die Gedanken regimenter weise stecken, sind natürlich die Directoren der zulaufen-

den Truppe. Die Anschauenden — die clairvoyants — marschieren voran, und alle, die sich mit der Augenbinde zu ihrer Farbe halten, ihnen nach.

Ich wüßte nicht, warum man sich dagegen auflehnen wollte, wenn ich sage, daß die Philosophen uns Brillen verkaufen. Brillen vor den Augen sind wie doppelte Fenster vor der Seele, und die Nase ist augenscheinlich ein bequemer Sattel für fremde Weisheit. Die meisten von uns sind ohnehin bei- oder weitsichtig — eins so schlimm, wie das andere — und gegenwärtig besonders ist das Brillentragen für Alle Mode geworden, ohne daß man viel klagen könnte, wie die Brillenschleifer im Staate zu bedeutend oder dem Verhältniß der Stände gefährlich würden. Es nimmt sich nur besser aus, die

Brille und seine tiefere Einsicht ruhig auf der Nase zu verführen, als jeden Augenblick den Finger daran zu legen, wie man ehedem that.

Atheisten und Materialisten und viele Menschen außer ihnen, sind Würmer, die den Leichnam der Welt, deren Geist sie verläugnen, auffressen.

Philosophen sind wie die Goldköche. Die Unmöglichkeit ihres Unterfangens kann Niemand darthun. Schafft doch die Natur den Geist wie das Gold, und wir sind ihre Schüler. Aber freilich „nil tam absurdum," was nicht beide schon versucht hätten.

Die Sehnsucht nach Liebe ist des Herzens schönstes Gebet, und wer sie ewig wie einen unaussprechlichen Seufzer in sich trägt, der betet ohne Worte ewig und der Schmutz von den Fluthen unserer Tage rinnt von den weißen Schwanenflügeln seines innern Menschen spurlos ab.

Was das Gefühl unserer Unsterblichkeit irrt und verschattet, ist die Zeit; und die Gegenwart ist nur wie eine schroffe Spitze, die zwischen dem wesenlosen Abgrund des Versunkenen und des Unerschaffenen zu eng und arm für unsere Seele emporstarrt. Darum ist die Liebe des ewigen Menschen freundlichste Beruhigung, die unbenagt von dem gezähnten Rade der Zeit in denselben Moment das Gefühl eines mehrfachen Seyns hineingießt. In der Natur steht Alles so ver-

schlungen beisammen; muß der jugendliche Geist nicht trauern, bis er in seiner ungesehenen Welt wenigstens Einige um sich sieht, die ihr Sehnen mit dem seinen austauschen?

Die Charakterbildung des Menschen ist ein al fresco Malen. Das erste Auftragen verliert sich in den nassen Grund, es muß gleichmäßig öfter wiederholt werden. Auch soll man nichts Fremdes dazwischen malen, um zu sehen, ob es etwa besser hafte. So machen's aber die Meisten, und haben am Ende ein Quodlibet im Trocknen.

Der Mensch hält nie fester über dem Rechten an sich und Andern, als bei einer Verarmung seiner Seele; das ewige Ge-

ſetz der Geiſter, meint er, müſſe ihn allein in der Vergänglichkeit auch des Schönſten tröſten.

Wie das Wort für den Gedanken, die Münze für das Gut, ſo iſt das Geſicht und das Aeußere überhaupt für die Seele eine Spielmarke, ſo lange das Kartenſpiel des Lebens — das nur kein Whiſt iſt — dauert. Es gibt freilich Falſchmünzer; Andere, die durch heimliches Krümmen den Werth ihrer Karte zum Septleva ſteigern: der rechte Unterſchied iſt aber in den Spielen ſelber. In Handelsſtaaten iſt es das Faro, wo nicht die Karte, ſondern die Münze darauf bedeutet: in Monarchien ein Spiel mit Trümpfen, da dem Leben die Könige, Damen und Bauern zugeſchnitten werden, die

Farbe für Trumpf entſcheidet und die meiſten Karten bloß zählen.

Nur das bewegte Herz ſucht Liebe. So gehen wir in Tänzen und in Trauerzügen zu Paaren, über die Gaſſen aber ohne Zwang allein. Es ſey denn, daß wir ein Weib führten — das iſt aber oft bloß aus Sitte. — Heirathen ſind Sonaten à quatre mains aus E dur oder E mol — und das mol klingt in ſeiner Art noch betrübter als das Harte. Der Diſcant aber hat die Melodie und der Baß brummt darüber das Accompagnement, wenn auch die Regel nach dem Generalbaß, d. i. dem Staatsgeſetze, entworfen iſt.

Die Sucht der Philoſophen, alle gro-

ſen Gedanken des Menſchengeiſtes in eine Schlußkette, wie Gebete in einen Roſenkranz, zu bringen, hat vieles gemein mit dem Treiben der Naturhiſtoriker, die alle Geſchöpfe in eine Stufenleiter ſchieben, wo Alles in einander gequetſcht ſeyn ſoll, daß auch nicht ein Sandkorn losläßt. Nicht zufrieden, Alle zur Revûe zu haben, wo ſie mit ihrer Gegenwart ihre Wirklichkeit beweiſen, ſoll auch jeder die Schleppe ſeines Vormannes faſſen und, wie die Affen, Schwanz an Schwanz halten, um über den Strom zu fliegen, da kein Grund iſt. Die Orgelpfeifen haben auch ſo eine Art Stufenleiter und die Kinder der Pfarrer — aber die Intervalle ſind weniger bedeutend.

Die Menſchen mengen ſich von der Lebensluft der Weisheit und der Stickluft

der Thorheit ſo viel zuſammen, wie ſie für ihre Atmoſphäre gut halten, und bringen ihr Kupfer in Curs, indem ſie es nach dem Conventionsfuß mit etwas Silber legiren.

Wenn die Tugend geſtorben, erbt gewöhnlich die Sünde, als die Kammerfrau des Hauſes, die Garderobe, mit der ſie ſich ſo lange vor den Leuten putzt bis die Fetzen reißen.

Der Menſch in ſeiner doppelten Natur iſt gleich einem Eſel ſammt dem, der darauf reitet.

---

3) Schriftsteller und Schriftstellerei.

Unsere jungen Autoren, die dutzendweise zu einem Werke zusammen schießen, gleichen den kleineren Fürsten und Städten, die sonst zusammen eine Kanone gossen. Mit gespannter Erwartung wird der geniale Feuerschlund in die Batterie einer Buchhandlung geschoben und alle Theilhaber stellen sich auf die Zehen, um die unerhörte Wirkung in der Ferne zu beachten.

Ich habe oft die Allmacht und dann wieder die Hartherzigkeit der Romanschreiber bewundert. Wie epikuräische Götter haben sie das Schicksal selbst — das doch nach ihrer Aussage so gräulich ist — zu ihrem Dienste gezwungen, lenken es

erhaben, sehen ihre trefflichen Personen darunter wie unterm Nachtmahr keuchen und fühlen ihre göttliche Freiheit. Sie wissen wohl, wie leicht sie ihnen helfen können. Nicolai rettete den Werther mit etwas Hühnerblut — aber mitleidslos spielen sie mit ihnen wie mit Mäusen bis an's tragische Ende. Man denke, wie Siegwart, gleich einem zertretenen Frosche, auf dem Grabe liegt und gestehe wehmüthig:

„Das ist das Loos des Schönen in Romanen."

Da gefällt mir doch die poetische Gerechtigkeit besser, die am Ende zum Schadenersatz eine Hochzeitsgasterei zum Besten giebt. Und sind auch hier die Personen nicht immer erhaben.

„Der (poetiſch) Gerechte erbarmt ſich auch ſeines Vieh's."

Man ſagt von der Poeſie dichten; es iſt gleichwohl gewiß, daß die wahre, nach allgemeinem Urtheil, in der Ausmärzung des zu vielen und im Breitſchlagen weniger Münze zu blinkendem Goldpapier beſtehe. Nur mit ſolchem läßt ſich eine ganze Gegend magiſch überziehen und das Honorar des Verfaſſers reicht dafür hin. Ein Gedanke und eine Kuhhaut müſſen lang gezogen werden, wenn ſie eine ganze Stadt einnehmen ſollen. Das iſt aber bekannt und es irrte mich eigentlich nur jenes Wort.

Die Muſen ſind neun Mädchen; aus dem ernſten, tantenhaften Tone, den die

Wiſſenſchaften gegen ſie annehmen, erkennt man dieſe als Matronen, deren friſche Zeit vorüber iſt und die, reich an Erfahrungen, im Reifrock und Wulſtkopf, dem jungen Volk viel Böſes nachſagen.

Ein berühmter Mann theilt unausſprechlich viel Glück an alle diejenigen aus, welche Größe an Andern zu ſchätzen wiſſen. Er iſt in keiner Geſellſchaft, ohne daß ſich ein paar freuen, mit ihm künftig geſprochen zu haben. Seinen ſprühenden Geiſtesfunken ſchieben ſie ihren Haderlappen unter, ob er nicht Feuer fange. Solch Einer kann kaum ſchuftig genug ſeyn, daß er nicht mehr Glück oder Unglück geſäet habe. Aber es ſchmerzt doch, daß die Herren das wiſſen.

Man vergleicht die Genies mit den Adlern. Man glaubt, sie kommen der Sonne näher; sie schweben aber nur bis in die Kälte. Wir sehen geblendet hinauf, sie herunter, und um eines Bratens willen stürzen sie schnell genug herab.

Das Werk eines Schriftstellers ist eine Vignette zur Geschichte seines Lebens, die idealisirte Abbildung einer harmonischen Seite seines Geistes.

Jedes Genie giebt nach seinem Absterben mehrere revenants; besonders Dichter, Historiker und Weise.

Die meisten vernünftigen Menschen haben ein wahres Interesse an der Lec-

türe; sie sehen ein, daß dadurch manche Stunde gefüllt wird, die nützlichere Beschäftigungen, z. B. rechnen und speculiren, leer lassen. Die Ideale ergötzen sie durch den Gedanken, was auch aus ihnen zu bilden gewesen wäre. Und bei dem tragischen Ende und den Leiden solcher Personen freuen sie sich tief ihres gesunden Verstandes, der sie davor bewahrt hat. Sie sehen, daß jede Höhe, auch die der Tugend gefährlich ist und werden nicht versucht, auf alle die Erhabenheiten hinanzuklettern, die sie mitunter vom Scheine des Phöbus so schön vergoldet sehen. Was soll es auch? Ihr Leben ist wie das Wasser, das an solchen Höhen entspringt, aber klüglich den Weg hinunter nimmt und das Bild, daß das Leben ein Strom sey — der überdies mit dem Menschen eigentlich nur Arme,

Bett und Mund gemein hat — ergötzt sie billig.

Ad vocem Blumenlesen. Man weiß, wie die Armenkinder Aehren lesen. So wandeln, die da geistlich arm sind in dem Garten der Poesie und sammeln die Kräuter ein — entweder bündelweis, um sie für ein Billiges den Krämern als Heu zu liefern; oder systematisch, um aus ihnen, wenn sie gehörig gepreßt und getrocknet, ein Herbarium mit Nachweisungen im Löschpapier zu bilden.

* * *

Hiermit aber mag es einstweilen genug seyn, denn diese Bruchstücke stehen freilich ganz anders hier, als in der Lebensgeschichte des interessanten Mannes,

die sie erläutert, ergänzt und entschuldigt. Er hatte in seinem ganzen Leben nur einen Freund gefunden und zwar einen, den man auch für einen Narren hielt, der aber mehrere Jahre vor ihm starb. Verheirathet war er nie, weil die Frauen seine Gestalt haßten und seine Laune nicht begriffen. Doch war er freundlich und zuweilen gutmüthig wie ein Kind. Für fleckenlos hat er sich nicht geben wollen, aber so wie er dastand — außer seiner Zeit, den unruhigen, hoffnungslosen Jahrzehenden vor 1813, unabhängig von allem Anerzogenen, rein auf sich gestützt und nichts anerkennend, als das Ewige im Herzen, an das er glaubte — so war er edler, als sehr viele. Selbst die Beschäftigungen seiner letzten Jahre waren der Zeitvertreib eines Mannes, der die Langeweile, die ihm die Welt machte, mit langem Muth getragen und nun über einer Arbeit ver-

gessen wollte, an die er selber vielleicht nicht einmal glaubte, die aber bis an den Tod ihn zu beschäftigen versprach.

Ferd. Glanzow.

Gedichte.

I.

Der Frevler.

Der König reitet im düstern Wald
Spät durch die felsigen Klüfte;
Es weht im Winde sein weißes Haar,
Es raunen und seufzen die Lüfte.

Was spricht mir denn so eigen zu?
Was murmelt in den Nüstern?
Es ist ihm fast, als hört er es
Von Grabesschatten flüstern.

Was webt denn an dem Felsen da?
Was scheint so blaß zu blinken?
Es scheinet fast wie Geisterhand
„Zurück! Zurück!“ zu winken.

Was stemmen denn die Zweige sich
So zerrend mir entgegen,
Als hielten sie mitleidig mich
Noch auf in meinen Wegen.

Ich reit' zu meinem Sohne hin,
Was sollte mich da grauen?
Bald muß ich schon sein altes Schloß,
Da er mich hinrief, schauen.

Der König spricht es bei sich selbst
Und hält an Waldes Gränzen.
Er siehet nahe durch die Nacht
Die alte Burg erglänzen.

Er reitet an's off'ne Gitterthor,
Sein Roß beginnt zu scheuen,

Es guckt aus den Hallen die ſchwarze Nacht
Und ſcheint ihm ernſt zu dräuen.

Da kommt der Sohn mit Heuchlersblick
Und bleichem Lachen gegangen,
Auf den Mauern und den Thürmen hoch
Da ſaßen die Eulen und ſangen.

Der Greis ſteigt ab und umarmt den Sohn,
Ihm grauſ't vor ſeinem Blicke;
Er geht in die düſtere Hall' hinein —
Und nimmermehr zurücke.

II.

Glocken läuten in den Städten,
Auf den Burgen, von den Thürmen
Flattern bunte Freudenfahnen.
Durch das Land auf allen Wegen
Ziehen die geſchmückten Ritter
Zu des jungen, bleichen Königs
Krönung auf das alte Schloß.

Doch gehn Alle ernſt und finſter,
Fehlt die Luſt in ihrer Seele;
Die Gedanken ſcheun die Lippen,
Bange in die Zukunft ſchweifend.

Traurig wölket sich der Himmel,
Als wollt' er den Tag verweigern,
Und die Luft ist todtenstill."

„Warum," spricht ein Kind zum Vater,
„Bist du doch so still und denkend,
Und warum die Leute alle,
Und der Himmel selbst so grau?"

„Sohn," spricht der, „behüt' die Zunge!
Frevel wachen in dem Lande,
Unerhörte, grauenvolle.
Ein Verbrechen ist geschehen,
Das selbst die Natur empöret
Und den Himmel kränkt. Acht' auf, Kind,
Manches dürfte heut sich fügen,
Das wir nie gesehn; denn selber
Rächt der Himmel ein'ge Sünden,
Deren Name schon das Herz drückt.
Aber wahre deine Zunge,
Denn unheimlich ist es, tödtlich,
Reden, wo der Frevel wacht.

Alſo ſpricht er und der Knabe
Schauert auf und hält ſich ſtille;
Ernſt verſtummet auch der Vater.

Und ſie kommen zu dem Schloſſe,
Wie der Abend ſchwer herabſinkt.
Schon ſind alle Säle helle,
Drinne wandeln viele Gäſte
Und der bleiche, junge König
Mit der Buhle unter ihnen.
Lachend mahnt er ſie zur Freude,
Reiche Mahle ſtehn bereitet,
Golden glänzen die Pokale,
Doch umſonſt, denn ernſt ſind Alle.
Draußen regt die Luft ſich ächzend,
Klirrt am Fenſter, ſtöhnt im Hofe.
Schweigend an des Vaters Seite
Drücket ängſtlich ſich das Kind.

III.

Es flimmern die Kerzen trüb an der Wand,
Spät im verlöſchenden Schein
Schliefen die Diener ſchon ein
Da fodert der junge König im Land
Von ſeiner Buhle noch Wein.

Er will vertilgen das innere Graun,
Das mit der wachſenden Nacht
Lauter im Herzen erwacht;

All' an ihm mit Entsetzen schaun
Innerer Hölle Macht.

Und wie sie es frech lächelnd bot,
Nimmt er es und wird blaß;
Denn das krystallene Naß
Scheint im Grunde, wie Blut, so roth,
Siedet bis oben an's Maaß.

Stier den Blick darauf hingeneigt,
Führt er es bebend zum Mund;
Als in dem düsteren Grund
Ein wohlbekanntes Haupt sich ihm zeigt,
Tief an der Schläfe verwund't.

„Meines erschlagenen Vaters Haupt!"
Ruft er — das Glas zersprang,
Dumpf die Mitternacht klang,
Von dem Thurme und sinnberaubt
Aechzend zur Erd' er sank.

Ein entſetzlicher Wetterſchlag
Fällt auf das ſchwankende Haus;
Bebend in's Feld hinaus
Stürzen die Gäſte — und dröhnend brach
Alles in Schutt und Graus.

IV.

Habt ihr wohl die Mähr vernommen
Von dem König Vatermörder,
Fremdling, der ihr ferne herkommt?
Seht, da liegt sein Schloß in Trümmern!
Monde sind es nun, da stürzt' es
Und begrub ihn mit dem Weibe.
Mancher wachte noch im Dorfe,
Schlimmes ahnend, bis vom Thurme
Klang die Mitternacht; da dröhnt' es,
Krachte und brach; die Gäste stürzten
Aus den Thoren mit Entsetzen.

Auf die Straße traten Alle,
Im gebroch'nen Mondenſcheine
Sahen wir die Thürme wanken,
Stürzen in ſich ſelbſt die Mauern.
Nebel flogen um die Trümmer,
Hohl und ſchaurig heult die Windsbraut
Und es rollte dumpf im Boden,
Als die letzten Wehren brachen,
Ein entſetzliches Gericht.

Alſo rächt der Himmel ſelber
Seine Rechte an den Hohen,
Welche keinen Menſchen fürchten.
Tief im Schutt nun liegt der König;
Keiner von uns mag ihn ſuchen,
Denn er fürchtet Gottes Strafe
Um ſein Mitleid. Denn für dieſen
Hat ſein Himmel keine Thore,
Wird ihm auch wohl nie vergeben,
Ehe er ſich ſelbſt verwandelt;
Ewiglich verflucht, das bleibt er,

Und wird auch nicht strafen können,
Denn der Tod wär' leichte Strafe.

Immer ist die Luft noch wüste,
Alle Nächte heult die Windsbraut
Und die Nebel ziehn ohn' Ende
Um die Trümmer, ihre Lichter
Um die eingestürzten Wälle.
Viele von uns, Fremdling, zogen
Schon von hinnen fort und suchten
Eine andre ruh'ge Heimath.

V.

Wie der Sturmwind geht so eisig!
Wolken ziehen schwarz und schwer!
Flimmt kein Licht denn weit im Lande?
Ist hier Alles öd' und leer?

Trümmer seh' ich da im Mondlicht,
Eingestürzte Thürme stehn;
Wie der flieh'nden Wolken Schatten
Drüber hin so einsam gehn.

Kein lebend'ger Athem regt sich
In den wüsten Hallen mehr;

Doch ſitzt dort nicht in dem Dunkel
An dem Hagebuſche wer?

Iſt wohl ein verirrter Wand'rer,
Ferne ſeinem ruh'gen Haus,
Raſtet in dem wilden Nachtwehn
Auf den alten Trümmern aus.

Doch wie ſtarret er ſo traurig
Auf die tiefe Grube her,
Schüttelt mit dem kahlen Schädel
Langſam nun und ſtöhnet ſchwer.

Nickt in die leere Tiefe,
Wie zum letzten Schlaf gemacht,
Streckt die dürre Hand zum Stabe,
Und ſtiert troſtlos in die Nacht.

Sehnſuchtsvoll mit hohlen Augen,
Grüßt er den verfall'nen Ort,
Will ſich legen — ha, da faßt ihn
Schnell der Sturm und reißt ihn fort.

Mir iſt angſt — das war kein warmes
Leben, das die Augen ſahn —
Ha! ich muß hinweg, nun weiß ich's,
Das iſt der verfluchte Plan.

Das war der verfluchte König,
Wandernd durch der Nächte Graus;
Mitternachts nur immer ruht er
An des Vaters Grabe aus.

Wo er ſitzt, iſt Alles dürre,
Daß kein Grashalm da gedeiht;
Jede Nacht zählt er verzweifelnd
Ab vom Fluch der Ewigkeit.

Ferd. Glanzow.

Die Ankunft der Nachtigallen.

Es war der helle Frühling gekehrt,
Es grüneten wieder die Büsche,
Da kam ein Flug von Nachtigallen,
In des Maienmorgens Frische.
Nachtigall, Nachtigall singt ihr Lied,
Wenn der liebliche Frühling blüht.

Sie suchten des armen Bertrands Haus
Und setzten sich in den Bäumen,
Da fingen sie an ihr altes Lied
Zu singen ohne Säumen.

Nachtigall, Nachtigall singt ihr Lied,
Wo die einfache Unschuld blüht.

Das junge Mädchen trat an die Thür,
Und hörte die Vögelein singen,
Da wollt' ihr vor gar großer Luft
Das kleine Herz zerspringen.
Nachtigall, Nachtigall singt ihr Lied,
Wo die Freude der Sehnsucht blüht.

Es war ihr Liebster geschieden fern,
In die weite Welt zu wandern,
„Wenn die Nachtigall nun zum dritten schlägt
So kehren wir eins zum andern."
Nachtigall, Nachtigall singt ihr Lied,
Wo die harrende Liebe blüht.

Nun war der dritte Frühling gekehrt,
Es grüneten sonnig die Büsche,
Und wieder sangen die Nachtigall'n,
In des thauigen Morgens Frische.

Nachtigall, Nachtigall singt ihr Lied,
Wo die ahnende Sehnsucht blüht.

Es kam ein Knabe vom Walde her,
Ein muthiges Roß er schwenket,
„O," sprach er, „singet mir Vögelein,
Ob sie mein noch gedenket.
Nachtigall, Nachtigall singt ihr Lied,
Wo die ewige Treue blüht.

Nun schlich er still um die Ecke hin,
Die Brust voll Freud' und Schmerzen:
Da sah ihn das Mägdelein an und rief
Und lag an seinem Herzen.
Nachtigall, Nachtigall singt ihr Lied,
Wo die glückliche Liebe blüht.

Nathanael.

An eine Elevin.

Blüht' einmal ein Blümchen auf,
Schon in Wintertagen,
Nicht gewiegt bei Frühlingsschein,
Wo die Vögel schlagen;
Still brach's aus dem Schnee hervor,
In bescheid'ner Weise,
Doch es spräche, wer's gesehen,
Vieles ihm zum Preise.

Wie das mit dem kleinen Kopf
Aus den Windeln blickte,

Kindlich freundlich aller Welt
Seine Grüße nickte,
Kam ein Knabe über's Feld,
Sah das Kleine leben,
Hielt und stand verwundernd und
Saß alsbald daneben.

„Sey mir lieb in Gottes Welt,
Du arglose Kleine!
Bist wohl gerne auch — wie ist's? —
Von des Lichtes Scheine?
Wirst schon sehn, wie schön sie sey,
Wenn die Bächlein klingen
Und ihr Auferstehungslied
Alle Vögel singen."

Also sprach der Knab' es an,
Wohl nach seiner Weise,
Lockerte den zarten Keim
Aus dem harten Eise,
Wollt's, wie gut er es verstand,
Vor dem Froste hegen,

Und sprang fort, so wie er kam,
Lustig allerwegen.

Wie darnach der Frühling kam
Und die Blümlein sprangen,
Kam er einmal wieder her
Ueber's Feld gegangen;
Da sah er, die er gepflegt,
Schön vor Allen blühen,
Und stand lächelnd neben bei
Mit belohnten Mühen.

Nathanael.

Liebesfreude.

Ja ich ſchwör' euch, flücht'ge Stunden,
Schöner Jugend Freud' und Luſt!
Von dem Roſenkranz umwunden,
Mädchen, komm an meine Bruſt!
Was iſt reiner, als ſich freuen?
Keine Wehmuth und kein Schmerz
Soll den reinen Sinn entweihen,
Hell und heiter ſey mein Herz!

Wie des heitern Himmels Stille
In dem tiefen, treuen Blau,

Wie des Frühlings Blumenfülle,
Im bestralten Morgenthau,
So ist Alles in mir helle;
Berg und Thal und Flur und Hain,
Wies' und Flur und Busch und Quelle,
Saugt mein sel'ges Auge ein.

Wie ein König jubelnd fühle
Ich mich im erhob'nen Sinn,
Wie ein Kind in das Gewühle
Frohen Lebens taucht mein Sinn!
Alle Welt — sie ist mein eigen,
Aber Du, Du fühlst wie ich,
Bist mein selbst und auch im Schweigen,
Zweites Herz, versteh' ich Dich!

Weisheitsquell sind Deine Blicke,
Lebensfeuer mir Dein Mund;
Wie ich liebend Dich umstricke,
Bin ich ganz erst und gesund;
Fühle Flügel aufzustreben
Aus dem engen Raum der Zeit;

Lieb' iſt meines Lebens Leben,
Meiner Freude Ewigkeit.

Sieh des Frühlings Lebensfülle,
Von des Himmels Stral verklärt;
Unſer Herz nur voll und ſtille
Iſt des Erdenhimmels werth;
Für uns iſt ſie reich und blühend,
Für uns ſo geſchmückt und ſchön,
Weil in gleichem Lichte glühend,
Wir durch Liebe ſie verſtehn.

Nathanael.

An einen Gelehrten.

Warum mühst Du dich einsam so vergebens
Um Verdienst und der Weisheit einige Früchte,
Mühsam, thatlosen Forschens alle Freuden
Sorgsam betrachtend?

Draußen altet der Frühling, ungesehen
Die,

Blüht die herrliche Welt, Dir unbeachtet,
Schließen Menschen der Liebe und der Thaten
Glückliche Bunde —

Dir nur fremde. In eine große Ordnung
Fügen Alle sie sich zu Volk und Kirche,
Bilden einig in ihrem Kreis die Laufbahn
Rühmlicher Thaten.

Sie, das Vaterland und des Volkes Größe,
Nährten jene, die Du in ihren Werken
Einsam neidest; es wuchsen diese Werke,
Früchte der Weisheit,

Im arbeitenden Geist des thät'gen Lebens,
In dem Strahle der Wahrheit. O Bethörter,

Wähnst Du, forschend und künstelnd sie nachahmend,
Dir zu entzwingen?

Nimmer wird es Dir glücken, andre Augen,
Gleich den Deinen zu täuschen; denn die Früchte
Der Unsterblichkeit reifen nur am kräft'gen
Baume des Lebens.

Lebensregeln.

1.

Wie die Dämm'rung tagend nahet,
Scheuche ſchnell von Dir die Träume,
Um das junge Licht zu grüßen.
Alle Bäume, alle Blumen,
Aller Creaturen Leben
Weckt der erſte Strahl vom Schlummer.
Leben iſt des Lichtes Gabe;
Willſt Du's klar von ihm gewinnen
Für den Tag, ſo ſey nicht ſäumig.

Ob, errung'ne Kraft zu nützen,
Du auf Deinen Acker ſchreiteſt,
An ein Kunſtwerk Deiner Hände,
Oder ob Du, weiter ſtrebend,
Neue ſucheſt, alte übeſt,
Freund, verfehle nicht die Stunde;
Früh erſcheinende empfangen
Aus dem Born des Lichts und Lebens
Stets das beſte, vollſte Maaß
Und die Trägen nur ein halbes.

2.

Biſt Du Abends von den Freunden,
Ruhe wünſchend, fortgegangen,
Sitzeſt nah' dem Bett' alleine,
Willens ſchon, den Tag zu ſchließen:
Harre noch ein wenig, eh' Du
Ihn der Ewigkeit geſelleſt.

Danke, einmal hingegeben,
Kehret er Dir niemals wieder;
Vor ihn stellen sich die Träume
Wie ein dunkler Schirm und hemmen
Der Erinn'rung volle Klarheit;
Darum sey nicht laß, noch heute,
Was er Dir gebracht, zu ordnen,
Zu erwägen und zu nutzen.

Was erst wirklich war, wird Fabel;
Suche nach, was sie Dich lehret,
Daß Dir's für die Zukunft fromme;
Also ist Dein Werk vollendet;
Doppelt angenehm besuchet,
Den erhellten Geist die Ruhe.

3.

Haben And're, die Du liebtest,
Leichten Sinn's Dein Herz betrogen,

Deine Treu in trüben Zeiten
Hochgehalten, und im Glücke
Messen sie den Dank Dir geizig,
Lösen früher ihre Schulden,
Als sie Deine Hoffnung löste,
Thun sie Deiner Liebe Unrecht;
O so halt Dich rein vom Zorne,
Daß Du nicht zum Schlechtern wankest,
Werde durch die Trauer besser.
Lern's in eigner Wehmuth fühlen,
Wie Du selbst so oft die Liebe
Anderer und Dank und Treue,
Unbedacht so leicht vergaßest,
Und am meisten gegen Einen,
Der Dich mehr als Alle liebt.

4.

Aller Tage Urtheil täuscht wohl;
Ob Du Jahre lang Dich elend,

Jahre lang Dich glücklich nennest,
Laß Dich nimmer dadurch irren,
Nicht das Glück zum Stolz verführen,
Nicht das Elend zur Verzweiflung.
Nur der letzte Tag spricht Wahrheit;
Alles Glück vertilgt sein Unglück,
Alles Elend seine Klarheit,
Er allein wiegt achtzig Jahre,
Neunzig auf mit seinem Ausspruch;
Ob nicht Gott noch Hoffnung wäre,
Ewigkeit nicht, noch Vergeltung,
Doch besteht der letzte Tag nur,
Spricht dem Leben wahres Urtheil.

5.

Uebst Du gottseligen Sinn in Thaten, so
freut sich der Himmel,
Aber behüte Dein Herz, wenn Du
es redest und schreibst;

Bildet ein frommes Gemüth ſich im Wort,
ſo lächelt der Satan,
Denn die Bewunderung lockt leicht
es hinüber zu ihm.

6.

Was Dir Andere geliehen,
Angemalt und angebildet,
Zage nicht, wenn es die reifen
Jahre wieder von Dir ſtreifen;
Lerne Dich verändert ſeh'n!
Was Dir eigen, wird beſteh'n;
Denn aus innerm Trieb des Lebens
Muß ſich Jeder ſelbſt geſtalten.
Eigne Früchte trägt ein jeder
Baum. Ob man Dir Feigen anhing,
Wirſt Du doch ein Dornſtrauch bleiben,
Oder Weinſtock, wenn die Säfte
Deines eignen Stammes treiben.

So muß fremde Regel ſchwinden,
Aber wurzelſt Du nur feſte,
So wirſt Du Dir eigne finden,
Und die eigne iſt die beſte.

Die kranke Minerva.

Einſt wurde Minerva im Olymp krank, und es trauerten um ſie die ſeligen Götter. Da trat Apoll, der weiſeſte Heilungskundige, hervor und ſprach: „Ihr ewig Jugendlichen, die Göttin mag wohl wieder hergeſtellt werden, wenn ſie das ſeligſte Naß zu finden weiß, das je im Himmel und auf Erden floß.“ Und der ewige Vater ſah in die Seele des Sohnes, was er meinte. Und er befahl einem Engel, auf die Erde zu fliegen und alle Thränen zu ſammeln, die ein lieben-

des Auge weint. Und der Engel gürtete sich das schneeige Gewand an der Brust auf, und ging über die Erde und that, wie der himmlische Vater befohlen hatte. Es war aber noch die goldene Zeit, und alle Menschen waren unschuldig, und der Engel sammelte der Thränen viele. Wie er zurückflog, brachte er sie dem himmlischen Vater und dieser reichte sie dem sündigen Sohne. Apoll aber sagte: „Der Sinn der prophetischen Worte ist gelöst, denn im Himmel und auf der Erde ist kein göttlicheres Naß, als eine liebende frohe Thräne.“ Und als Minerva die Schaale sah, ward sie gesund, noch ehe sie sich daraus wusch.

Es war aber noch die goldene Zeit, und Minerva war noch ohne Schild.

Fr. Pustkuchen.

Ende.

Beyer

Erzählungen

von

Dr. Pustkuchen-Clanzow.

Inhalt:

Memento mori.
Roderich.
Der Günstling des Mondes.
Der Zögling des Paradieses.

Iserlohn, 1832.
Bei W. Langewiesche.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi

Vorwort.

Die nachfolgenden vier Erzählungen, welche bereits in den Jahrgang 1832 meines Taſchenbuchs „Lies mich!“ mit aufgenommen worden ſind, haben ſich daſelbſt eines ausgezeichneten Beifalls zu erfreuen gehabt, ſowohl von Seiten der Kritiker, als auch bei dem eigentlichen Leſepublikum.

Die Jenaiſche Literaturzeitung (1831, No. 297) erklärt kurz und bündig, daß dieſe Erzählungen ohne Ausnahme gut erfunden und angenehm dargeſtellt ſeyen. — Ein Recenſent in No. 53 der Leipziger Zeitſchrift „Unſer Planet“ (Jahrg. 1832) behauptet in gleichem Sinne, daß dieſe Früchte der Phantaſie des Herrn Dr. Puſtkuchen-Glanzow alle nett und lieblich anzuſchauen ſeyen und durch würzigen Duft und Geſchmack erfreueten; dann hebt er noch die Novelle „Memento mori“ und das Mährchen „der Zögling des Paradieſes“ beſonders aus, indem dieſe namentlich für unentweihte fromme Frauengemüther wie berechnet wären. — In dem Abendzeitungswegweiſer (1831, No. 99) heißt es

unter andern: „Dieſes allerliebſte Mährchen (der Günſtling des Mondes) zog uns gleich vom Anfang herein ſo ſehr an, daß wir nicht nur mit ſteigendem Vergnügen bis ans Ende laſen, ſondern auch ein Gleiches in der vierten Mittheilung: „der Zögling des Paradieſes" empfanden. Das ſind ächte, wahre Mährchen, wie ſie alle ſeyn ſollten, ohne politiſchen, metaphyſiſchen oder literariſchen Beigeſchmack, ſondern lieblich und phantaſtiſch, anſpruchslos und kindlich, wie wir ſolche Phantaſieblüthen ſo gern manchmal in die ernſtere oder ergreifendere Unterhaltung unſerer ſchönen Literatur herabſinken ſehen. Und deren mag uns dieſer Verfaſſer noch mehr bieten; ſie werden ſtets willkommen ſeyn."

Dieſe und ähnliche günſtige Urtheile berechtigen mich zu der Erwartung, daß auch von demjenigen Theile des Publikums, welcher ſich mit dem Leſen der Taſchenbücher nicht zu befaſſen pflegt, die gegenwärtige Einzelausgabe der Puſtkuchen'ſchen Erzählungen werde willkommen geheißen werden.

Iſerlohn, im April 1832.

Der Verleger.

Erzählungen

von

Dr. Pustkuchen-Glanzow.

I.

Memento mori,

oder:

Das Recht ist Gottes, doch die Liebe auch.

Wie majestätisch des Gesetzes Walten!
Wie streng und heilig des Gewissens Spruch!
Wie fesselos des freien Willens Schalten!
Und doch zum Guten — welch ein mächt'ger Zug!

Heilmann.

Die Freude wurde zu laut; selbst der große Saal mit allen daran stoßenden Zimmern ließ jedem Einzelnen nicht Raum genug, um sich und seinem Herzen Luft zu machen. Die jungen Leute schwangen sich im Wirbelreihen und wechselten dazwischen laute Gespräche; die älteren Männer hatten sich auf die Seiten zurückgezogen und stießen mit den großen, aus Silber und Gold geformten Pokalen nicht selten zusammen. Wenn es sich aber einer einfallen ließ, aufzustehen, um sich etwas zu ergehen, so fehlte es an Platz. Der Staub, die Enge, das Gewirre der Worte, der Musik und des Becherklanges wurde manchem Gaste beschwerlich.

Der junge und schöne Eugenius, der heute die überall bewunderte Veronika als glücklicher und beneideter Bräutigam zum Altare geführt hatte, wandte sich an seinen Schwiegervater, den Bannerherren Rudolf, und machte ihn auf den Uebelstand aufmerksam.

„Ihr habt Recht," sagte der Greis; „sucht denn zu helfen. Ihr versteht Euch auf Feste und zierliche Anordnungen besser, als ich jemals, auch in meinen jüngeren Jahren, that."

„Wie wäre es," entgegnete Eugenius, „wenn wir das Schloß räumten und uns dort unten auf dem grünen Plane verſammelten? Die Nacht iſt warm und ſtill; die Lichter von hier oben leuchten beinahe ſchon hinreichend herunter. Wenn man noch einige Leuchter an die ſtärkſten Stämme des anſtoßenden Gebüſches befeſtigen wollte, ſo wäre der ganze Raum helle. Die älteren Herren würden in der offenen Vorhalle hinreichenden Platz finden, und von da aus in das Gewühl der Jüngern als unbeläſtigte Zuſchauer immer hinſehen können.

„Es iſt wahr," antwortete der Alte; „warum haben wir nicht früher daran gedacht? Es war doch vorauszuſehen, daß uns der Raum hier enge werden mußte. Aber ich überlaſſe es Euch, die Gäſte jetzt ohne Verwirrung nach unten zu bringen."

„Nehmt denn einſtweilen meines Amtes wahr, beſter Vater: ich muß mich für einige Minuten abweſend machen."

Mit dieſen Worten ging der junge Mann ſtill durch die Geſellſchaft, ſuchte mit ſpähendem Auge ſeine im verſchämten Erröthen unter den getrauten Frauen ſitzende Gattin, drückte ihre Hand und flüſterte ihr die Abrede mit dem Vater zu. Sie ſah ihm mit Liebe nach, wie er leicht und ſo ſchön gebaut zur Thüre ging, Jedem einige freundliche Worte ſagte und ganz unbemerkt zu entkommen wußte.

Er war, das bekannte sie sich froh, der schönste und zugleich der gewandteste unter allen anwesenden jüngeren Gästen — und, was ihr noch viel mehr galt, jeder seiner Blicke sagte ihr, daß sie sein Liebstes, sein Alles sei.

Nach kurzer Zeit wurden die den freien Raum vor der Gartenseite des Schlosses umgränzenden Gebüsche helle. Kronleuchter, an starken Eichstämmen hangend, warfen ihren lichten Schein über den Plan und gegen die Gipfel, die ruhig unter dem Nachthimmel standen. Die an den Fenstern sitzenden älteren Gäste bemerkten die angenehme Veränderung zuerst, und da ihnen heiß geworden war, beredeten sie sich leise und zogen nach einander hinunter. Um den Tanz der jungen Leute nicht zu stören, machten sie Alles in möglicher Stille ab, und augenblicklich waren geschäftige Diener bei der Hand, welche die Becher und Kannen ohne Geräusch durch die Seitenthüren entfernten. In der Vorhalle standen bereits Tische und Sessel in Ordnung, und die Alten hatten sich schon in Ruhe gegeben, als die Jüngeren ihre Entfernung mit Wohlgefallen bemerkten. So wie sie aber nach geendigtem Tanze hinabsahen, schlichen sich manche zärtlichere Paare ebenfalls aus dem Saale, um sich unten freier und unbelauscht zu unterhalten. Ein neuer Tanz wurde eröffnet; aber während desselben wurden leise einige Musiker hinausgewinkt, so viele ihrer ohne Unterbrechung entbehrlich und zur Vervollständigung eines

zweiten Chors nothwendig waren, das sich im Garten aus Hörnern und Flöten bildete und in dieselbe Weise mit dem oberen einfiel. Es währte nicht lange, als dadurch gelockt die meisten auch von den jüngeren Leuten sich nach unten begeben hatten. Die Ordnung fand sich wie von selbst ein und Mancher verwunderte sich, daß er nichts von dem Geräusch und der Verwirrung wahrgenommen, die sonst gewöhnlich solche Veränderungen beschwerlich machen.

Der alte Bannerherr hörte mit Vergnügen das Lob, das dem gewandten Benehmen des jungen Ehemannes reichlich von allen Seiten gezollt wurde. Auch hegte Keiner, selbst nicht der Aengstlichste, einige Besorgniß, weil das schmale Gehölz von einem ansehnlichen Weiher umzogen war, der sichelförmig, wie der abnehmende Mond, sich mit beiden Spitzen dem Schloßhofe nahe anschloß. Die Größe der versammelten Gesellschaft machte alle Räume zwischen dem See und der breiten Linie des Schlosses und seiner Nebengebäude lebendig. Um so froher waren die Jünglinge, welche ihre Erkorenen ohne Zwang durch die Gänge begleiteten und doch manchen stillen Augenblick erhaschten, wo sie den Wunsch ihres Herzens über die Lippen gleiten ließen, oder wo diese den rosigen Schwestern furchtsam und zuckend im flüchtigen Kusse begegneten.

Dieses hatte Eugenius vorausgesehen und, nicht ganz ohne Nebenblick auf seine eigenen Wünsche, voraus

gewollt. Der Zwang, welchem ihn die Sitte unterwarf, da er überall gegenwärtig ſcheinen, Alle zuweilen begrüßen, alle Einſamen in die geſellige Luſt verflechten, alle Bedürfniſſe vorher zu ſehen und zu befriedigen ſuchen mußte und mit jedem Andern länger reden durfte, als mit ſeiner Geliebten, hörte nun größtentheils für ihn auf. Die älteren Gäſte hatten Keller und Küche und die Dienerſchaft in ihrer Nähe, und die jüngeren ſahen ſich gern von aller Aufwartung, wie von aller Aufmerkſamkeit befreit. Indem ſie tanzten oder durch den Hain luſtwandelten, hatte er Muße, ſeine Veronika aufzuſuchen, und, da ihre Wünſche den ſeinigen entgegenkamen, mit ihr, gleich andern liebenden Paaren, aber glücklicher als alle, durch die Gebüſche zu gehen.

Die Nacht wurde dunkler; die vom ruhigen See wiederleuchtenden Sterne lockten immer Mehre an die grünen Ufer. Sicher, nicht erkannt zu werden, ſtanden die Paare und redeten. Da wurden leiſe Töne eines Waldhorns aus dem gegenüber liegenden Forſte gehört und ein zweites antwortete von der andern Seite. Die Melodie hatte etwas ganz Eigenes. Bald war es, als ſollte nun aller Friede aufhören und ſei daran nimmer wieder zu gedenken, ſo ſchneidend drang der Wohllaut in die weicher geſtimmten Herzen. Dann wieder klang es unausſprechlich wehmüthig, als habe Jemand das Liebſte verloren, das er auf der gan-

zen Welt kannte, und man konnte die Thränen nicht zurückhalten. Die Mädchen schmiegten sich an ihre Begleiter und auch diese waren so ernst geworden, daß sie sich über solche Beweise des zärtlichen Zutrauens zu freuen beinah vergaßen. Alle vermutheten eine Erfindung des Bräutigams, der diese neue Unterhaltung seiner Gäste angeordnet habe.

Dieser aber stand ebenfalls mit seiner Veronika am Ufer. Beide kannten die Melodie und doch hatte keiner sie jetzt veranstaltet, doch konnte keiner die Vermuthung fassen, daß Jemand unter den Schloßbewohnern sie veranlaßt haben möge.

„Kennst Du dieses Lied?" fragte Eugenius, Die zarte Frau erschrak vor dem eigenen Tone, in welchem er diese Worte sprach. „Ach ja," sagte sie, „ich habe es nun schon in manchen Nächten dort von meinen Fenstern aus gehört und es bewegt mich immer tief, so oft ich es hören mag." — „Seit wann?" fragte der Ritter, möglichst sanft und doch im vorigen Tone. — „Zum ersten Male hörte ich's nach dem Tage, wo ich das Unglück hatte, aus dem Kahne zu fallen und ein unbekannter Mann mich rettete. Aber, lieber Eugenius, kennst Du denn auch dieses Lied?"

Er schwieg lange. „Es wurde bei dem Begräbnisse meines Bruders geblasen," sagte er endlich mühsam.

Die Waldhörner schwiegen, Alles war still. Die Ein-

samkeit an dem unbewegten Waſſer ſchien den Meiſten nun öde; die Paare, welche ſich am Ufer geſammelt hatten, gingen zurück. Eugenius blieb mit ſeiner Veronika ſtehen; ſeine ganze Stimmung war verändert. „Wirſt Du mich auch immer lieb behalten?“ fragte er wehmüthig. — „O ewig!“ antwortete das liebende Mädchen und ſchlang ſich mit jugendlicher Kraft um ihn. Er erwiderte es leiſe. — „Wir ſind Menſchen,“ ſagte er bebend, „und welcher Menſch kann ſagen, daß er immer und von früher Kindheit an gethan habe, was er mit Freuden ſich zurückruft? Zwar Du, ja Du erſcheinſt mir wie ein Engel des Lichtes. Aber wirſt Du mich auch lieb behalten können, wenn Du mich weniger rein findeſt? Wird es Dir genug ſeyn, wenn ich von nun an ganz unwandelbar Dir nacheifere?“

„O Eugenius,“ ſagte ſie bittend, „kannſt Du an meiner Liebe zweifeln — und heute?“

„Ich zweifle nicht,“ fuhr er fort, ich weiß, daß Du mich lieb haſt. Du liebſt den Eugenius, den Du kennſt, und — beim Auge Gottes! dieſer bin ich auch. Wenn Du einmal einen Eugenius kennen lernſt, der ich war, o ſo denke, daß ich es nicht ſei, daß es nicht der ſei, den Du lieb haſt.“

„Ach quäle mich doch nicht ſo!“ verſetzte ſie ſanft „was kannſt denn Du auf dem Herzen haben, da Alte und Junge Dich bewundern?“

„Viel!“ sagte er unwillkührlich — viel! hallte es aus den Gebüschen nach. Er sah erschreckt um sich und bemerkte, daß sie allein und die nächsten Kronleuchter ausgelöscht waren. — „Was war das?“ fragte er; „wer hat die Lichter verlöscht? Und hörtest Du nicht etwas dort im Gebüsche?“ — „Ach, laß uns umkehren!“ sagte sie geängstigt. — „Nein, bleib,“ erwiderte er tonlos, „bleib hier ruhig, ich sehe nur eben nach.“

Er ging, aber er fand Niemand. Unruhig kehrte er um; da sah er seine Veronika von einem Manne gefaßt, der aus den Büschen schnell hervortrat und zu einem Kahne getragen, der in der Zeit herbeigerudert sein mußte. — „Halt;“ rief Eugenius und stürzte hinzu; aber der Räuber war schon mit seiner Beute im Kahne. „Um Gott, halt;“ rief er bebend und dann lauter: „Waffen!“ denn er war ohne Schwert. Als er sah, daß sich der Kahn vom Ufer entfernte, stürzte er sich wie er war in die Fluthen. „Halt, Räuber!“ rief er nachringend und dann: „Veronika, mein Alles, höre mich!“ Schon faßte er den Rand des Kahnes. Da richtete sich eine große Gestalt, in einen schwarzen Mantel gehüllt, in demselben auf und sprach mit dumpfer Stimme! „Memento mori!“ Dem Schwimmenden versagten die Kräfte, er ließ ab und wollte sinken. Am Ufer war es indeß lebendig geworden; es erschienen mehre Diener mit Fackeln und bei dem Anblicke der Gefahr

ſchwammen einige Entſchloſſene herzu. Aber der Unbekannte war ihnen ſchon zuvorgekommen. In die Fluthen ſich ſtürzend, faßte er den Ohnmächtigen und hielt ihn empor, bis jene ſich nahten. „Hier iſt er!“ ſagte er, da ſie bei ihm waren, ließ ihn los und ſchwang ſich wieder in den Kahn. Eugenius wurde bewußtlos in den Garten zurückgebracht.

Die ganze Geſellſchaft hatte ſich am Ufer verſammelt; ſie erſchrak, da ſie in dem Ohnmächtigen den Helden des Feſtes erkannte. Hundert Hände waren beſchäftigt um ihn und hundert Lippen ſprachen: „Gott Lob!“ als er die Augen wieder aufſchlug.

„Wo iſt meine Veronika?“ waren ſeine erſten Worte. In der Bemühung um ihn hatte man alle anderen Gedanken vergeſſen. — „Wo iſt meine Tochter?“ rief der alte Bannerherr in plötzlich ausbrechender Angſt. Die Diener rannten zum Schloß, die Gäſte ſtreiften durch alle Gänge. Eugenius richtete ſich mit halbem Leibe auf und ſah dem alten Vater in's Geſicht, der ihn unterſtützte. „Sohn, wo iſt meine Tochter?“ fragte der Greis zitternd. Da beſann ſich der Unglückliche. „O weine nur, alter Vater,“ ſagte er, „wenn Ihr ſie nicht ſchon wieder habt, ſo iſt ſie verloren! Mir, mir am meiſten verloren!“ Und damit wurde ſein Herz frei und er fing an, bitterlich zu weinen.

„Meine Tochter iſt ertrunken!“ rief der Vater; „eilet,

eilet! Mein Schloß, mein ganzes Gut demjenigen, der mir mein einziges Kind noch rettet!" Die herzzerschneidende Stimme seines Jammers rief wieder Viele herbei, und Viele warfen schon ihre Kleider ab, um in die Fluth zu springen. Da richtete sich Eugenius mit Anstrengung empor. „Sie ist geraubt!" rief er. „Dort hinaus! Gebt mir Waffen und ein Pferd!"

Man kann sich denken, welche neue Verwirrung diese Nachricht hervorbrachte. Alles eilte dem Schlosse zu, wo die Gäste ihre Rosse und Waffen zurückgelassen hatten, die unbewaffnet gekommen, aber sich aus der Rüstkammer und den Ställen des Bannerherrn zu versehen gedachten. Schneidend war der Gegensatz, den das Klirren der von oben herabgeworfenen und eilig aufgerafften Panzer und Helme und das Stampfen der herbeigeführten Rosse mit den noch dastehenden Spuren des ruhigen Festes machten. Der Bannerherr war zuerst fertig. Eugenius wankte und sollte zurückbleiben, oder wenigstens sich umkleiden. Aber er bestand darauf, daß er allein wisse, wo hinaus die Räuber sich gewendet hätten und daß er seines Lebens doch müde sei, wenn er seine Gattin nicht wieder finde. Die bereits Gerüsteten sprengten aus den Thoren, um den Weiher herum in den Forsten, die Andern, wie sie ein Roß gefunden, ihnen nach.

Indem die Freude so von dem Schlosse Abschied nahm,

war die Geraubte ſchon bewußtlos eine weite Strecke von ihrem väterlichen Eigenthum fortgeführt worden. Eine tiefe Ohnmacht hielt ſie in ihren wohlthätigen Armen. Als ſie ihre Augen aufſchlug und um ſich her ſah, fand ſie ſich in einer nie geſehenen Gegend und in einem nicht unbequemen Wagen, der von einem Mann in Tracht und Anſehen eines Knappen geführt wurde. Ihr Weg ging morgenwärts über grüne Abhänge und zwiſchen niedrigem Gebüſche hin, einem ſich lang fortziehenden, waldigen Gebirg' entgegen, aus deſſen Schluchten das brennende Roth der kommenden Sonne immer höher in den erbleichenden Himmel drang. Ein rother Duft, wie der Wiederſchein eines hinter den Bergen brennenden Landes, ſchien über den bethauten Anger hingebreitet. Der Wind wehte ihnen friſch entgegen; die leuchtenden Wolken zogen wie Dampf der Flammen in das tiefere Blau des weſtlichen Himmels. Da es heller wurde, bemerkte Veronika, daß ihr Führer ſich nach einem Reuter richtete, welcher etwa tauſend Schritt vor ihnen auf einem ſchwarzen Hengſte die Spur für den Wagen aufſuchte. Dörfer lagen in der ganzen Umgegend nicht; das Entferntere hinderte die Dämmerung zu bemerken. Als die Sonne glühend durch die Tannen und Fichten der Bergrücken blitzte, waren ſie ſchon nahe an dem Eingange eines engen Thales, wo der Nebel noch über dem herausſtürzenden Gießbache webte.

Der frische Morgen nach der langen Ohnmacht hatte der erschütterten Seele des armen Mädchens die Wohlthat erzeigt, daß sie nicht sogleich mit der deutlichen Vorstellung ihrer peinlichen Lage fertig wurde. Es war eine gewisse Schonung von ihrem Entführer, daß er ihr seinen Anblick ersparte und ihr Gefühl nicht durch lästige Reden aufreizte. Jetzt aber wurde der Weg unebener und sie bemerkte, daß jener seitwärts hinter Gebüschen inne hielt und dann dicht hinter ihrem Wagen hertrabte. Die Beklemmung ihrer Brust wuchs dadurch. So oft sie das Wiehern des Rosses vernahm, schrak sie zusammen und scheute sich doch, einen Laut von sich zu geben, da die beiden unkannten Männer so ganz still blieben.

Die Berge wurden immer höher und wilder, doch wurde der Weg wieder gebahnter. Indem der Wagen sich um eine Ecke bog, gewahrte Veronika eines steinernen Gemäuers, das zwischen zwei naheſtehende Berge, oder vielmehr in die Spalte eines Berges, gleichsam eingeklemmt war. Vor demselben war ein Graben und eine Zugbrücke. Der Reuter gab einige Töne auf dem Horne an; nach einer kurzen Pause wurden sie von dem Innern des Gebäudes aus erwidert durch andere, welche sich den vorigen zu der unserer Heldin wohlbekannten Melodie anschlossen.

Die Brücke fiel nieder und der Wagen fuhr über ei-

nen innern Hofraum gegen ein burgähnliches Gebäude zu. Es öffnete sich eine kleine Thür. Ein anständig gekleidetes Frauenzimmer trat an den Schlag und bat die zaudernde Veronika mit einer sanft und wohlwollend klingenden Stimme, herauszukommen. Die Arme fühlte sich etwas erleichtert und folgte. Der Ritter war nicht zu sehen. Die Fremde ging ihr vorauf eine Wendeltreppe hinan und öffnete ein Zimmer, das, nach den darin liegenden weiblichen Arbeitsstücken, ihr eigenes sein mußte. Hier wendete sie sich gegen Veronika und empfing sie in ihren Armen. Die Unglückliche athmete auf. Sie fand doch wieder einige Liebe, nachdem sie alle verloren hatte. Innig preßte sie sich an die fremde Brust und erleichterte sich durch Thränen.

Der Auftritt blieb lange stumm; Veronika konnte und die Fremde wollte vielleicht das Schweigen nicht unterbrechen. Endlich kam eine Alte und brachte etwas zum Frühstück, das sie still auf den Tisch setzte und sich wieder entfernte. „Laß uns ein wenig essen," sprach die Fremde, „Du bist sehr ermattet." Sie führte das arme Mädchen auf ein Ruhebette, setzte sich daneben, nahm ihre Hände und sagte: „Fasse Zutrauen zu mir; betrachte mich als Deine Freundin! Wenn es Dich beruhigen kann, so glaube mir, ich bin an Deinem Schicksale keinesweges Schuld und werde auch nie zu etwas, das gegen Deine Neigung wäre,

mich behülflich zeigen. Auch bin ich weder Schweſter, noch Gattin, noch Verwandte des Ritters, dem dieſes Haus gehört — noch ſonſt etwas Aehnliches," ſetzte ſie mit Erröthen hinzu; „aber er iſt mein Wohlthäter und ich kenne ihn als einen ſehr edlen Mann."

Dieſe Rede, von den einnehmenden Zügen der Sprechenden unterſtützt, verfehlte nicht ganz ihre Wirkung. Veronika umarmte ſie von neuem, und mit einiger Ueberredung gelang es Jener, die Erſchöpfte zum Genuß von etwas Brod und Wein zu bewegen. Die Freude, eine geſellige Freundin gefunden zu haben, gab ihrem Talente zur Unterhaltung eine ſolche Stärke, daß ſie es erreichte, nicht nur einzelne Antworten hervorzulocken, ſondern ein zuſammenhängendes Geſpräch anzuknüpfen. Eben dieſe Freude veranlaßte ſie, Veronika nicht zu früh mit ihren bekümmerten Gedanken allein zu laſſen. Sie zeigte ihr die Zimmer, deren mehre hinter einander für weiblichen Gebrauch ſehr artig eingerichtet waren, ihre gemeinſchaftliche Schlafſtube, den nicht großen, aber mit Blumen zierlich bepflanzten Zwinger, auf deſſen Beete man von allen Stuben dieſer Seite die Ausſicht vor ſich hatte. Ueber dieſen Unterhaltungen verfloſſen mehre Stunden und es wurde Mittag.

Veronika bebte, als das auf den Burgen gewöhnliche Zeichen mit der Glocke ihr die Nähe der Eſſenszeit

ins Gedächtniß rief. Sie fürchtete den Ritter zu sehen, auf dessen Empfang sie sich nicht vorzubereiten wußte. Die alte Dienerin, welche schon einmal dagewesen, öffnete die Thür und rief das Fräulein bei dem Namen Antonie heraus. Veronika warf sich auf das Ruhebett und weinte vor Angst. Nach einiger Weile trat Antonie wieder herein, und da sie die Gedanken ihrer neuen Freundin leicht begriff, sagte sie sogleich: „Wir werden heute und an den nächsten Tagen allein speisen. Der Ritter fürchtet, daß sein Anblick Dir zu sehr mißfallen möchte. Du kannst nicht glauben, wie er Dich liebt. Ich sprach ihn eben; er hatte geweint, was ich noch nie an ihm gesehen, und er bat mich inständig, Alles, was ich könnte, zu Deiner Beruhigung und Aufheiterung beizutragen.“ Veronika erkannte aus diesen Mittheilungen, daß sie nicht unter gemeine Menschen gerathen war, und damit wurde ihre peinlichste Furcht gehoben. Desto mehr gewann der reine Schmerz der Wehmuth über sie Gewalt, und sie weinte nun leichter und häufiger. Antonie that Alles, was sich von ihr thun ließ; sie nahm die Traurige in ihre Arme und weinte mit. „O bitte ihn,“ sagte Veronika, „daß er mich wieder zu meinem Vater und zu meinem Eugenius bringt. Wenn er wirklich edelmüthig ist, so kann er nicht anders!“

„Liebes Mädchen,“ entgegnete Antonie, „wenn ich

Dich weinen sehe, so bin ich sogleich bereit, Alles, was Du willst, zu thun; und wenn ich dann zu ihm käme und ihn weinen sähe, so müßte ich doch sogleich schweigen. Ich habe Dich so herzlich lieb; aber, warum sollt' ich es verhehlen, ich habe ihn, als meinen einzigen Wohlthäter, noch lieber."

„Das verdient er nicht!" sagte Veronika. „Wie kann Jemand den lieb haben, der ein unschuldiges Mädchen in's Unglück stürzt, der einem alten Vater sein einziges Kind und einem Mann seine angetraute Gattin nimmt?"

„Bist Du mit Eugenius schon wirklich getraut?" fragte Antonie erschreckt.

„Vor Gottes Altare," erwiederte Veronika, „und ich werde ewig sein treues Weib sein."

„O Unglückliche!" — sagte Antonie wehmüthig. — „Ja Du bist sehr unglücklich. Und, armer Albrecht, wie wirst du es tragen! O Veronika, warum mußtest Du für einen Albrecht verloren gehen, um einem Eugenius anzugehören!"

„Schweig!" sagte die Traurige aufgebracht; „ich kenne ihn besser, als Ihr Alle; ich bin sein Weib."

Antonie schwieg; Veronika auch. Das Gespräch wollte sich nicht wieder anknüpfen; das Vertrauen hatte einen Anstoß gefunden, der beide Herzen etwas verletzt hatte.

Nach einigen Tagen, da sie mit einander bei weiblichen Arbeiten saßen, sagte Antonie wieder: „Ich sticke am liebsten Feldbinden und Halskrausen für Albrecht.“

„Wenn Du ihn lieb hast und er Dich,“ sagte Veronika, „warum ehelicht Ihr Euch nicht? warum muß er mein Glück muthwillig zertreten?“

„O Beste,“ bat Antonie, „sprich nicht hart über uns; ich bin unschuldig an Deinem Schicksale und er meint es gewiß gut mit Dir. Glaube mir, ich würde gern sein Weib, aber es ist sein Edelsinn, daß er es mir nicht anträgt.“

„Bist Du etwa nicht ebenbürtig?“ fragte Veronika mit einem leichten Anflug von neckender Laune.

„Ich bin die Tochter eines berühmten Ritters,“ versetzte Antonie, „und war, wie ich meine, Erbin eines großen Vermögens.“

„Und?“

„Mein Vater starb frühe. Mein nächster Verwandter war ein alter, sehr würdiger Mann, der sich meiner unmündigen Jugend und meiner Güter mit der uneigennützigsten Treue annahm. Der Tod rief ihn zu frühe ab, um mein Glück zu gründen. An seine Stelle traten seine beiden Söhne. Der älteste war Albrecht, jetzt der Herr dieses kleinen Raumes, damals noch der Erbe seines väterlichen Gutes. Aber sein jüngerer Bruder dachte nicht so

wie er. Er verkehrte viel mit Rechtsgelehrten und trat endlich unvermuthet mit der Behauptung auf, daß mein Erbgut ein männliches Lehen und seinem Stamme verfallen sei. In einer weitläufigen Beweisführung nahm er es, wie er vorgab nach den Gesetzen, für sich in Anspruch. Er that eine Reise an den kaiserlichen Hof und kam mit der Bestätigung seiner Ansprüche zurück, unter der Bedingung, daß er sich mit mir verlobe. Albrecht widersetzte sich diesem Verfahren, weil er glaubte, daß so wenig ich, noch in meiner Kindheit, mich verloben, als er seines Theils mir seinen Bruder zum Gatten empfehlen könne, wenn er so zu handeln fortfahre, wie er angefangen habe. Es kam zwischen beiden Brüdern zu sehr lebhaften Auftritten. Albrecht verweigerte die Herausgabe meines Vermögens standhaft. Der Zwist ging an den Kaiserhof zurück zur Entscheidung. Und, denke Dir," — hier kamen Antonien die Thränen in die Augen — „Albrecht wurde als ein Empörer gegen des Kaisers Majestät geächtet und sein ganzes Gut seinem unwürdigen Bruder zugesprochen. Die Nähe des Kaisers gab dem Ausspruch schnelle Wirksamkeit. Mein Beschützer mußte bei Nacht, auf einem einzigen Rosse, flüchten und wohnt nun schon mehrere Jahre in dieser Einöde, die früher ein Raubschloß war, das er in den Tagen seines Glückes auf Befehl des Kaisers erobert hatte. Mich nahm er mit, weil er für mein Glück so besorgt war. Aber er hat mir nie

ſeine Hand angeboten, um ſein Benehmen nicht vor ſeinem und Anderer Urtheil zu beflecken."

„Du biſt auch unglücklich," ſagte Veronika, „aber Du haſt doch noch Hoffnung."

„Hoffnung?" fragte Antonie wehmüthig. „Albrecht gilt als todt; ſein Bruder beſitzt ſeine und meine Güter und hat nun auch geheirathet. Wir werden hier wohl unſer Leben in der Wildniß beſchließen müſſen."

Nach dieſen Mittheilungen wurden beide Frauen gegen einander offener. Veronika konnte ſich einer gewiſſen Hochachtung gegen den Burgherrn nicht entſagen, obwohl ſie ihre Schmerzen nicht vergaß und in jeder einſamen Viertelſtunde ſich ausweinte. Sie blieben Tage lang allein, ohne den Ritter zu ſehen; er war abweſend. Die wenigen Bewohner des Schloſſes waren insgeſammt ſehr gutmüthige Menſchen, die den beiden Fräulein ganz zu Gefallen lebten. Veronika war von zu reinem Herzen, als daß ſie gegen ihre Dienſtwilligkeit zurückſtoßend hätte ſein können, und zu herzlich betrübt, als daß ſie ihre Traurigkeit blos in einer üblen Laune hätte äußern ſollen. Anfangs hatte ſie an einen Verſuch gedacht, durch Beſtechung eines der Leute ihrem Vater oder Eugenius von ihrem Aufenthalte Nachricht zu geben. Aber Antonie, die davon erfuhr, beſchwor ſie unter Thränen, das Leben des geächteten Ritters durch

kein ſolches Wageſtück der gewiſſen Gefahr auszuſetzen, und ſie war zu weich, um das zu können.

Wochen waren ſo vorübergegangen, als der Ritter zurückkam und durch Antonien fragen ließ, ob man ihm erlauben wolle, über Tiſch Geſellſchaft zu leiſten? Veronika hatte ſchon gewünſcht, ihn einmal zu ſprechen. Sie traute ſich weiblichen Muth genug zu, um ihm bemerklich zu machen, wie wenig ſein Benehmen gegen ſie mit ſeinem von Antonien gerühmten Edelmuthe übereinſtimme. Alſo willigte ſie ein; aber doch, wie die Mittagsglocke geläutet wurde und ſein männlicher Schritt durch die Halle klang, fing ihr Herz an, beklemmt zu werden. Und man wird begreifen, wie ihr wurde, da er hereintrat. Es war dieſelbe Geſtalt, der ſie einmal früher ihre Rettung aus dem Waſſer verdankte. Indem ſie ihn erkannte, wurde ſie von der Verwirrung ihrer Empfindungen übermeiſtert und verlor das Bewußtſein.

Dieſer ſtarke Eindruck, den ſein Erſcheinen machte und über deſſen Urſprung er erſt ſpäter durch Antonien aufgeklärt und beruhigt wurde, veranlaßte den Ritter, ſich vor ihrer wiederkehrenden Beſinnung zu entfernen und auch in den nächſten Tagen nicht zu zeigen. Veronika fühlte ſich leichter, da ſie ihn beim Erwachen nicht bemerkte, aber ihre Lage erſchien ihr bald noch peinlicher. Sie konnte den, der ihr das Leben gerettet hatte, nicht haſſen; ſie konnte ihm,

nach seinem Benehmen gegen Antonien und sie selbst, ihre Achtung nicht versagen; aber wie hätte sie ihn lieben können? Ihre einzige Liebe behielt Eugenius, und mit der zärtlichsten Treue hing ihr ganzes Wesen an der Erinnerung des seinigen.

Es war in einer mondhellen Nacht, als sie vom Lager, wo sie keine Ruhe fand, sich geräuschlos erhob und mit Antoniens Laute leise in den Zwinger hinabstieg. In der Burg war Alles still; alle Fenster waren dunkel. Sie ging in die entfernteste Laube, die, etwas erhöht, ihr in die wilde Gegend eine neblichte Aussicht öffnete. Hier setzte sie sich und sang leise folgende Verse:

Ach wie schlägt so sanft und leicht
Jetzt so manches Herz voll Kummer;
Der verschwiegne Strahl verscheucht
Allen Harm von seinem Schlummer:
Und das Aermste sieht im Wahn
Seines Traums die Freude nahn.

Weilt, ihr Schläfer, weilt nur lang
In des süßen Zaubers Sphären;
Laßt euch meinen Nachtgesang
Und den Lautenschlag nicht stören,
Den ein Herz vom Gram erregt,
Selbst in euren Frieden trägt.

Sie hielt hier inne: es war ihr, als ob sich in der Nähe etwas geregt hätte; eine dunkle Gestalt schien zwi-

schen den Gesträuchen zu stehen. — „Fräulein!" sagte eine nicht ganz unbekannte Stimme leise. — Veronika schwieg voll Erwartung; die Gestalt kam auf sie zu. „Fräulein!" sagte sie noch einmal, „wie freue ich mich, Euch so unvermuthet hier zu finden; kann ich den Ritter sprechen?" — Sie erkannte jetzt in ihm einen von den Dienern ihres Vaters, den alten Helfrich. — „Helfrich, bist Du's?" sagte sie erschreckt und freudig. Der Knappe schrak zusammen und fiel ihr zu Füßen. „Ach Fräulein Veronika," sagte er, „seid Ihr es? ich dachte, es sei Fräulein Antonie. Aber könnt Ihr dem alten Helfrich wohl vergeben? Denkt daran, daß ich Euch schon als Kind gepflegt habe, daß Ihr mich sonst oft Vater nanntet! Könnt Ihr mir wohl vergeben?"

„Was denn?" fragte Veronika; „ich habe Euch ja nichts zu vergeben."

„O sagt das nicht," fuhr der Alte fort, „Ihr werdet's wohl denken, daß ich Euch hierher gebracht habe. Ich war es, der an jenem Abende die Kronleuchter auslöschte und den Wagen fuhr. Aber ich hatte ja bei dem Ritter Albrecht gedient und konnte es nicht ansehen, daß Ihr seines Bruders Frau werden solltet. Glaubt es, Albrecht ist viel besser, als Eugenius. Aber wir wollen davon schweigen; man soll von den Todten nichts als Gutes reden.

Er mag es wohl genug bereut haben und der Tod macht dann ja Alles gut."

„Gott! Alter, was sprichst Du?" rief Veronika geängstigt.

„Ja," sagte Helfrich, „darum kam ich eben her, um es dem Ritter zu melden; sein Bruder ist todt; er wird nun sein Erbe wieder erhalten können."

„Wer ist todt?"

„Der Ritter Eugenius — aber betrübt Euch nicht, Fräulein! Solltet Ihr nicht Albrechten eben so gern Eure Hand geben, als seinem Bruder?"

„Schweig!" sagte Veronika. Das Uebermaaß ihres Unglücks gab ihr Kräfte. Eugenius Tod, so hart er sie traf, löste doch die Verwirrung ihrer Gefühle. An den Schmerz war sie gewöhnt, aber an die Angst kann sich kein Herz gewöhnen. Und daß sie in ihrem Gemahl denselben Bruder des Ritters Albrecht erkannte, dessen Benehmen sie oft gegen Antonien gemißbilligt hatte und dessen Namen man ihr, wie sie nun begriff, aus Schonung verschwiegen: das nahm der Nachricht etwas von ihrem verletzenden Stachel.

„Wollt Ihr mir vergeben?" fragte der Alte nach einiger Zeit bittend leise.

„Du bist ein Verräther!" — sagte Veronika hart; „bring mich zu meinem Vater zurück."

„Nein," entgegnete der Knappe gefaßter, „daß Ihr mir das sagt, das thut meinem Herzen zu wehe. Ich habe Euch so wie den Ritter Albrecht als meine Kinder lieb gehabt und meinte es immer gut mit Euch. Habt Ihr mich jemals anders kennen gelernt?"

„Bring mich zu meinem Vater," wiederholte Veronika gemäßigter.

„Ich muß nur erst den Ritter sprechen; es hängt sein Glück daran."

„Geh denn dorthin," sagte Veronika und winkte ihm. Der Alte ging, sah sich noch einige Male nach ihr um und schlüpfte dann in die offen gebliebene Thür. Sie wartete, bis er fortgegangen war und ging dann zu der Stelle, wo sie ihn zuerst bemerkt hatte. Wo möglich, wollte sie entfliehen. Aber die Mauer war zu hoch und der daran stehende Baum, dessen sich der Knecht bedient hatte, konnte ihr nicht nutzen. Unschlüssig sah sie mit irrenden Augen an der Mauer hin; da fühlte sie sich sanft von hinten gefaßt. Es war Antonie. „O Veronika, wolltest Du mich verlassen? Komm zurück; die Nachtluft schadet; Du bist außer Dir." — Sie nahm sie beim Arme; Veronika folgte willig. — „Ich kann Dir nicht sagen, wie sehr ich erschreckt bin," fuhr Antonie fort. „Von Deinem Aufstehen hatte ich nichts bemerkt; ich schlief fest. Da rüttelte mich eine harte Faust, ich fuhr auf und sah im Mondscheine

einen Mann, den ich zuerſt gar nicht kannte. Es war der alte Helfrich. Er ſagte mir, daß Du unten ſeieſt und fragte dann nach dem Ritter. Du magſt denken, wie ich mich entſetzte."

„O was will das ſagen!" antwortete Veronika matt; „ich bin anders erſchreckt worden. Eugenius, mein Eugenius iſt todt!" — Und damit ſank ſie weinend an die Bruſt der Freundin.

Aber plötzlich machte ſie ſich wieder los. „Nein," rief ſie, „Du liebſt ihn ja nicht, Du haſſeſt ihn, Du freuſt Dich über ſeinen Tod! O wie er war, das weiß Keiner; ich nur habe ihn gekannt!"

„Nein!" ſagte Antonie ſanft: „ich haſſe ihn nicht, ich habe ihm vergeben, wenn er beſſer geworden iſt."

„Nun, da er todt iſt, ja nun hat er Ruhe vor Euch," rief Veronika: „geſtern noch wurde er von Euch verfolgt."

„Kind, Du biſt außer Dir," entgegnete Antonie mit mildem Ernſte. „Weißt Du nicht, daß Eugenius mir Unrecht gethan, mir meine Freuden zertreten hat, und daß ich ihm nichts zu leide that?"

Veronika konnte nicht antworten; ſie ſchloß ihre Freundin wieder in die Arme. Dieſe führte ſie in das Haus zurück und beredete ſie, ſich wieder nieder zu legen. Vor

Erschöpfung schlief sie endlich ein und erwachte erst, da es schon hoch am Tage war.

Es wurde lange Niemand sichtbar. In der ganzen Burg war es tief stille. Einigemale schien es, als ob Jemand auf Socken die Thür vorüberschleiche, doch hatte Veronika nicht Lust, nachzusehen. Um die Mittagsstunde steckte die alte Gertrude den Kopf durch die Thür und fragte: „Seid Ihr wach, Fräulein? Fräulein Antonie hat mir gesagt, ich solle Euch ja nicht wecken, sondern ruhig ausschlafen lassen. Sie ist diesen Morgen in der Frühe mit dem Ritter fortgereist und wird wohl in einigen Tagen nicht wiederkommen."

„Ist Helfrich noch hier?"

„Ja, er ist schon mehrmale hier vor der Thür hergeschlichen; aber er meinte, Ihr schliefet noch. Soll er hereinkommen?"

„Ja wohl!" sagte Veronika. Die Schaffnerin entfernte sich, und bald darauf trat Helfrich ein. — „Hier ist ein Brief, Fräulein," sagte er und reichte das Pergamentblatt hin. Es war vom Ritter Albrecht.

„Mein Bruder — lautete das Schreiben — ist nicht mehr; durch Helfrichs Unvorsichtigkeit ist Euch bereits kund, mein Fräulein, daß Ihr in demselben Euren angetrauten Gemahl verloren habt. Glaubt es meinem ehrlichen Worte, daß ich ihm keinen Groll nachtrage und mit

Euch über ſein Abſcheiden weine. Gott wolle ihn gnädig bei ſich aufnehmen, wie dereinſt auch uns! Fräulein Antoniens und mein eigenes Schickſal drang mich, eine Reiſe an des Kaiſers Hof zu machen. Wenn es Euch gefällig iſt, ſo wird der alte Helfrich Euch zu Eurem Herrn Vater zurückbegleiten. Er bittet mich, ihm Vergebung bei Euch auszuwirken, was ich gern verſuchte, wenn ich wüßte, daß Ihr mir ſelbſt ſchon vergeben hättet, was ich zwar in guter Meinung, doch gegen Euren Willen that. — Albrecht."

„Gebt mir die Hand, Helfrich," ſagte Veronika — und der alte Knecht kam und faßte mit Zittern ihre Hand und küßte ſie wiederholt, indem ſeine Thränen darauf niederfielen. „Ich will allen Menſchen vergeben," ſetzte das Fräulein hinzu, „aber bringt mich zu meinem Vater."

„Gern!" antwortete Helfrich und eilte zur Thür. In einer Viertelſtunde war der Wagen bereit und er holte das Fräulein ab. Die greiſe Gertrude und einige andere alte Leute ſtanden im Hofe und ſagten dem Gaſte, an den ſie ſich ſchon gewöhnt hatten, bewegt ihr Lebewohl. Veronika erwiederte es herzlich. Die Zugbrücke fiel nieder und die finſtere Burg mit allem Zubehör blieb dahinten; nur ihre Trauer nahm ſie daraus mit.

Seit dem alten Bannerherrn ſein einziges Kind verloren gegangen war, hatte er auch nicht viele fröhliche Stun-

den gehabt. Es waren die ganze Zeit durch Nachforſchungen von ihm angeſtellt, wozu unter andern Knechten auch der alte Helfrich gebraucht wurde. Man hatte kaiſerliche Erlaubniß ausgewirkt, alle benachbarten Klöſter zu unterſuchen. Die Burgen blieben ſchon darum von allem Verdachte frei, weil alle nachbarlichen Beſitzer derſelben ohne Ausnahme bei dem Feſte gegenwärtig geweſen waren und ſich bei der erſten fruchtloſen Nachſuchung ſehr thätig bewieſen hatten.

Doch wurde der alte Vater durch das Schickſal ſeines Schwiegerſohnes von der erſten Heftigkeit, mit dem er ſeinem Verluſte nachhing, bald etwas abgezogen. Eugenius war gleich am zweiten Tage in eine Krankheit gefallen, die ſeinem Leben gefährlich zu werden drohte. Das Memento mori, welches der Fremde ihm zugerufen, deſſen geiſtliches Gewand ſie nachher im Forſte fanden, kehrte in ſeinen Fieberphantaſien immer wieder. Auch da ſeine Natur ſich etwas wieder emporarbeitete, blieb doch eine tiefe Schwermuth in ſeinem ganzen Weſen zurück. Er hielt es nicht nur für unbedeutend, ſondern für unerlaubt, noch irgend ein weltliches Gut zu beſitzen. Ob ſein geächteter Bruder noch lebe, wußte er nicht, da er ihn an jenem Abende nicht beſtimmt erkannte. Es blieb ihm wahrſcheinlicher, daß er geſtorben oder ins Ausland gezogen ſei, weil man ſeit fünf Jahren nichts von ihm gehört hatte. Aber er hielt es für möglich,

daß Antonie von demselben in irgend ein Kloster gethan worden, aus dem sie noch befreit werden könne, und an dieser wenigstens wollte er dann alles sein Unrecht wieder gut machen. Der alte Bannerherr kannte seine Familienverhältnisse und hatte ihm schon früher empfohlen, dem verschwundenen Fräulein, falls es sich wieder finden sollte, ihr väterliches Erbe zurückzustellen, indem seine Verlobung mit ihr durch die neu eingegangene Verbindung doch ungültig worden sei. An Albrechts Leben glaubte auch der Greis nicht und sah, der Zeit gemäß, einen Geächteten ohnehin für todt an. Als ihm Eugenius den Entschluß offenbarte, sich von der Welt loszusagen und ihm die Güter zur Verwaltung anzuvertrauen, bis Antonie, sein Bruder oder Veronika sich wieder finden würden, hatte er wenig dagegen einzuwenden. Die Ausführung eines solchen Vorsatzes erschien ihm als Gewissenssache; denn er hatte die Schwermuth des jungen Mannes aus überzeugenden Proben für unheilbar erkannt.

Eugenius ging fort; sein Gemüth war so zerrüttet, daß er nicht einmal weinte, da er den Ort verließ, wo er an einem Tage sein höchstes Glück gefunden und verloren hatte. Er übersandte dem Bannerherrn am folgenden Morgen die Abschriften mehrerer Papiere an den Kaiser, worin er seinen letzten Willen niedergelegt hatte und um deren Bestätigung bat. Nicht lange nachher erhielt der

Greis die Nachricht, daß der Unglückliche zum Frieden eingegangen und nicht mehr in der Welt sei.

So waren die Sachen, als der alte Helfrich bei dem Schlosse vorfuhr. Er hatte seinem Fräulein unterwegs alles Vorgefallene erzählt und sie flehentlich gebeten, sich seiner fürsprechend anzunehmen. Die Diener frohlockten, als sie die Verlorene wiedererkannten und umarmten, priesen und beneideten den alten Helfrich, der dabei nicht wußte, wie ihm war. Veronika eilte sogleich zu ihres Vaters Zimmer. Der Greis saß etwas von der Thür ab und einem großen Metallspiegel zugewendet, in den er ohne Aufmerksamkeit hinein sah. Unvermuthet zeigte sich ihm das Bild seiner Tochter. Er mochte glauben, es sei ihr Geist; sein Gesicht ward bleich, er blickte starr darauf hin. Dennoch faßte er Muth und erhob sich, um auf die Erscheinung zuzugehen. Da umfing ihn das Fräulein mit ihren Armen und weinte laut.

Die Freude des Vaters war gränzenlos. Mit welchem Gefühle die Tochter alle seine Erzählungen anhörte, läßt sich aber leichter denken als beschreiben. Ihre eigenen Erzählungen überraschten den Greis außerordentlich. Helfrich, dessen Untreue mit weiblicher Klugheit überschleiert war, wurde unverzüglich wieder an Albrecht zurückgeschickt, um ihm die Schriften seines Bruders auszuhändigen. Mehr, als es die Tochter fassen konnte, mißbilligte

der Greis jetzt das Unrecht, das dem Ritter widerfahren war, und schalt auf das Benehmen und die späte Reue seines verstorbenen Schwiegersohnes. So leicht ist es, daß der Unglückliche auch Unrecht behalte!

Nach einiger Zeit kam Antonie zum Schlosse gefahren und überbrachte dem Bannerherrn Pergamentbriefe vom kaiserlichen Hofe, die sie in ihre Güter wieder einsetzten. Der Greis versprach ihr die wirksamste Hülfe. Beide Freundinnen umarmten sich bewegt; denn jede sah an der andern die Rosen der Jugend bleichen und Wolken inneren Grames um die feuchten Augen schweben. Antonie war keineswegs so heiter, wie früher; der Rückgewinn eines großen Vermögens hatte sie nicht glücklich gemacht. Sie schien vielmehr noch trauriger als Veronika, die sich an den Schmerz schon gewöhnt hatte; und die Heiterkeit, zu der sie sich zuweilen stimmen wollte, war von jener unsichern Art, welche keinen Andern mit sich froh macht. Veronika errieth richtig, daß sie Albrechten lieb gewonnen habe und diese Liebe jetzt erst stark genug fühle, wo sie von ihm sich scheiden mußte. Aber sie errieth nicht, daß das Herz ihrer Freundin darum gerade jetzt so bewegt war, weil diese in ihr selbst die Glückliche sah, an deren Platz sie sich so gern gefunden hätte. Antonie sagte zwar einige Male: „Du bist viel, viel glücklicher als ich!" Aber Veronika hätte selbst Albrecht eben so stark lieben,

oder sie hätte das Herz ihrer Freundin ganz frei beobachten müssen, um den Sinn dieser Worte ganz zu verstehen. Seit sie wieder bei ihrem Vater war, dachte sie indeß an Albrecht wenig.

Beim Abschied, als sie sich um gegenseitige Nachrichten wegen ihres Ergehens besprachen, nahm Antonie zwei kunstvoll gefertigte Rosen von der Brust ihrer Freundin und sagte: „Diese rothe schicke ich Dir wieder, wenn ich glücklich bin; diese andere da, die weiße — setzte sie zitternd hinzu — wahrscheinlich zuerst.“ Veronika antwortete mit einer Umarmung, weil sie ihre Freundin nicht begriff.

Es sollte aber Antoniens Bewegung ihr bald verständlicher werden. Nach einigen Wochen hörte sie, daß auch Albrecht zurückgekommen sei und die Burgen seines Stammes wieder in Besitz genommen habe. Ihr Vater selbst brachte ihr diese Nachricht. Er führte sie darauf in den Garten und hier hub er an:

„Meine Tochter, Du weißt, daß Du Deinen Gatten bereits lange verloren hast. Du siehest, daß ich alt werde, und kennst auch die Lage unsers Standes genug, um zu begreifen, warum ich Dich nicht unvermählt lassen kann. Ich alter Mann bedarf eines Schwiegersohnes und die Güter bedürfen eines männlichen Besitzers. Ja Du selbst bedarfst eines kräftigen Beistandes, wenn Dir nach meinem Tode nicht ein ähnliches Loos, wie Deiner Freundin Anto-

nie, zu Theil werden soll. Aus Deinen eigenen Erzählungen glaube ich deutlich einzusehen, daß der Ritter Albrecht Dich liebt. Er hat Dich, so viel ich zu beurtheilen vermochte, mit der zartesten Achtung, ja selbst mit Edelmuth behandelt. Nach der Strenge müßte ich ihm freilich die Freundschaft aufsagen: aber wie soll ich alter Mann noch jetzt mich in einen Streit begeben? Er läßt bei mir um Deine Hand werben und es ist mein Wunsch und mein väterlicher Wille, daß Du sie ihm zusagst."

Wenige Tage nach dieser Erklärung des Greises kam der Ritter Albrecht selbst zum Schlosse. Er hatte sich stattlich geschmückt; Kraft und Rechtlichkeit leuchteten aus seinen Augen, Frohsinn und Gesundheit von seinen blühenden Wangen. Er äußerte sich offen über alle vorgefallenen Begebenheiten. „Daß mir mein Bruder Alles genommen hatte," sagte er einmal, „war hart. Aber daß er, der sich der Güter Antoniens als ihr Verlobter bemächtigte, nun auch Diejenige mir entreißen sollte, die ich für das größte Kleinod und wegen des Glückes, das mir ihr Leben zu retten vergönnte, schon fast für mein Eigenthum hielt, — das konnte ich nicht ertragen. Gott weiß es, wie sehr ich ihm vergebe!"

„Ihr habt ihm vergolten," unterbrach ihn Veronika; „Ihr habt ihm mehr genommen, als er Euch nehmen konnte; aber auch er wird wohl vergeben."

Albrecht erröthete. „Ihr habt vielleicht Recht, Fräulein!“ antwortete er, „und der Gedanke trifft mich hart, daß ich wirklich mich gerächt haben könnte. Aber sollte ich nicht sagen dürfen, daß ich nur mein letztes Eigenthum vertheidigen wollte und daß der Richter im Himmel davon Veranlassung nahm, selbst zwischen uns zu entscheiden?“

„Bin ich Euer Eigenthum?“ fragte sie gereizt.

„Ja Du bist es!“ antwortete der Greis einfallend. „Ritter Albrecht, hiermit erkläre ich Euch für meiner Tochter verlobten Bräutigam, meinen künftigen Schwiegersohn und Erben.“

Veronika schwieg. „Ritter,“ sprach Albrecht, „mein Herz dankt Euch dafür, daß Ihr ihm seinen heißesten Wunsch gewährt, und mein ganzes künftiges Leben wird Euch beweisen, daß ich diesen Dank nie für abgeschlossen halten kann. Aber ich bitte Euch, lasset dem Fräulein Zeit, sich in das neue Verhältniß zu finden. Ich ehre ihren Schmerz und fühle wohl, daß sie mich noch nicht lieben kann. In einem längern Verkehr gelingt mir's vielleicht, ihr Herz zu gewinnen.“

„Schon diese Aeußerung sollte das vermögen,“ versetzte der Alte, „wenn meine Tochter anders für zarte Sitte noch Sinn hat. Es geht doch Niemand darin Euch und Eurem Bruder vor. Aber so gern ich einwilligte: es ist um ihrer

ſelbſt willen, daß ich Euer edles Erbieten abſchlage. Antoniens Beiſpiel hat mich gewarnt; die letzten Schickſale haben mich angegriffen; wenn ich ſterben ſollte, ich fürchte, es könne ihr eben ſo gehen."

Die beiden jungen Leute blickten ſchweigend zur Erde. Der Greis ſtand auf, trat zwiſchen ſie und ſprach: „Auf heut über einen Monat beſtimme ich die Hochzeit; nun verſtändigt Euch mit einander." Und damit ging er aus der Thür und ließ ſie allein.

Ritter Albrecht bemühte ſich, ſeiner Geliebten zu bezeugen, wie wenig er an der Eile ihres Vaters mit ſeinem Willen, wenn auch freilich mit ſeinen Wünſchen, Theil nehme. Veronika konnte nicht hart gegen ihn ſein; aber es blieb ihr unmöglich, ihn lieb zu gewinnen. Tauſendmal flehte ſie den Himmel an, ihr ein gehorſames, töchterliches Herz und Gelaſſenheit für das unvermeidliche Geſchick zu geben. Aber ſo oft ſie ſich Albrecht als ihren Gatten vorſtellen wollte, trat ihr Eugenius im hochzeitlichen Schmuck vor die Seele. Die Innigkeit ſeines Blickes ſagte ihr in der bloßen Erinnerung mehr, als ſeines Bruders durch ſcheue Ehrfurcht bezähmte Liebe in allen täglichen Geſprächen. Die Aehnlichkeit, welche Beide im Aeußern mit einander hatten, hinderte ſie am meiſten. Das Wort „Eugenius" ſchwebte oft liebend auf ihren Lippen, wo

die Worte „Ritter Albrecht" ohne den Ton der Liebe hervorklangen.

Die gegebene Frist verlief. Boten eilten zu den Burgen, um die Gäste zu laden, die fast alle die vorigen waren. Der Tag erschien, an welchem die Entscheidung vor dem Priester ausgesprochen werden sollte. Mit dem ersten Funkeln der Morgensonne sprengte Albrecht auf den Hof. Die Farben seines Stammes leuchteten in die Augen der zitternd lauschenden Braut: Helmbusch, Schild, Feldbinde schienen die nämlichen, wie bei seinem unglücklichen Bruder. „O Eugenius," seufzte sie, „so bist Du denn nun von Allen vergessen? Nur ich, die unglückliche Veronika, werde ewig Dein sein!" Bebend besann sie sich, als sie die Worte gesprochen, und flehte wieder in einem heißen Gebete um Fassung.

Es wurde Mittag; die Gäste versammelten sich; auf dem Saale eilte man, mit den Zurüstungen fertig zu werden. „Nein," sprach der alte Bannerherr dazu tretend, „das vorige Mal wurde uns der Raum hier zu enge. Der Tag ist schön; wir wollen lieber schon jetzt auf die Stechbahn hinunter gehen." Auf seinen Befehl wurden die Tische nach unten geschafft und die bereits anwesenden Gäste zogen sich auch hinab.

Ein Bote kam und meldete, daß der für die Trauung

berufene Geiſtliche durch ein dringendes Geſchäft zurückgehalten werde; doch habe er im Kloſter einen Andern getroffen, der gegen Abend zu kommen verſprochen habe. — Die Geſellſchaft ließ ſich durch dieſe kleine Störung nicht lange irre machen. Die Kannen voll guten alten Weines machten ſie bald geſprächig und ihre Freude laut. Albrecht gab ſeinem Bruder in dem Talente zur Unterhaltung nur wenig nach, und wußte mit vieler Gewandtheit von ſeiner Braut alle Fragen und Anſpielungen abzuhalten, die ſie verlegen oder betrübt machen konnten. Sie fühlte das wohl, aber ſie vermochte es nicht über ſich, ihn mit einem Händedruck oder einem zärtlichen Blicke zu danken.

Beim Nachtiſch kam der alte Helfrich, der dem Brautpaare aufwartete, mit einer Schachtel. „Von Fräulein Antonien!“ ſagte er, indem er ſie vor Beide hinſtellte. Der Ritter öffnete ſie: es lag darin eine weiße Roſe. — „Was mag das bedeuten, meine holde Braut?“ fragte er, „ich finde nur dieſe Roſe.“

„Ach,“ ſagte Veronika ſeufzend, „ich wußte wohl, daß ſie die weiße ſchicken würde! Beim letzten Abſchiede, Ritter, gab ich ihr zwei Roſen! dieſe hier bedeutet ihr Unglück, die andere würde ihr Glück bedeutet haben. O gewiß, ſie iſt auch ſehr unglücklich!“

„Wodurch?“ fragte Albrecht.

„Durch Liebe zu Euch!“ antwortete Veronika offen; „habt Ihr die nie geahnet?“

„So wahr Gott lebt, nie!“ ſagte Albrecht — und ſah nachdenklich vor ſich hin.

„Die jungen Leute ſcheinen nicht munter,“ bemerkte ein Gaſt, „wahrſcheinlich bleibt ihnen der Prieſter zu lange aus. Doch ich hoffe, er wird bald kommen.“

Indeß wurde es Dämmerung und der Geiſtliche war noch nicht da. Aus Beſorgniß fertigte der Bannerherr nochmals einen Diener in das nächſte Kloſter ab, um auf allen Fall einen andern herbeizurufen.

Schon im tieferen Dunkel, als man eben beſchäftigt war, die Lichter anzubrennen, trat ein Knappe herein und meldete, daß der zuerſt berufene Prieſter komme. „Nun ſtellt Euch in die Vorhalle unter die ſchon angeſteckten Kronleuchter!“ ſprach der Vater zu dem Brautpaare. — Der Gaſt, welcher vorhin geſprochen, ging dem Prieſter entgegen und ſagte: „Die jungen Leute haben Ungeduld, ehrwürdiger Herr; macht nur eilig!“

„So komme ich wenigſtens nicht zu früh!“ antwortete der Prieſter dumpf aus ſeinem dichten Mantel hervor.

Im nämlichen Augenblicke fingen zwei entfernte Hörner eben jene Melodie an zu ſpielen, die das vorige Feſt zuerſt

unterbrochen hatte. Albrecht ſtand ſchon zur Seite ſeiner Braut und konnte nur dem nächſten Nachbar in Eile zuflüſtern, daß er die Muſik jetzt zum Schweigen bringen möge.

Der Prieſter trat in die Halle; die Kronleuchter warfen ein ſtreifendes Licht über ſeine faltigen Gewänder. — „Memento mori!“ ſprach er ernſt und mit einer klaren Stimme, und ſchlug den Mantel von ſeinem Haupte zurück.

Erſchüttert ſtand der Bräutigam, den die Wiederholung der ſelbſtgeſpielten Rolle ergriff. Bebend ergriff er die hinſinkende Braut, die mit dem erſten Blick ihren Eugenius erkannte. In Verwirrung drängten ſich die Gäſte herbei, doch keiner wurde laut.

„Ich bin Dein Bruder Eugenius,“ — ſagte der Wiedergefundene zu Albrecht. — „Rede, ob das Verhängniß mir und jetzt Dir mit Gerechtigkeit vergolten hat. Vergieb mir, wie ich Dir vergebe; nimm das Deine, gieb mir das Meine und laß uns verſöhnt ſein!“

„Ja,“ antwortete Albrecht, nachdem er ſich gefaßt hatte, „der Himmel iſt gerechter, als wir Menſchen! Eugenius, lieber Bruder, nimm Dein Eigenthum wieder!“

Dieſes Alles ging vor, ehe die Geſellſchaft mit ihrem Erſtaunen fertig war. Veronika kam nach einigen Bemühungen zu ſich und Albrecht ſelbſt gab ſie mit einigen

sie rechtfertigenden Worten seinem Bruder in die Arme. „Ich kenne ihr schönes Herz ganz," sagte dieser: „wenn sie nur mich noch lieb hat, nachdem sie auch mich erkannt hat, wie ich einst war."

„Ewig!" erwiederte Veronika und schloß ihn an ihre Brust.

Der lästige Andrang der Gäste erinnerte die Brüder zuerst, daß auch für diese gesorgt werden müsse. „Nun, lieber Eidam," sprach der alte Bannerherr zu dem Todtgeglaubten, „seid willkommen und fahret so fort, wie Ihr am letzten Feste anfingt. Denket, als sei nichts dazwischen gekommen. Ihr werdet mit mir ja nicht hadern?"

„Nein," sagte Eugenius, „ich begriff Eure Gründe wohl; denn ich hörte die Nachricht von der neuen Vermählung schon gestern im Kloster, wo ich bald sollte aufgenommen werden. Sie gab mir meine Geistesfreiheit wieder. Und nur um meinen Bruder durch das Gefühl seiner eigenen Schuld mit der meinen ganz auszusöhnen, wartete ich mit meinem Hervortreten bis heute."

„Ihr seid brav!" antwortete der Greis; „aber sehet, dort steht Eure Gemahlin wieder bei ihrem Bräutigam."

„Hat nichts zu sagen," meinte Eugenius und ging zu ihnen. Veronika war wirklich zu Albrecht getreten,

hatte seine Hand gefaßt und sprach: „Ritter, erst jetzt vermag ich Euch zu sagen, daß ich Euch schätze und mit reiner, schwesterlicher Liebe zugethan bin.“

Albrecht drückte ihre Hand und schwieg.

„Doch was soll ich der armen Antonie melden?“ fragte sie: „soll ich ihr die weiße Rose zurückschicken?“

Der Ritter erröthete, sein Herz war weich. Er nahm bebend eine Rose von Veronika's Busen und sagte: „Nicht jene, sondern diese rothe.“

Fröhlich gab ihm Veronika einen schwesterlichen Kuß und eilte, den alten Helfrich mit der Rose zu Pferde zu bringen, um Antonien zu trösten. Sie sagte ihm mündlich noch Manches zur Bestellung. Die Burg der Einsamen war nur eine Stunde weit entfernt.

Die Lichter brannten durch den ganzen Garten; die Freude schwang über der Gegend ihre Flügel.

Nach einigen Stunden kam Antonie selbst. Veronika lud Albrechten ein, die fremde Dame in die Gesellschaft zu geleiten. Er ging und die tief bewegte Antonie trat ihm entgegen. Schweigend nahm er ihre Hand und blickte sie an. „Ich bin frei,“ sagte er endlich, „und, meine Antonie, ich habe Dich lieb!“

Da fiel ihm das bebende Mädchen in die offenen Arme. Gleich darauf trat auch der hinzugerufene Geiſtliche herein.

Und nun war in der ganzen Schaar kein Unglücklicher mehr, und bis tief in die Nacht flogen Worte des Jubels und der Liebe von Lippe zu Lippe zwiſchen dem Halle der Muſik und dem feſtlichen Läuten der goldenen Becher.

2.

Roderich

oder:

der Liebe Müh iſt umſonſt.

Unerforſchter, als ſonſt etwas den Forſcher täuſcht,
Iſt ein Herz, das die Lieb' empfand.

Klopſtock.

Vor längeren Jahren hatten zwei junge Deutſche, von denen der eine Kaufmann, der andere ein Arzt war, ſich auf einer Reiſe nach England zuſammen gefunden. Die Verwandtſchaft ihres Temperamentes und ihrer Grundſätze zog ſie in dem fremden Lande bald zu einander hin; ſie wohnten in dem theuern London auf einer gemeinſchaftlichen Stube, begleiteten einander auf ihren kleinen Nebenreiſen und wurden, wie es in jugendlichen Jahren zu geſchehen pflegt, durch dieſes Zuſammenleben vertraute Freunde. Als ſie zurückgekehrt waren und in einer vaterländiſchen Seeſtadt zum letzten Male bei einander ſaßen, fühlten ſie ſich Beide ſehr wehmüthig geſtimmt. Sie gelobten ſich wiederholt, einer des andern lebenslänglich zu gedenken und falls ſie einmal beide Väter ſein würden, ihren Bund zwiſchen zweien ihrer Kinder zu erneuern. Darauf leerten ſie die letzten Gläſer, umarmten ſich, ſtiegen auf die harrenden Pferde und ritten aus verſchiedenen Thoren.

Es fügte ſich, daß Beide in Kurzem wirklich heiratheten und daß im Verlaufe der Zeiten dem Kaufmann zwei Töchter, dem Arzte aber ein Sohn geboren wurde. Auf

Anlaß dieſer Familienereigniſſe ſchrieben ſich die Väter, bezeugten, daß ſie noch oft der alten Reiſetage gedächten und erinnerten ſich an die Verabredung ihrer Abſchiedsſtunde.

Der Vater Roderich's, hatte in einer kleinen Stadt keinen günſtigen Ort für die Ausübung ſeines Geſchäftes gewählt. Die einfache Lebensart der Bewohner ließ keine andere Krankheiten, als die gewöhnlichen aufkommen, deren Behandlung jeder Wundarzt verſtehet, und hinderte ihn, ſeine wirklich tüchtigen Kenntniſſe in einem Fache zu zeigen, das nur da recht großartig erſcheinen kann, wo die Sünden einer dichtgehäuften Bevölkerung die Menge und Verſchiedenheit der körperlichen Uebel ins Unüberſehliche ſteigern. Er verblieb daher in ſehr mittelmäßigen Vermögensumſtänden, während der Wohlſtand ſeines Freundes in ſchneller Zunahme wuchs. Um ſo mehr freute er ſich der Uebereinkunft mit dieſem, durch welche ſein einziger Sohn dereinſt in beſſere Umſtände verſetzt werden konnte. Er wünſchte deshalb Anfangs, ihn zum Kaufmann zu bilden, ſah aber freilich von ſeiner Mühe keinen Erfolg. Der fähige Geiſt des Knaben ſehnte ſich nach einer umfaſſenderen Ausbildung. Nach einigen fruchtloſen Verſuchen, deſſen Abneigung vor den Comptoir-Geſchäften zu überwinden, mußte der Vater ſich entſchließen, ihn in der Wahl ſeines künftigen Standes frei gewähren zu laſſen. Und dazu war er denn zärtlicher Vater genug.

Roderich wuchs alſo durch das unverwirrte Streben ſeiner Natur geiſtig wie körperlich größer. Ohne die Naturkunde, als ſein Hauptſtudium, jemals aus den Augen zu verlieren, ſtrebte er, ſich jede Kunſt und Wiſſenſchaft anzueignen, welche mit jenem in irgend einem erkennbaren Zuſammenhange ſtand. Er blieb ſelbſt nicht unbewandert in den ſchönen Künſten und brachte es im Zeichnen zu mehr als gewöhnlichem Geſchick. Auf verſchiedenen Univerſitäten, die er nach einander beſuchte, that er ſich durch ſeinen vom beharrlichen Fleiße unterſtützten forſchenden Geiſt in vorzüglichem Maaße hervor und hatte ſein drei und zwanzigſtes Jahr kaum zurückgelegt, als ſeine berühmteſten Lehrer ihn fähig erklärten, den Lehrſtuhl der Naturwiſſenſchaften auf einer jeden deutſchen Hochſchule mit Ehren zu behaupten.

Der erfreute Vater war es von Herzen zufrieden, daß ſein Sohn für das akademiſche Leben ſich beſtimmen wollte; nur hielt er es in Erinnerung an ſeine eigenen Jugendjahre für nützlich, wenn derſelbe zuvor auf einer Reiſe auch mit der Menſchenwelt etwas näher bekannt würde und das ſcheue Weſen der gar zu weltfremden Gelehrſamkeit ablegte. Er ſandte ihm zu dem Zwecke, was er ſelbſt entbehren zu wollen ſich entſchloſſen hatte, und machte ihn auf die großen Vortheile einer Reiſe nach England aufmerkſam. Roderich dankte ihm kindlich und ging ſehr gern in ſeine Vorſchläge ein. Nur zog er das heitere Italien dem nebelichten In-

ſellande vor, und ſein Vater war damit zufrieden. Nach einem Jahre voll Genuß und Nutzen, indem er den Wünſchen ſeines Vaters nach Kräften entſprochen und Vieles für ſein Fach gelernt hatte, kehrte er über die Schweiz nach Deutſchland zurück. Er war mit ſeiner Kaſſe haushälteriſch geweſen und fand, daß er noch die Reiſe den Rhein hinab beſtreiten könne. Indem er dieſes ſeinem Vater meldete und deſſen Nachſicht für das verſpätete Wiederſehen erbat, benachrichtigte er ihn zugleich, daß er die Antwort bei dem noch lebenden einzigen Bruder ſeiner verſtorbenen Mutter, der in einer kleinen Stadt im Elſaß wohnte, erwarten werde.

Dieſer Oheim unſers Roderich war ein alter Junggeſell von mehr denn ſechzig Jahren, der einſt als Rector der Stadtſchule an ſeinen jetzigen Wohnort gekommen und wegen ſeiner unbekümmerten Laune daſelbſt, wie man es nennt, hangen geblieben war. Am Heirathen hatte ihn, ſeiner Ausſage nach, das kleine Einkommen gehindert. Doch hatte er mit dieſem ſo gut zu wirthſchaften gewußt, daß er ſchon vor Jahren ſeine läſtige Stelle niederlegte und von ſeinem Erſparten zwar eingezogen, aber in ſeiner Art behaglich lebte. Er hatte manches Eigene und Vielen, beſonders den Frauen, war er ſeines Humors wegen nie angenehm geweſen. Dagegen wußten ihn geiſtreiche Männer zu würdigen. Unter andern war er ein Freund des energiſchen

Lavater und ein großer Verehrer der Physiognomik. Er besaß eine ansehnliche Sammlung nach der Natur gezeichneter Köpfe, über die er gern seine Betrachtungen anstellte. Roderich verweilte bei ihm mit Vergnügen, ließ sich in seine physiognomische Theorien einweihen und verwunderte sich oft über den scharfen Blick, wie über den reinen Geschmack des Alten, der durchweg nur bedeutende Gestalten für seine Sammlung ausgelesen und die meisten mit geübter Hand selbst gezeichnet hatte.

Nach etlichen Tagen empfing er die Antwort seines Vaters, der ihm zu der erbetenen Rheinreise seine Einwilligung gab und zugleich meldete, daß er seine eigene unbedeutende Praxis aufzugeben entschlossen sei, um die letzten Tage nicht entfernt von seinem einzigen Kinde zubringen zu müssen. Bis Roderich sich für einen bestimmten Aufenthalt entschieden habe, wollte er bei seinem alten Freunde Olbers verweilen, um sich mit demselben noch einmal der schönen Jugendzeit recht lebhaft zu erinnern. Bei diesem Anlaß kam der Vater auf das Versprechen, das er und sein Freund sich einst wechselseitig in der Abschiedsstunde gegeben, und äußerte den angelegentlichen Wunsch, daß Roderich die Familie aufsuchen, bis zu des Vaters Ankunft bei derselben verweilen und wo möglich dessen Wort lösen möge. — Roderich wußte schon seit lange um den eigenen Vertrag; als eifriger Gelehrter hatte er sich noch niemals

von einer leidenschaftlichen Liebe zu etwas anderm als Wissenschaften versucht gefühlt und sein noch ganz freies Herz glaubte auch nicht an die Möglichkeit, daß es je geschehen werde. Er beurtheilte also die Erfüllung der Wünsche seines Vaters als eine an sich unerhebliche Sache und antwortete ohne Sorge, daß er seinerseits zu allem Billigen bereit sei. Wie er auch dem Oheime den Brief mittheilte, freute sich dieser höchlich und wünschte seinem Neffen Glück, daß er eine Tochter des reichen und braven Olbers heimführen werde. Er erzählte, daß er diesen erst vor einem Jahre selbst kennen gelernt und mehre Wochen angenehm im Kreise der Seinigen zugebracht habe. Seinem Bedünken nach möchte es die jüngere Tochter sein, die man ihm zur Braut bestimmt habe; das Mädchen sei eben nicht die schönste, aber doch leidlich.

Roderich freute sich über diese Nachrichten; denn als ein junger Mann von bisher ruhiger, aber gebildeter Phantasie hatte er die heimlich erwachende Scheu vor einer gemeinen Bildung des Leibes und der Seele seiner künftigen Braut nicht ganz wieder einschläfern können. Er gestand dieses jetzt ohne Hehl. Der Oheim lachte und antwortete: „Ueber Eure Braut, lieber Neffe, muß ich Euch selbst urtheilen lassen. Sie ist, wie gesagt, leidlich, wenn sie gleich an Schönheit andern Mädchen, die ich dort gesehen habe, nicht beikommt. Eine darunter muß ich Euch doch im Bilde

zeigen; es ist der schönste Kopf in meiner ganzen Sammlung."

Mit diesen Worten suchte er in dem Haufen seiner Zeichnungen, nahm einen Bogen heraus und legte ihn vor Roderich auf den Tisch.

Nun war es freilich wahr, daß auch der weniger jugendliche Sinn von diesen Formen zur Liebe hingerissen werden mußte, wenn er anders den Zauber derselben, in welchem sich die Schönheit der Seele kund that, zu fühlen verstand. Es bedurfte also bei unserm Roderich der begleitenden Bemerkungen des Oheims nicht, um ihn in ein theilnehmendes Anschauen zu versenken. Gewiß that es dabei nicht wenig, daß er, noch ganz Jüngling, erst jetzt eine äußere Veranlassung erhalten, an das weibliche Geschlecht in näherer Beziehung auf sich zu denken. Jedoch fand er in der Wärme, mit welcher er das Portrait betrachtete, selbst so wenig Verdächtiges, daß er seine Bewunderung mit argloser Offenheit gegen den Oheim aussprach und ihn um die Erlaubniß anging, eine Nachzeichnung aufnehmen zu dürfen.

Der gefällige Physiognomiker gewährte ihm nicht nur das, sondern erbot sich sogar, seine Originalzeichnung gegen die Copie auszutauschen, wenn sie gut ausfallen würde und er den Neffen zu gleicher Zeit portraitiren dürfe. Roderich willigte mit Freuden ein. Beide waren fleißig, und Beide

durften mit ihrer Arbeit zufrieden sein. Am Morgen nach vollendeter Zeichnung schied Roderich davon, viel anders, als er gekommen war, ja als er sich noch bei dem ersten Erblicken des Bildes gefühlt hatte. Durch die ernste und anhaltende Beschäftigung mit demselben hatten sich die schönen Züge unmerklich immer wärmer vor seiner Phantasie belebt und waren ihr jetzt unauslöschlich eingeprägt.

Man dürfte den Oheim mit Recht tadeln, wenn er einen jungen Mann, um dessen Verhältnisse er genau wußte, so unbedacht in die Liebe zu einer Fremden hineinzog: aber man würde weder die Jugend, noch die Liebe kennen, wenn man es an dem Neffen tadeln wollte, daß er nicht vorsichtiger war und später nicht nachdenklicher wurde. Roderich täuschte sich, wie die meisten Jünglinge, von seinem Charakter und seiner Unerfahrenheit selbst. Er hielt das rege Gefühl seiner Seele für etwas wesentlich Verschiedenes von Allem, was man Liebe im wirklichen Leben nennt. Es war ihm Liebe zum Idealen, die keine Ansprüche auf Besitz macht, sondern als eine lautere Blüthe des Sinnes für das Schöne mit der unverletzten Treue in der eigentlichen Liebe gar wohl bestehen kann. Er glaubte sich darum freuen zu dürfen, daß ihm das Gefühl einer solchen idealen Liebe trotz seiner ernsten Studien möglich geblieben sei und hing seinen heitern Schwärmereien während der ersten Tage seiner Reise unbedenklich nach.

Je näher er indeß der Stadt kam, wo der Freund seines Vaters wohnte, um desto öfter flüsterte ihm seine Erinnerung zu, daß nach der Aussage des Oheims auch das Original seines Bildes dort lebe und um desto vernehmlicher machte seine Sehnsucht die Möglichkeit geltend, daß er dasselbe dort finden werde. Jetzt fing er an, sich etwas beunruhigt zu fühlen; er bemerkte, daß er nur mit Unbehagen an die Bekanntschaft mit Olbers und dessen Familie denken könne, daß aber ein wahrer Schauer des Entzückens durch seine Brust laufe, so oft er sich den wirklichen Anblick der Unbekannten vorstellte. Sein Glaube an die volle Selbstständigkeit der blos idealen Liebe wankte bei solchen Wahrnehmungen immer stärker und drohte bald ganz zusammen zu stürzen. Um sich möglichst zu sammeln, reiste er langsamer und suchte sich die Wahrscheinlichkeit einzureden, daß das Bild entweder sehr ins Schönere gemalt, oder bloßes Phantasiegemälde sei. Dieses schien seine beruhigende Wirkung nicht ganz zu verfehlen und er hielt diese Annahme um so ernstlicher fest, da endlich trotz seiner Zögerungen der Tag kam, wo er den Wohnort des Herrn Olbers erreichen mußte.

Die Nacht war noch nicht lange vergangen, als Roderich auf einer Anhöhe still stand, von der die Straße sich in ein weites vielbebautes Thal hinunter zog. Eine ansehnliche Stadt lag im Wiederschein der Frühe wie zu seinen

Füßen. Aber seine Stimmung war nicht die rechte, um den schönen Anblick rein zu genießen; denn es war der Ort, wo das Loos seiner Zukunft auf die eine oder andere Weise sich entscheiden mußte. Die zwiespältigen Gedanken, mit welchen er sich in den letzten Tagen gequält hatte, drangen bei dem Anblick alle zugleich vor seine Seele. Um der Verworrenheit Ordnung zu gebieten, legte er sich unter eine Linde am Wege, wo sein Auge die weite und anmuthige Aussicht zwar ganz beherrschte, aber nicht einmal beachtete. Er nahm sich vor, nicht eher von der Stelle zu gehen, bis er über sich und sein in der Stadt zu beobachtendes Verhalten im Reinen wäre.

Wollte er dem Traume seiner Sehnsucht folgen und versuchen, was er an Wahrheit enthalte, so konnte er nicht wohl zu dem Herrn Olbers als Gast in's Haus ziehen und diese Vernachlässigung mußte wahrscheinlich hinreichen, die Wünsche seines Vaters zu vereiteln. Kehrte er dagegen bei dessen Freunde ein, so lag darin schon eine stille Zusicherung, daß er den Aussagen und Zusicherungen seines letzten Briefes treu bleiben werde und es mußte beleidigen, wenn er es nicht that. Was sollte er nun wählen? Wie seine kindlichen Gefühle mit denen des jungen Mannes versöhnen oder gerecht wägen? Seine Stimmung wechselte, wie die Gestalten des Nebels vor ihm in den Gründen, mit denen die Sonne kämpfte.

Er hatte den Brief seines Vaters hervorgezogen, um ihn aufmerksam noch einmal durchzulesen und bewies damit, daß sein Entschluß sich auf die Seite der kindlichen Folgsamkeit neigte. Aber auch das Bild lag zusammengerollt in seinem Arme. Lebt sie oder nicht? An der einen Frage hingen alle seine Zweifel. Seine Gedanken wurden durch das Geräusch eines Wagens unterbrochen, der hinter ihm den Berg heraufkam. Die Passagiere waren ausgestiegen. Er dankte flüchtig einer ältlichen Dame, die ihn mit Verwunderung im feuchten Grase erblickte und langte nach seinem Bilde, um in dessen Anschauen die große Frage, ob sie lebe, gründlich zu bedenken. Da kam nach jener noch ein anständig gekleidetes Mädchen um die Ecke des Abhanges. Die schlanke Größe der Gestalt machte ihn aufmerksam. Er sah gespannter hin, sah die lieblich-edle Harmonie in ihren Zügen, das innige, lebenvolle und treue Auge, das mit einem nicht zu bezeichnenden Ausdrucke, wie sie ihn bemerkte, auf ihm ruhte und sich dann schüchtern wegwandte — und er sah nichts mehr; denn er hatte das Original seines Bildes gesehen. Das Entzücken der Ueberraschung nahm ihm alle Fassung und jene waren eingestiegen und mit dem rasch in's Thal rollenden Wagen schon verschwunden, ehe er wieder sich einigermaßen sammelte.

Als er endlich aus seiner Verwirrung sich ermunterte, war der Gedanke: sie lebt und also ist deine Wahl

entſchieden! der erſte, welchen er deutlich dachte. Die Liebenden ſind jederzeit zur Leichtgläubigkeit geneigt. Daß ſie — denn die ältere Frau konnte nicht gerechnet werden — daß alſo ſie die Erſte geweſen war, die er von allen Einwohnern der großen Stadt fand und daß dieſes in den Augenblick traf, wo er die Frage über ihr Leben faſt verneint hätte — das hielt er für den Fingerzeig einer himmliſchen Hand, der geehrt werden müſſe. Ueberdem glaubte er ſich noch zu entſinnen, daß ſie ihn gegrüßt und daß ihr Antlitz bei ſeinem Erblicken in höherem Rothe geglüht habe. Sie konnte alſo ſein werden, und wer war glücklicher als er, wenn ſie es wurde! Sein liebevoller Vater hatte gewiß nichts dawider, wenn er bei ſo beſtimmt günſtigen Vorzeichen ſeinem eigenen Herzen folgte. Es war entſchieden, daß er ſeine Wohnung nicht bei deſſen alten Freunde nehmen könne. Und nun ging er, ſelig ſchwärmend und mit der ganzen Welt zufrieden, in das belebte Thal hinunter. Die Landſtraße theilte ſich vor der Stadt, indem mehre Wege zu den verſchiedenen Thoren führten und mit dem ſteigenden Tage rollten der Fuhrwerke viele hinein und heraus. Seine Hoffnung, den Namen der Unbekannten durch eine Nachfrage beim Thorhüter zu erfahren, konnte alſo nicht erfüllt werden. Er glaubte aber, daß ein guter Stern ihn leite und trat in einem Gaſthofe ab.

Es wäre vergebliche Mühe, allen Wechſel der Gefühle

ausdrücken zu wollen, die in Roderichs Seele Platz fanden. Daß seine Stimmung nicht zu den ruhigen gehörte, wird man sich leicht denken. Er war fest entschlossen, der Entscheidung seines Inneren zu folgen und betrachtete sein Versprechen gegen den Vater als ungültig und nicht gegeben. Aber er mußte doch seinem Vater darüber schreiben; auch ließ es sich nicht wohl vermeiden, den Freund desselben zu besuchen. Und vor Allem, er hatte keine Mittel, seine Unbekannte in der großen Stadt aufzufinden; denn er besaß nichts von ihr, als ihr Bild, und dieses konnte er doch keinem Fremden zeigen. Ursachen genug, daß er mehre Tage in steigender Unruhe verlebte und ungeachtet des Glaubens an seine Liebe doch mehr die Qualen als die Freuden derselben inne ward. Das Geschick indeß schien mit seinem Zustande Mitleid zu haben. Auf einem seiner Spaziergänge, die er im Grunde nur machte, um vielleicht ihr zu begegnen, traf er auf einen Universitätsfreund, der als Lehrer seit einigen Wochen an denselben Ort berufen war. Beide junge Männer erkannten und begrüßten einander mit herzlicher Freude. Sie erinnerten sich der gemeinsam verlebten Tage, kamen dann auf ihre späteren Schicksale, so wie auf ihre gegenwärtigen Verhältnisse und Aussichten, und bezeugten einander ihre Theilnahme an allem Guten und Uebeln. Da der reichhaltige Stoff so leicht nicht erschöpft war, so begleitete der Fremde unsern Roderich auf dessen

Zimmer, um hier bei einer Flasche Rheinwein die Reisebegebenheiten desselben in Muße zu vernehmen.

Als Roderich von seinem Aufenthalt im Elsaß erzählt hatte, stand er auf und holte aus dem Schreibtische das Bild hervor. Er bemerkte einige begleitende Umstände und fragte seinen Freund, wie ihm das Gesicht gefalle?

„Wunderbar!" rief dieser. „Aus dem Elsaß bringst Du dieses Bild? Wenn mich nicht Alles trügt, so kann ich Dir hier das Urbild zeigen. Die Aehnlichkeit ist wirklich auffallend."

Roderich konnte sein Entzücken nicht verbergen und fragte hastig nach dem Namen. Sein Freund wußte aber diesen, so wie ihren Stand und Wohnort, selbst nicht; er hatte sie nur regelmäßig an den Sonntagen in einer der Kirchen bemerkt und vermuthete daher, daß sie auch bei dem nächsten Gottesdienste gegenwärtig sein werde. Der Ungestüm der Frage hatte ihm Roderichs Herzensgeheimniß schon zum Theil verrathen und er nöthigte ihn lächelnd, dasselbe ganz zu gestehen. Als er aber mit Allem vollständig bekannt war, wurde er ernsthaft und rieth seinem Freunde dringend, nicht aus blinder Leidenschaft ein glänzendes Glück zu verscherzen. Der alte Olbers gelte für einen eben so reichen als braven Mann, der für seinen Sohn bereits freigebig gesorgt habe und gewiß auch als Schwiegervater nicht karg sein werde. Wenn seine Tochter nicht

gerade vorzüglich schön oder geistreich sein sollte, so lasse sich doch annehmen, daß sie der löblichen Eigenschaften genug habe, um eine gute Frau vorzustellen.

„Ich habe schon gehört, daß sie leidlich sei," versetzte Roderich mit verhaltenem Unwillen; „aber ich mag weder sie, noch mich selbst betrügen und bin Mannes genug, irdische Güter, die ich mir zur Nothdurft selbst erwerben kann, nicht gegen ein höheres, durch des Himmels Fügung mir gezeigtes Glück in die Waage zu legen." — Nach Art aller Leidenschaftlichen beachtete er aus seines Freundes Reden nur dasjenige, was seiner Leidenschaft erwünscht war. Die neu erwachte Hoffnung, seine Unbekannte wieder zu sehen, machte ihn für alles Andere taub.

Beim Auseinandergehen erinnerte ihn sein Freund noch, daß seine Ankunft dem Herrn Olbers wahrscheinlich durch die Fremdenliste schon bekannt geworden und daß es jedesfalls nöthig sei, denselben zu besuchen. Roderich versprach dieses willig. Er traute sich den Muth zu, entweder durch ein klug berechnetes kaltes Benehmen, oder durch ein offenes Geständniß das Unbequeme seiner Lage zu ändern.

Am folgenden Morgen, wie er sich seines Vorsatzes erinnerte, fühlte er seine Entschlossenheit merklich gesunken. Doch schickte er sich an, ihn auszuführen, wählte aber zu seinem Besuche mit Absicht eine Stunde, wo er den Hausherrn am Arbeitstische vermuthen konnte, und schmeichelte

sich mit der Hoffnung, blos eine Karte abgeben zu dürfen. Unter steigendem Herzklopfen kam er zu dem bezeichneten ansehnlichen Gebäude.

Seine Fassung wuchs merklich, da er allein von einem etwa dreißigjährigen Frauenzimmer empfangen wurde, die einen jungen Knaben an der Hand hielt und also die ihm bestimmte Braut nicht sein konnte. Es war die an einen Fabrikanten der Nachbarschaft verheirathete ältere Tochter des Hauses, die auf einige Tage bei ihrem Vater zum Besuch war. Sie nöthigte ihn mit einer so herzlichen Gutmüthigkeit herein und bedauerte die Abwesenheit ihres Vaters und ihrer beiden Geschwister so unbefangen, daß Roderich, der sich heimlich vor dem unvermutheten Hereintreten der Schwester gefürchtet hatte, sein Herz ganz leicht fühlte und mit der wohlwollenden Frau bald in einem lebhaften Gespräche war. Sie redete so theilnehmend von seinem Vater, dessen der ihrige täglich gedenke und den sie Alle kennen zu lernen wünschten, daß ihm warm dabei wurde und auch er sich in seiner natürlichen Liebenswürdigkeit zeigte. Er mußte ihr von Italien und der Schweiz erzählen, von denen sie die höchste Vorstellung hatte. Als er auf den Schluß seiner Reise kam und des Oheims im Elsaß erwähnt wurde, dachte er wieder an die eigentliche Absicht seines jetzigen Besuches. Er fand es aber bei allem freundlichen Entgegenkommen unsäglich schwer, die Geschichte

seiner etwas romantischen Liebe einer Frau mitzutheilen. Die Furcht, unzart zu werden, kämpfte mit dem Verlangen, die günstige Gelegenheit nicht ungenützt vorbeigehen zu lassen. Seine Reden verwirrten sich und seine Verlegenheit darüber trieb ihm das Blut in die Wangen. Es ist wohl natürlich, daß der Anblick eines blöden Beichtenden von solcher Art allen verheiratheten Frauen Vergnügen macht. Sie unterdrückte jedoch das schalkhafte Lächeln, das ihr zuweilen bei seinem Stocken in den braunen Augen keimte und half ihm auf die den Frauen eigene sinnige Weise über die schwierigsten Punkte hinüber. Als er das Wesentlichste ihr bekannt wußte, bekam seine Rede schnell einen besseren Fluß und seine Zuhörerin hatte nicht mehr mit dem Reiz zum Lächeln zu kämpfen, sondern hörte ihn mit steigender ernster Theilnahme zu, wie er mit einer in der Form möglichst gemilderten, aber doch unzweideutigen Entschiedenheit den Entschluß erklärte und zu rechtfertigen suchte, niemals das Geistige und Ewige, nach seiner Meinung die ächte Liebe, durch eine Rücksichtnahme auf Verhältnisse und Vortheile in seiner Würde zu verkennen und lieber, wenn es seyn müsse, sich den Vorwurf kindlicher Undankbarkeit gefallen zu lassen, als sich mit seinem Bewußtsein zu entzweien und ein fremdes, achtungswerthes Vertrauen zu täuschen. — Nach dieser nicht wohl mißzuverstehenden Erklärung, die bei der Erinnerung an seinen Vater seine Au-

gen feucht und seine Stimme wanken machte, eilte er, sich zu empfehlen. Die junge Frau sah ihm mit einem Blick voll Achtung und Innigkeit ins Auge und reichte ihm vertraulich die Hand. Sie bat dringend, seinen Besuch zu einer Stunde zu wiederholen, wo ihr Vater und ihre Geschwister zu Hause seien. Sie billige es, sagte sie, um ihm anzudeuten, daß sie ihn verstanden, daß er nicht bei ihnen seinen Aufenthalt genommen habe; aber schon als der Sohn eines theuren väterlichen Freundes habe er das Recht und die Pflicht, oft zu ihnen zu kommen und — wie sie ausdrucksvoll hinzusetzte — das, was er von seiner Liebe ihr gesagt habe, an der Wirklichkeit zu prüfen. Diese letzte Anmuthung befremdete ihn an einer Frau, die ihm bis dahin keinen Anlaß gegeben hatte, mit ihrem Zartgefühle unzufrieden zu sein. Er antwortete, daß seine Verhältnisse und Geschäfte ihm vielleicht nur selten gestatten würden, von diesem Rechte Gebrauch zu machen und daß er darum auf ihre Fürsprache zu seiner Entschuldigung zu rechnen wage. Sie schien auf diese Andeutung nicht zu achten, sondern bemerkte blos, daß er auf ihre Freundschaft rechnen dürfe, und entließ ihn freundlich.

Roderich war mit dieser letzten Wendung des Gespräches nicht recht zufrieden; indeß betrachtete er die Hauptabsicht seines Besuches als erreicht. Er hatte so offen ge-

redet, als der Gegenstand es zuließ und fand in den erhaltenen Antworten die Bürgschaft, daß er verstanden sei und daß wenigstens ein Mitglied der Familie Olbers seine Zurückhaltung nicht unbillig beurtheile. Dieses war ihm seines Vaters wegen vorzüglich lieb. Uebrigens glaubte er nicht besorgen zu dürfen, daß man nach den gegebenen Erklärungen auf die schnelle Wiederholung seines Besuches rechnen werde und war seinerseits entschlossen, sie erst dann zu wagen, wenn er seiner Unbekannten näher gekommen sein würde. Daß er sie am folgenden Tage wieder sehen solle, erfüllte ihn schon im Voraus mit Wonne.

Es war ein schöner Sonntag Morgen. Roderich saß mit seinem Freunde zeitig in der einfach schönen evangelischen Kirche. Die Frühsonne schien hinter seinem Rücken her in die kühlen, sich allmählig leise anfüllenden Räume. Unter den schwellenden Accorden der Orgel wandten sich die Seelen aller Gegenwärtigen dem Himmel und seiner heiligen Ruhe zu. Auch Roderich fühlte sich erhoben, mehr vielleicht als Alle, aber wohl minder rein; denn er suchte das Göttliche auf Erden.

Der Gesang wollte enden; die verstohlen Erwartete war noch nicht da. Er kämpfte gegen eine wachsende Unruhe.

Da öffneten sich die gegenüberstehenden Thüren und herein trat eine jugendliche Gestalt in schwarz seidenem Ge-

wande, das himmlischschöne Antlitz aufglühend wegen der Verspätung und die seelenvollen Augen gesenkt. Sie war es. Das Auge des Liebenden erkannte sie sogleich. Ohne ihn zu bemerken, nahm sie ihren Platz in seiner Nähe ein und saß, die schönen Augen in ununterbrochener Andacht gegen den Redner gewendet, so daß der trunkene Roderich sie von der Seite betrachten konnte. Von nun an war Alles, was außer ihr zugegen war, für ihn gar nicht da; versunken in ihr Anschauen sah er nur sie.

Verwundert und beunruhigt suchte sein Freund ihn zuweilen an die Pflichten des Ortes zu mahnen — er beachtete es nicht. Es beschämte ihn nicht, daß die fromme Jungfrau mit so ganzer Seele dem Vortrage des Predigers folgte, während er kaum dessen Stimme hörte. Es entzückte ihn ihre Andacht, aber er merkte nicht darauf, daß es ihm selbst daran fehle. Erst wie der Schlußgesang endete und sie mit der ganzen Gemeinde sich erhob, um den Segen des Herrn zu empfangen, erweckte ihn der Schmerz über das Ende seiner Verzückung. Jetzt beim Fortgehen fiel ihr Auge auf ihn. Sie erbebte sichtbar und erröthete hell; aber der Ausdruck dieses einzigen, flüchtigen Blickes sagte unaussprechlich viel, ohne der Erläuterung durch ihr Erröthen zu bedürfen. Indem er das selig empfand, vergaß er seines Vorsatzes, ihr nachzufolgen und kam, einer der Letzten, zur Thüre.

Ewig nur ſie! Das war der einzige Gedanke, deſſen er fähig war. Alles Andere, was ſeine Seele beſchäftigte, waren Gefühle, Phantaſien und Bilder. Am wenigſten dachte er an die Familie Olbers. Sein Verhältniß zu derſelben betrachtete er als abgemacht.

Um ſo unangenehmer fiel es ihm auf, als er nach einer Stunde von dem alten Herrn ein Handſchreiben erhielt, worin derſelbe bedauerte, ihn nicht ſchon geſtern kennen gelernt zu haben und ihn für den ganzen Nachmittag und Abend in Anſpruch nehmen wollte. — Ein ſolcher Schritt nach ſeinen Tags zuvor der Tochter gegebenen Erklärungen ſchien ihm mit dem Worte Zudringlichkeit noch gelinde bezeichnet zu werden. Er glaubte nun auch ſich in der älteren Tochter geirrt zu haben und fand in ihren letzten Aeußerungen gegen ihn denſelben unfeinen Sinn. Da der Ueberbringer des Schreibens angewieſen war, ſeine eigene Antwort zu erwarten, ſo erwiederte er im Tone kalter Höflichkeit, daß er, um die für ſeine Wiſſenſchaft ſo intereſſante Gegend näher kennen zu lernen, von Mittag an auf mehre Tage abweſend ſein, nach ſeiner Rückkehr aber eine gelegenere Zeit ſuchen werde, um ſeine hochachtungsvolle Aufwartung zu machen und ſeine ſchon geſtern gegebene Entſchuldigung zu wiederholen. Kaum hielt die Rückſicht auf ſeinen Vater ihn von ſtärkeren Ausdrücken ab; denn er war nun faſt

überzeugt, daß dieser den Charakter seines Jugendfreundes zu günstig beurtheile. Um nicht als Lügner zu erscheinen, was ihn von jeher unter allen Sünden an einem Manne als die unerträglichste vorkam, mußte er sich nun zu einem Ausflug in die Umgegend anschicken und er that dieses sogar mit Eile, weil er besorgte, der alte oder der jüngere Olbers möge sich gar persönlich einfinden, um die Einladung zu wiederholen. Wenn er in der Stadt blieb, so hatte er weit mehr von ihrer Zudringlichkeit zu befürchten, als er seinen bisherigen Erfahrungen nach Hoffnung hatte, seine Geliebte zu finden. Aber am Sonntage mußte er zurückkehren, das stand fest; selbst als Kranker würde er die Kirche nicht versäumen.

Es ist unnöthig, den Liebenden auf seinen mehrtägigen Wanderungen zu begleiten, da sie, wie fast alle Ausflüge der Liebenden, für das allgemeine Interesse wenig Ausbeute liefern. Der Aufenthalt in der freien herbstlichen Natur und die gelegentliche Beschäftigung mit seinen Lieblingsstudien that ihm wohl, aber zur Besonnenheit und Geistesfreiheit konnten sie ihm nicht verhelfen. Ueberall trug er sein Herz, und überall dieses das holde Bild seiner Einzigen mit sich und die merkwürdigsten Gebirgsbildungen und was sonst seine Theilnahme geweckt hatte, konnte er vergessen, um in den schmalen Thälern davon zu träumen,

wie er an ihrer Seite ſich in deren Einſamkeit ſo ſelig finden würde.

Erſt am Sonnabend bei heranbrechender Dunkelheit kam er in die Stadt zurück. Er ging zuerſt zu ſeinem Freunde, um zu vernehmen, ob dieſer nähere Spuren aufgefunden habe, erfuhr aber, daß er zu einer Geſellſchaft gegangen ſei. Wie er in ſeinem Gaſthofe vorkehrte, übergab ihm ein Diener des Hauſes eine Einladungskarte, die für ihn abgegeben war. Eine der Geſellſchaften des Ortes hatte für den Abend einen Ball veranſtaltet, ſein Freund hatte die Karte abgegeben und mündlich beigefügt, er möge, wenn er irgend könne, die günſtige Gelegenheit nicht verſäumen.

Roderich glaubte dieſe Worte zu verſtehen. Ein Ball iſt immer guter Anlaß, um die Jugend eines Ortes kennen zu lernen, und vielleicht hatte ſein Freund in den letzten Tagen ſeine Geliebte aufgefunden. Obgleich er ſelbſt nicht tanzte und von der Fußreiſe etwas angegriffen war, ſchickte er ſich alſo doch an, dem Rufe zu folgen.

Als er zu dem bezeichneten Hauſe kam, war die Feſtlichkeit ſchon im vollen Schwunge. Der Tanzſaal war angefüllt mit Leuten, die, einer langwierigen Alltäglichkeit ent-

gangen, ſich der geſelligen Luſt jetzt um ſo verlangender hingaben. Roderich ſtreifte mit ſchnellen, aber vergeblich forſchenden Blicken an den Reihen der tanzenden und auf den Tanz wartenden Mädchen hin und ſuchte dann unter den Männern nach ſeinem Freunde. Endlich fand er ihn bei einem ſchon etwas bejahrten Manne im Geſpräche. Er trat näher. Sein Freund nannte ihm dieſen als denſelben, welcher ihm die Karte zugeſandt habe und zugleich — als Herrn Olbers, den treuen Freund ſeines Vaters.

Während Roderich mit ſich rang, um den Ausdruck ſeiner unangenehmen Ueberraſchung zu mäßigen, verweilte der Alte mit ſichtbarem Wohlgefallen auf der Geſtalt des Jünglings und bemerkte dann, um ein Geſpräch einzuleiten, daß er ſeinem Vater, wie dieſer vormals geweſen, allerdings ähnlich ſehe. Er kam nun auf ſein Verhältniß zu dieſem zu reden und that es mit gewinnender Herzlichkeit. Roderich fühlte, daß das ſchonende Schweigen über ſein Schreiben Anerkennung verdiene und ſuchte ſie durch ein mildes Bezeigen an den Tag zu legen. Es drückte ihn nur, daß der Herr Olbers ſo gar freundſchaftlich war, als ob durchaus keine Mißverhältniſſe zwiſchen ihnen eingetreten ſeien; er beſorgte immer, daß er unvermuthet ſich gegen die Frauenzimmer ſeitwärts wenden und ihm ſeine Tochter vorſtellen werde.

In dieſer Furcht ſchützte er vor, daß ihm der Anblick des Tanzes keine Freude mache und ſuchte ſich in ein Nebenzimmer zurückzuziehen, wo verſchiedene ältere Damen und Herren an einzelnen Tiſchen zuſammen ſaßen. Da hier geſpielt wurde, ſo gingen ſie noch weiter zu einer Stube, die von dem Geräuſche ab und gegen die Feldſeite des Orts gelegen, die Ausſicht auf die vom Mondſcheine beleuchteten Berge gab.

Es ſtand hier ein Flügel vor der Ecke des äußerſten Fenſters. Roderich war kein ſchulgerechter Meiſter in der Muſik, hatte aber ziemliche Fertigkeit. Vielleicht zunächſt, um die Unterhaltung mit dem alten Olbers abbrechen zu können, ſetzte er ſich an das Inſtrument und ſpielte die bekannte Polonaiſe, deren Urheber durch die Liebe zu einer Königin unglücklich geworden ſein ſoll. Die Tanzmuſik klang nur fern herüber; auch der alte Olbers entfernte ſich leiſe. Da kamen die Töne wie kindliche Engel zu ſeinem Herzen und er konnte es ihrem ſüßen Troſte nicht verſchließen. Seine Augen, zu den ewigen Sternen des Nachthimmels gerichtet, wurden feucht; er mußte bewegt inne halten.

Ueber ſeinem Spiele waren wieder einige Menſchen ſtill hereingetreten. Ein junger, wohlgebildeter Mann trat

jetzt zu ihm und fragte, ob er nicht seinen Platz einer Dame abtreten werde, da es doch scheine, als ob er nicht weiter spielen wolle.

Roderich stand auf, schob einen andern Stuhl hin und trat an das Fenster. Er blickte weg, weil seine Augen noch genäßt waren. Leise Klänge, von einer zarten Hand gerufen, kamen wie Frühlingsvögel einzeln geflogen und schienen auf ihren Schwingen zugleich Lust zu bringen und Schmerz. Das Schwanken im Ausdrucke des Vortrags wurde stärker. Es war gleich einer Dämmerung, wo der Erwachende sich nicht besinnen kann, ob ihr die Nacht folgen werde, oder der Tag. Jetzt gingen die Töne in das Geleise eines Gesangstücks über und leise, wie eine sich versuchende Nachtigall, hub eine jungfräuliche Stimme an, sie zu begleiten. Diese Töne hatten für unsern Freund etwas Elektrisches. Er wandte sich um, blickte hin und erkannte das edle Antlitz seiner Einzigen, bleicher im Halbschatten der Mondnacht und wie von stiller Sehnsucht umwölkt — immer aber für ihn gleich schön.

Das Lied sang von der Perserin Schirin, die an einem Morgen ein unbekanntes Bild gesehen und es lieb gewonnen; sie wurde wie eine Rose geschildert, die sich sehnsuchtsvoll der Liebe wie ihrer Sonne zukehrte. — Der junge Lehrer war still hereingetreten und zu Roderich hin. Dieser

aber hatte Alles über dem Gesange und der Sängerin vergessen.

Aber das Lied war erst zur Hälfte beendet, als es in einen Wechselgesang überging. Derselbe junge Mann, der zuvor unsern Freund anredete, trat zur Seite der Jungfrau und übernahm die zweite Stimme. Roderich vernahm nun nichts mehr; er rang mit der schmerzlichsten Besorgniß. Der Gesang endete; der schöne Jüngling drückte der Spielerin die Hand; Beide sahen sich mit seelenvoller Zärtlichkeit an. Ein schon bejahrter Mann flüsterte unserm Freunde zu: „Ein herrliches Paar!" Der Arme fühlte seine Pulse krankhaft schlagen und konnte nur das Eine fassen, daß sein Fuß in diesem Augenblicke über die Wetterscheide seines Lebens in eine tiefdunkle Zukunft hinübertrete.

Der Glücklichere führte die Jungfrau vom Flügel zurück und blieb Hand in Hand neben ihr stehen. Roderich war seiner nicht mehr mächtig; nur die höchste Bitterkeit seiner Empfindungen erhielt ihm eine Art von Besonnenheit. Er warf sich auf den leer gewordenen Stuhl, griff einige ungestüme Accorde und, als ob sein Schmerz ihn begeistere, sang er folgende Strophen:

Verloren!
Die Dämm'rung schwindet, doch es kommt die Nacht.
Die Rose stand in Frühlingspracht
Und glaubte sich zur Lust geboren.

Da kamen die Stürme so schwer;
Matt senkte die Blume sich nieder:
Kehrt auch der Morgen einst wieder,
Die Arme, sie blühet nicht mehr.

Erschöpft sank er auf seinem Stuhle zurück und bemerkte nicht, daß sich im Zimmer ein starkes Geräusch erhoben hatte. Endlich weckte ihn das Rütteln seines Freundes aus der Betäubung. „Wahnwitziger!“ sagte dieser heftig. „Du hast die junge Dame so erschreckt, daß sie halb ohnmächtig von ihrem Begleiter hinausgeführt wurde. Die Andern sind gefolgt. Mache, daß Du fortkommst, um noch unangenehmere Auftritte zu vermeiden. Ich will sehen, wie ich Dich entschuldige.“

Da fiel Roderich ihm stumm in die Arme und preßte ihn krampfhaft an sich. Plötzlich riß er sich los und ging, mit unaussprechlich schwerem Herzen, hinaus in die stille Nacht.

Wir übergehen die Schilderung seines Zustandes während der nächsten Stunden. Er kam erst am Morgen zu seiner Wohnung zurück und nur die Ermattung aller seiner Kräfte gab ihm den Anschein einiger Ruhe. Sein Schicksal war entschieden, sein Wille mußte es auch sein. Er mußte fort, um nie wieder zu kehren: das war das Erste, was

ihm deutlich wurde. Ein Brief von seinem Vater, worin ihn dieser dringend bat, sich der Familie Olbers zu nähern, kam so eben von der Post. In der Aufwallung der Leidenschaft zerriß er ihn; er wollte kein Scheinglück, da ihm das wahre verschwunden. Die Alltäglichkeit der Glücksjägerei ekelte ihn an. Es schien ihm eines Mannes würdig, lieber dem Leben nichts zu verdanken, als eine dürftige Schmerzenvergütung anzunehmen. Seine zukünftigen Tage sollten allein der Wissenschaft gewidmet sein, so daß einst mit Wahrheit auf seinem Grabsteine stehen könnte: Hier ruht ein Mann, reich an Verdienst und arm an zeitlicher Freude.

Sein Mantelsack war vom gestrigen Abende her noch fast in Ordnung; mit einem Seufzer packte er seine zuletzt getragene feine Kleidung hinein und zog seinen Reiserock dagegen heraus. Einige Stunden seitwärts im Gebirge hatte er einen kleinen Badeort kennen gelernt, dessen wild-romantische Lage ihn angezogen. Da wollte er sich hinwenden und so lange verweilen, bis er sich gegen seinen Vater und gegen jeden Andern, der es mit Recht fodern könnte, würde gerechtfertigt haben.

Eben wollte er mit einem Boten, der seine Sachen trug, abgehen, als ihm noch folgendes Briefchen behändigt wurde

„Sie haben eine ganz eigenthümliche Weise, die Freundschaft, welche man Ihnen anträgt, zurückzuweisen. Die junge Dame, die Sie durch eine so unzarte Beziehung Ihres Gesanges auf das voraufgegangene Lied beleidigten, hält mich ab, von Ihnen eine vollständige Genugthuung zu fodern. Um so gewisser glaube ich erwarten zu dürfen, daß Sie sich noch heute bereit erklären, ihr Ihre Unbesonnenheit abzubitten. Aus bekannten Rücksichten ersuche ich Sie, sich deshalb in dem Hause meines Vaters einzufinden. Olbers, Sohn."

Unser Freund stand nach dem Durchlesen dieses Schreibens wie versteinert. Er hatte nicht geglaubt, daß seine Lage noch düsterer werden könne. Aber in dem Bruder der ihm aufgedrungenen Braut zugleich den Nebenbuhler zu erkennen, der ihm seine wahre Geliebte raubte — die Achtung der seinem Vater so werthen Familie ganz verlieren zu müssen — und aller Rechtfertigung seiner Ehre zu entsagen, wo sie von den Umständen so dringend gefodert schien: — das griff ihm ins Herz. Gern hätte er sich bei all' seiner Friedensliebe zu einem Zweikampfe erboten; aber es schauderte ihm vor dem Gedanken, sein werthloses Leben gegen so manches Glück, auch das seiner Geliebten, aufs Spiel zu setzen. Mündlich die gefoderten Erklärungen zu geben, dazu konnte er sich eben so wenig entschließen. Er

antwortete alſo ſchriftlich, daß er ſeinen Jugendfreund, den jungen Lehrer, bevollmächtige, Alles, was zu ſeiner Entſchuldigung dienen könne, mitzutheilen, daß er aber, wo dieſes nicht genügen ſollte, zu jeder weitern und eines Mannes würdigen Genugthuung bereit ſei. Er nannte den Ort ſeines nächſten Aufenthalts und der Brief wurde fortgeſchickt. Gleich darauf ging er — mit wie anderer Seele, als er hereingekommen! — aus dem reichen, ſchönen, glücklichen Thale über die Berge hinaus.

Das neu angelegte Bad, zu dem er ſeinen Weg nahm, liegt in einer engen Tiefe, deren Bergſeiten — hier bewaldet, dort als Felswände grau ſich hebend — mit ſchöner Wildheit die gut gebauten Häuſer, die geſchmackvollen Anlagen und mehre heilſame Quellen einſchließen. Wenn im Sommer das regere Leben wie ein langer Polar-Tag dahin einwandert, ſcheint es eine Oaſe zu bilden in der Mitte der waldigen Oede: mit dem Herbſte ſinkt es in die nämliche Einſamkeit zurück und erſcheint wie eine Ruine früherer, beglückterer Jahre.

Indeß iſt das ganze Thal, in ſeiner Länge von etwa ſechs Stunden, nicht immer gleich wild. Oeſtlich und weſtlich der vorſpringenden Berge, die das Bad wie hohe Wälle einſchließen, wechſelt es anmuthig-romantiſch zwiſchen dem

Charakter der Erhabenheit, Einfalt und Mannichfaltigkeit, ohne doch — zumal im Herbste — die Grundfarbe der Wildniß irgendwo ganz zu verlieren.

In diese Gegend kam der Jüngling, der aus einer fröhlichern beklemmt geschieden war, auf dem einzigen Wege, der längs dem kleinen Flusse sich hinein verliert. Er fand den Gasthof schon von Fremden leer, bezog, um ganz allein zu sein, ein Zimmer nach der Bergseite, wo er einen Ausgang in nahes Gebüsch hatte, und beschäftigte sich von nun an mit den Gedanken an seine freudenarme Zukunft. Am meisten war er zwischen den Klüften der nächstgelegenen Berge. Er suchte ehrlich sich in seine gewohnten Studien zurückzufinden; aber seine Phantasie betrog ihn: was ihn in den Wildnissen so anzog, war etwas Anderes, als was sein Verstand wollte. Seine Brust fühlte sich am freiesten der melancholischen Erhabenheit gegenüber, die jeder verarmten Seele so wohl thut, weil sie mit ihrer Größe die eigene Armuth an Reizen zudeckt. Er erschöpfte seine Kräfte im Hin- und Herschweifen, um sich endlich ermattet auf das Moos oder auf nackende Felsen zu setzen und hier dieselbe gefährliche Anstrengung mit der Erinnerung an seine zerquetschten Hoffnungen zu wiederholen.

Wenn er mit alten Männern der Gegend zusammentraf, so ließ er sich die Mährchen erzählen, die dort noch

vielfach im Munde des Volkes leben. Sein eignes Leben war ihm ja faſt zum Traume geworden. Sie entrückten ihn der Gegenwart und belebten um ihn eine fremdartige Welt, in der er ſich ſelbſt wie ein Schattenweſen vorkam, das mit dem Wahne des Seins — und des Glücks, wie des Unglücks — die Ruinen einer größeren Vorzeit betrachtet.

Der Wirth ſeines Hauſes äußerte gelegentlich, er habe über den Gaſt ſeine eigenen Gedanken. Er hat ſie aber nie mitgetheilt. Unſere Gedanken ſind, daß ſich die Richtung jedes Menſchenlebens durch die Liebe entſcheidet und daß Alle, welche das Glück derſelben kannten, aber verfehlten, die Spuren ihres Mißgeſchickes nicht eher tilgen, als bis ſie ſterben.

An einem Abende — er war bereits mehre Tage da, ohne Nachricht aus der Stadt — hatte Roderich ſich bis tief in die Dämmerung draußen aufgehalten und in beſonders ſchwermüthige Vorſtellungen vertieft. Indem er zurückkehrte, ſah er zwei Männer ſich entgegenkommen, in deren einem er den Wirth, in dem andern den alten Olbers zu erkennen glaubte. Er wich ſeitwärts aus und ging wieder den Berg hinauf; aber ſie folgten. Unwillig wandte er ſich tiefer in die Gebüſche. Sie griffen ſich an, um ihn nicht aus dem Geſicht zu verlieren; ſie riefen ihn an; aber ihn trieben Schwärmerei und Unwille fort; da

er aber endlich selbst ermüdete, nahm er den nächsten Seitenweg, ging schnell auf sein Zimmer zurück, schloß ab und lehnte sich tiefathmend in's Fenster.

Nach einiger Zeit erweckte ihn ein wiederholtes Klopfen an der Thüre aus seinen aufgeregten Gedanken. Die bekannte Stimme des Hauswirths fragte: ob er zu Hause sei? Er werde von zwei Herren gesucht und einer von diesen sei sein Vater. Bei dieser Meldung vergaß Roderich Alles, sprang auf und eilte hinunter. In der Eintrittsstube fand er wirklich seinen Vater, den er nun schon seit mehren Jahren nicht gesehen hatte. Er fiel in seine Arme. In dem Augenblicke schien jeder Schmerz vergessen.

Die Freudenbezeugungen des Wiedersehens dauerten lange. „Ihr Unhold," sagte der alte Olbers hinzutretend und sich die Stirne trocknend, „wie habt Ihr uns in den bösen Bergen angegriffen!"

Roderich besann sich, antwortete mit einer flüchtig aufgegriffenen Entschuldigung und wurde einsylbig. Es erbitterte ihn, daß ein Dritter sich in die zartesten Freuden des kindlichen Verhältnisses zu mischen wage, und zugleich schmerzte es ihn, daß sein Vater dieses dulde. Manches Andere, was seine Gedanken beschäftigte, fand sich bald hinzu und so kam der alte Unmuth in gleicher Stärke wieder zurück.

Die beiden Freunde schienen sich das Wort gegeben zu haben, ihm für heute nicht weiter zuzusetzen. Sie redeten mehrentheils mit einander über eine alte Vergangenheit, ohne seiner viel zu achten. Er schützte Müdigkeit vor und ging zeitig auf sein Zimmer.

Die Rückkehr zur Stadt am folgenden Morgen war nicht zu vermeiden. Roderich suchte seinen Vater allein zu sprechen und als ihm dieses nicht gelang, in Gegenwart des Herrn Olbers seine Rechtfertigung vorzubringen; aber vergeblich. „Das gehört vor die ganze Familie," sagte der Letzte, „und da vernehmen wir es frühe genug. Ich glaube eine tüchtige Genugthuung, eine Ehrenerklärung und Abbitte vor vielen Zeugen fodern zu können und werde schon dafür sorgen, daß die ganze Stadt davon erfährt. Nur unter dieser Voraussetzung habe ich dem jungen Herrn vorläufig verziehen."

Was wollte Roderich machen? Er mußte sich fügen und strebte nur, für die unangenehmen Auftritte, welche er voraussah, sich mit männlicher Festigkeit zu waffnen. In keinem Fall wollte er auf den Plan, den man noch immer hartnäckig zu verfolgen schien, auch nur im mindesten eingehen. Seine Erklärungen sollten dieses sogleich offen aussprechen. Von der Liebe seines Vaters glaubte er erwarten zu dürfen, daß derselbe dann nicht weiter in ihn dringen werde.

Er mußte mit den beiden Freunden in des Herrn Olbers Wagen fahren. Sie gingen aber auch jetzt ihren Gesprächen nach, die sich um den Ankauf eines Hauses in der Stadt für Roderichs Vater und um Vorstellungen eines künftigen Zusammenlebens bewegten, ohne daß sie dem jungen Manne erlauben wollten, drein zu reden.

Das Gespann hielt vor des Herrn Olbers Hause. Die ältere Tochter, der Sohn und der junge Lehrer erschienen auf der Vortreppe. „Da der Vater bei mir wohnt," sagte der alte Herr zu Roderich, „so wird es der Sohn jetzt auch wohl nicht weiter ausschlagen." Der junge Mann antwortete mit einer stummen Verbeugung, grüßte diejenigen, von welchen sie erwartet wurden, eben so ernst und still und trat mit ihnen in das Zimmer. Es war gegen Mittag und der Tisch schon gedeckt. Die jüngere Tochter war nicht zugegen.

Alle standen jetzt in Erwartung einander gegenüber und blickten sich wechselsweise, besonders aber Roderich an. Endlich nahm dessen Vater das Wort und fragte ihn schonend um die Erklärung seines auffallenden Benehmens seit seinem Aufenthalte in dieser Gegend.

Roderich faßte seinen Muth zusammen. Er erklärte, daß er zwar Alles, was ihn entschuldigen könne, bereits seinem hier anwesenden Freunde, so wie der älteren Tochter

des Hauses mitgetheilt habe und also voraussetzen müsse, daß er nichts Neues sagen werde. Indeß scheue er das wiederholte Bekenntniß nicht, wenn man es fodere. Er erzählte nun schwärmerisch, aber fest, wie im Elsaß seine Liebe zu einer Unbekannten durch deren Bild zuerst entstanden und darauf hier zur Leidenschaft gestiegen sei, nachdem er das Urbild gefunden und leider zu voreilig geglaubt habe, daß er von ihr wieder geliebt werde. Erst auf dem unglücklichen Balle habe er seine Täuschung erkannt, indem er sie als die Verlobte des hier anwesenden jungen Herrn Olbers kennen lernen. Sein damaliges, allerdings anstößiges Benehmen möchten die Glücklichen ihm, dem Unbeglückten, verzeihen; es sei durch das Erschütternde des Augenblickes veranlaßt. Seit diesem nämlichen Augenblicke habe er auf alle Freuden der Liebe für je und immer verzichtet. Er erkenne gewiß den guten Willen der Familie; aber er könne als Mann von Ehre und er werde nimmermehr von demselben Gebrauch machen, sondern in der Beschäftigung mit den Wissenschaften den Trost seines einsamen Lebens suchen.

Er redete mit steigender Wärme und zuletzt mit bebender Stimme; aber er suchte vergeblich bei den Uebrigen das gewünschte Mitgefühl. Mit einem forschenden Lächeln hafteten ihre Blicke auf ihm und der alte Olbers sagte

endlich in seiner ruhigen Weise: „Das ist doch einmal eine Liebeserklärung, wie man sie gerne hat.“

„Herr Olbers,“ versetzte Roderich unwillig, „ich verehre in Ihnen den Freund meines Vaters, aber ich glaubte eine ernstere Antwort erwarten zu dürfen.“

„Nun sie ist so ernst,“ versetzte Jener, „als es die Drolligkeit Ihres Benehmens zulässet. Daß ein bloßes Bild einen gesetzten jungen Mann zuerst bezaubert, ist gewiß schon etwas Seltenes. Doch das möchte hingehen, da die Liebe allezeit etwas Poetisches haben soll. Aber was soll man nun sagen, wenn er seine Leidenschaft so hoch treibt, daß er seiner Angebeteten überall entflieht, in dem Wahne, sie zu suchen; daß er auf ihren Bruder eifersüchtig wird, von ihr fort in die wüsten Berge läuft, um ihr ewige Treue zu schwören und zu guter letzt seinen gewünschten Schwiegervater, der ihm aus Mitleiden nachfolgt, zugleich mit dem Vater wie zur Lust bergauf und bergab hetzt?“

Er erzählte den Vorfall des gestrigen Abends. Alle lachten. Die ältere Tochter ging hinaus.

„Hier muß ein Mißverständniß sein,“ sagte Roderich.

„Ei freilich,“ versetzte der Alte, „aber wer ist Schuld daran? Glaubt der Herr denn, daß er allein sehenswerthe Bilder von dem bekannten Oheim im Elsaß habe, und daß wir nicht auch eines bekommen? Nun siehe da, seitdem ist mein Mädchen mit unserm Heirathsprojekte auf einmal

zufrieden. Sie harret auf ſeine Ankunft, verſteht ſich, ganz ſtille, ganz heimlich. Der Zufall will es, daß ſie ihn eines Morgens draußen am Berge ſelbſt ſiehet. Er iſt alſo da, er kann augenblicklich kommen. Aber nein, er kommt nicht. Er begafft ſie, wie ich es ſelbſt geſehen, in der Kirche, wie ein Heiligenbild, aber er ſchlägt unſre freundlichſte Einladung aus. Ich merke endlich Unrath und es jammert mich des jungen Volkes. Da ſuche ich denn auf dem Balle den Knoten zu löſen, ſo gut ich es wußte; ich bitte ſie, mir eins ihrer Lieder zu ſpielen, er hört es bezaubert und, junger Herr?"

„Wär's möglich!" rief Roderich.„ So war es alſo das Portrait Ihrer Tochter, was der wunderliche Onkel für das einer anderen Dame hieſigen Orts erklärte, und welches er, gegen die Erlaubniß, mich abmalen zu dürfen, auf meinen Wunſch mir abtrat?"

„Nun ja," entgegnete der Alte und ging zur Thür des Nebenzimmers, wo man die Stimme der zuredenden Schweſter hörte. „Komm nur herein, Ida," rief er, „der Sünder iſt bekehrt und wünſcht zu beichten. Du brauchſt Dich nicht zu ſchämen, wir ſind hier unter uns." — Mit dieſen Worten öffnete er die Thür und zog das ſich gegen die Schweſter ſträubende Mädchen herein.

Sie erglühete hoch in jungfräulicher Schaam und ſenkte die Augen zur Erde. Alle blickten mit Luſt auf das holde

Mädchen. Roderich sah seine Einzige, er fühlte selig, wie sie mit ihrem Herzen sein war, erkannte sein überschwängliches Glück und stand fast regungslos ihr gegenüber.

„Wie sie sich zieren!" rief der alte Olbers. „Man sollte sie strafen, wenn nicht mein alter Freund mich dauerte, dem ich versprochen habe, daß wir heute die Verlobung feiern wollten."

Roderich fiel ihm entzückt in die Arme, aber er sagte: „Geht, wo Ihr hingehört!" und schob ihm seine Ida an die Brust.

3.

Der Günſtling des Mondes,

oder:

Der kräft'gen Einfalt iſt der Himmel günſtig.

Wunderſam durch Dunkelheiten
Führt, o heilige Natur,
Deines Zaubertrittes Spur
Deine Lieblinge.

Chr. Gr. zu Stollberg.

Die Gegend wurde lichter; die Schatten, wie aus der Ruhe gestört, schlichen leise in die Gebüsche; träumerisch schwatzende Wellen, einzelne Häuser und Wege des Gartens wurden sichtbar; nicht lange, so umhüllte Alles vollends das magische Farbenspiel des Mondes; der Wächter auf dem fernen Schlosse des Königes blies auf seinem Horne — es war die erste Stunde vorüber. Da erwachte Hordilo in dem niedrigen Fenster, wo er eingeschlafen war und sah verwundert den Mond an. Er stand auf und suchte ohne Geräusch sein Bette, legte sich ordentlich nieder und war schlaftrunken bald wieder im Träumen.

Am Morgen mußte sein Pflegevater, der Gärtner, ihn lange rütteln, ehe er sich ermunterte. „Hordilo," sagte er, „was hast Du einmal wieder geträumt?" — „Ich habe diese Nacht von dem Vergangenen und von dem Zukünftigen geträumt," antwortete er; „soll ich's Euch erzählen?" — „Ei nicht so!" sprach der Gärtner, „es ist schon spät am Tage; Du mußt mir Wasser tragen, Erde schieben; heute kommt gewiß der fremde Prinz an, den die Tochter des Königes heirathen soll. Der Garten muß in Stand kommen; mach hurtig!" — Hordilo kleidete sich nun, ohne

weiter etwas zu reden, an, ging mit dem unfreundlichen Alten hinaus und besorgte den Garten.

Um Mittagszeit stand er in dem Gange, wo die Prinzessin zu gehen pflegte, an einem Fliederbaume. Sie kam allein heran, in Gedanken, und wie sie aufsah und ihn bemerkte, trat sie zu ihm und sprach: „Was stehst Du denn da so müßig?" — „Prinzessin," antwortete er, „es hat mir in voriger Nacht, da der Mond schien, geträumt, daß ich zu dieser Zeit mich hierher stellen müsse und daß Ihr mich dann anreden würdet." — „Das ist eigen," sagte die Prinzessin. „Bist Du der Hordilo, den der Gärtner angenommen hat?" Er bejahte das und sie fuhr fort: „Ich habe von Deiner Kraft gehört; folge mir einmal." Hordilo folgte ihr und sie ging bis sie an die Mauer des großen Gartens kam, wo ein schweres, eisernes Thor den Weg in die Waldung verschloß. „Versuche doch, ob Du das ausheben kannst!" sagte sie. Hordilo war in Wahrheit sehr groß und stark und hob das Thor ohne große Mühe aus. „Es ist gut," sprach die Prinzessin; „setze es nur wieder ein; aber sage Niemandem davon. Hier hast Du etwas für Deine Mühe." Hordilo aber schlug das Dargebotene aus und sagte: „Lasset es daran genug sein, Prinzessin, daß ich Euch einen Dienst gethan habe. Ich verlange und brauche sonst nichts." Sie wunderte sich über diese Antwort und ging.

Als nun Feierabend gemacht war, hätte der Gärtner gern von seinem Burschen den Traum gehört; denn er war neugierig und wußte wohl, wie die meisten Träume, die Hordilo in den Mondnächten hatte, etwas bedeuteten. Er meinte, es werde dieses Mal dem fremden Prinzen gelten, der noch vor Mittag in dem Schlosse des Königes angekommen war. Aber Hordilo sagte: „Ich habe jetzt nicht Lust; warum wolltet Ihr's diesen Morgen nicht hören?" Da wurde der Gärtner böse und sprach scheltend: „Du arger Schalk, hast Du's vergessen, wie ich Dich von der Straße als einen unverständigen Jungen hereingeführt und Dir Arbeit und Brod gegeben habe? Ist das der Dank, den ich für meine Wohlthaten bei Dir finde?" — „Es wird Euch Alles noch ein Mal vergolten werden," antwortete Hordilo, „sonst nähm' ich's schon lange von Euch nicht mehr an, da Ihr's mir täglich vorrückt." — „Wie willst Du etwas vergelten?" fragte der Gärtner höhnisch. — „Das weiß ich freilich selbst noch nicht," erwiderte er, „aber wohl, daß ich es einst können werde." Und damit ging er hinaus und kam erst kurz vor Mitternacht wieder.

Was der alte Gärtner gesagt hatte, war in der That gegründet. Er hatte den Hordilo, wie dieser zehn Jahr alt sein mochte, als einen ganz unverständigen Jungen aufgenommen, weil er selbst ohne Frau und Kinder und der

Knabe sehr stark und gesund war. Aber er hatte nur an seinen Vortheil dabei gedacht und ließ ihn in Nichts, als in den nothwendigsten Stücken der Religion unterrichten. Wenn ihn Hordilo fragte: „Wer denn sein Vater sei?" so hatte er immer obenhin geantwortet: „Der Mann im Monde!" Das glaubte der thörichte Junge, weil ihn seine Natur trieb, sich an irgend etwas zu hängen und er freute sich darum immer, wenn der Mond schien. Und auch wie er schon, in seinem achtzehnten Jahre, zu der Gemeinde zugelassen war, da er früher von dem Glauben noch zu wenig wußte, blieb er bei dem Gedanken, daß der Mond ihn besonders angehe und spürte eine eigene Lust in seinem Wesen, wenn Vollmond war. Zu der Zeit aber, wo der Mond nicht schien, war er — wie Kinder, die von ihren Gespielen getrennt worden sind — verdrießlich und traurig.

Die bedeutsamen Träume hatte er aber erst, seit er mehr ein Mann geworden war und besonders seit seinem zwanzigsten Jahre. Gewöhnlich enthielten sie diesen oder jenen Bescheid über einen Vorfall des letzten Tages; oft auch einen Rath, oder eine Vorausverkündigung für den nächsten. Er verhielt sich genau darnach und erschien darum den Leuten zu den Zeiten, wo der Mond leuchtete, viel klüger, als während des Neumondes, wo er außer seiner üblen Laune, sich oft auch noch recht tölpelhaft zeigte.

Jetzt lag ihm die Prinzessin, wie er sie im Traume

und darauf im Garten gesehen, immer im Sinne und er versäumte alle Arbeit, um sie nur wieder zu erblicken. Sie ging damals öfter, wie sonst, im Garten lustwandeln, weil ihr die Furcht vor der Heirath mit dem häßlichen Prinzen alle Ruhe nahm. Er hatte rothes struppiges Haar und kleine grüne Augen, dabei ein sehr boshaftes Herz. Uebrigens war seines Vaters Reich das größeste von allen damals bekannten in der Welt und alle benachbarten Könige fürchteten sich vor dem wilden Sinne des Prinzen, wenn dieser einmal zur Regierung käme.

Darum sah denn Horbilo die schlanke und schöne Prinzessin oft im Garten und blickte sie jedes Mal mit seinen großen dunkeln Augen stumm und stier an. Das ward ihr bald leid; und wie sie ihn einmal wieder an ihrem Wege stehend fand, schalt sie ihn, daß er so müßig gehe und hielt ihn bei sich für einen dummen und ungeschickten Menschen. Ihre Dienerinnen stimmten ihr bei; denn es war eben Neumond. Er aber ging, als sie ihn so gescholten hatte, verdutzt und traurig weg, war wieder überaus fleißig und vermied gänzlich, von der Arbeit aufzusehen, wenn die Prinzessin im Garten war.

Einige Zeit darnach wurde am Hofe des Königes bekannt gemacht, daß die Hochzeit der Prinzessin gefeiert werden solle, weil der fremde Prinz um sie angehalten. Wie Horbilo das hörte, ging er zur Zeit der abendlichen Däm-

merung in den Wald hinaus und klagte bei sich darüber, daß die schöne Königstochter in wenigen Tagen fortziehe in ein fernes Land, wo er sie nie mehr sehen werde. Es war wieder Mondschein und er stieg bergauf und ab, bis der Vollmond aufgegangen war. Da kehrte er um, wurde aber auf dem Rückwege so müde, daß er sich unter einen Kreuzdorn legte und einschlief.

Indem er nun träumte, kam es ihm vor, als sähe er einen kleinen Mann vor sich stehen, mit zwei lichtglänzenden, aber sehr freundlichen Augen, in denen viel Güte und Weisheit lag. Der beugte sich zu ihm, strich über seine Stirn und sagte: „Lieber Sohn, ruhe jetzt bis zu Mitternacht tüchtig aus; denn Du hast nachher einen weiten Weg zu machen. Da Du Dich einmal an mich gehängt hast, so will ich für Dich sorgen, wie ich Dir auch schon früher versprochen. Aber Du wirst in den ersten Jahren viel arbeiten und Dich behelfen müssen. Bald werd' ich Dir auch nicht mehr erscheinen, weil es nicht mehr nöthig sein wird. Jetzt gieb genau Acht; ich will Dir den Weg zeigen, den Du noch diese Nacht zu gehen hast."

Als er das gesprochen hatte, verwandelte sich die Gegend und Hordilo sah sich an dem eisernen Gatterthore des Schloßgartens, das in den angrenzenden Wald führte. Der Mann war bei ihm; es leuchtete von ihm aus gegen die Bäume und Gebüsche hinauf, als wenn das Mondlicht von

unten her dagegen schiene. Er winkte Hordilo und ging ihm vorauf durch den Wald; dann führte er ihn weiter über manche Höhe, durch manche Thäler, über Wiesen, Bäche, Haiden, durch Gebüsche, Wälder, Moor. Immer machte er auf die Dinge besonders aufmerksam, die ihm den Weg wiederzufinden helfen konnten. Endlich, nachdem sie abermals lange in einem Walde gegangen waren, stand er in einem Thale still und zeigte auf eine Felsenhöhle, indem er wieder zu reden anhub. Er rieth ihm nochmals, Alles wohl zu behalten; darauf sah er ihn freundlich, wie zuerst, mit den lichtglänzenden Augen an, strich ihm mit der Hand von der Stirn gegen den Scheitel und verschwand.

Da erwachte Hordilo und sah, wie der Vollmond fast über ihm stand, so daß er wohl denken konnte, es sei nahe an Mitternacht. Alsobald fiel ihm sein ganzer Traum ein; er sprang auf und rannte so schnell er konnte, um an das Thor des Gartens zu kommen, das in den Wald führte. Alle Müdigkeit war vorüber, der Schlaf hatte ihn wunderbar gestärkt. Er war schon da, als der Wächter im Schlosse durch sein Blasen anzeigte, daß die Mitte der Nacht vorhanden sei, und setzte sich erwartend an eine der steinernen Pfosten.

Nicht lange, so kam eine weiße Frauengestalt durch die Gänge des Gartens, sah sich oft verlegen um, und trat

darauf an das Gatter. Wie sie Hordilo'n erblickte, sprach sie: „Ach seid Ihr da? Ich ließ Euch gestern Abend suchen, doch Ihr waret nicht zu Hause. Nun wurde es mir vorhin wie in den Sinn gegeben, ich würde Euch hier schon finden, und ich kam her, wenn ich gleich nicht gewiß wußte, ob ich's für wahr halten dürfe. Aber hebt mir nun geschwinde das Thor aus den Angeln!"

Das that Hordilo ungesäumt und die Prinzessin trat in den Wald. Hier blickte sie furchtsam in die dämmernd-hellen Baumgänge, that zaghaft einige Schritte vorwärts, stand wieder und kämpfte unschlüssig mit sich selbst. Endlich wandte sie sich von neuem zu Hordilo und sprach: „Lieber, wollt Ihr mich wohl eine Strecke begleiten, bis ich aus dem Walde komme? Ihr seid gefällig und ich bin zu bange, um allein bei Nacht zu gehen." — „Warum sollte ich das nicht thun?" antwortete er; „ich will Euch auch wohl weiter begleiten; denn ich muß selbst den Weg hier hinaus gehen und Ihr habt mich doch wieder freundlich angeredet." Darüber verwunderte sich die Königstochter. Hordilo aber setzte das Thor wieder in die Angeln, genau wie es gewesen war, und fing an auf der nämlichen Straße fortzugehen, welche ihm der Mondmann im Traume gezeigt und die er zu seiner eigenen Verwunderung gut behalten hatte. Es traf Alles zu; jeder bemerkte Gegenstand erschien im Weitergehen; es war ihm, als schritte er auf

einem längſt bekannten Wege, obwohl vielleicht noch Keiner vor ihm jemals eben hierher gekommen ſein mochte.

Während des Gehens erzählte die Prinzeſſin, wie ſie allein aus Abſcheu vor dem fremden Prinzen, ihrem Bräutigam, entfliehe, den ſie am nächſten Tage habe heirathen ſollen, obwohl ſie ihren Vater mehrmals fußfällig gebeten, daß er ſie verſchonen möchte. Aus Furcht habe dieſer es nicht gewagt, dem jähzornigen Anwerber eine abſchlägige Antwort zu geben, vielmehr alle ihre Dienerinnen beauftragt, auf ſie genau zu achten, und, wider ihre Vorſtellungen, die Hochzeit auf den nächſten Tag feſtgeſetzt. Darum müſſe ſie jetzt, von der höchſten Noth gedrungen, ganz allein von Allem, was ſie je gekannt und geliebt, heimlich und über Nacht fortfliehen, ohne Hoffnung, jemals wieder zurückzukehren.

Hordilo hörte ihren Reden und Klagen theilnehmend zu und bezeugte ihr ſein Mitleid von Herzen. Darnach erzählte er ſelbſt auch von ſeinen Träumen und von dem Mondmann, wie ihn der mitunter im Schlaf erſcheine und zu verſchiedenen Malen von künftigem Anſehen und Glück vorausgeſagt habe. — Die Prinzeſſin hörte ihm aufmerkſam zu. Er mußte nach und nach Alles, was er behalten, erzählen und wiederholen. Darüber kam es, daß ſie anfing, ihn mit größerer Achtung anzuſehen und daß

Beide unter solchen fortwährenden Gesprächen immer umgänglicher mit einander wurden.

Sie wanderten jedesmal nur während der Nacht und dann so lange, bis der Mond untergegangen war oder im Tageslichte seinen Schein verlor und trafen dann gewöhnlich auf ein einsames Haus oder eine verlassene Burg, wo die Prinzessin den Tag über ruhen konnte. Hordilo pflegte sich während dessen vor die Thür zu setzen und mehrentheils zu wachen; denn er war so rüstig, daß er mit wenigen Stunden Schlafes genug hatte.

Es zeigte sich immer mehr, wie der Weg, den er in einer Viertels-Nacht im Traume zurückgelegt und so wohl gemerkt hatte, in der Wirklichkeit manche Tagereise lang sei. Zuletzt kamen sie wieder in einen Wald, in welchem sie zwei Nächte durch fortgingen. Hordilo wußte, daß sie nun bald am Ziele seien und ermunterte dadurch die ermattete Königstochter. In der dritten Nacht gegen Morgen, eben da der Mond noch ein Weilchen sichtbar wurde, erkannte er endlich das buschige Thal, worin die Felsenhöhle sein mußte. Er schritt hinunter, fand sie und legte sich alsobald ermüdet nieder, um nach langer Zeit einmal recht auszuschlafen.

Da erschien ihm wieder der wohlbekannte kleine Mann mit den lichtglänzenden Augen, sah ihn freundlich an und strich ihm mit der Hand über die Stirne. „Lieber Hordilo,"

sprach er, „wir sehen uns für jetzt zum letztenmale für eine lange Zeit; denn Du bist nun in dem Alter, wo meines Gleichen Euch Menschen Jahre hindurch nicht erscheinen. Vielleicht, daß Du mich einmal noch als Greis wieder erblickst; doch zu Nacht werde ich Dich unbemerkt noch wohl oft betrachten. Merke Dir denn genau, was ich jetzt Dir sage. Du mußt daran denken, mehrere Jahre hier zu bleiben. Rode darum die Waldung umher aus, richte die Höhle Dir bequem ein, mache das Thal urbar und nähre Dich von Deinem Fleiße; nimm aber, außer der Königstochter, Keinen bei Dir auf, als wer zur Zeit des Vollmonds zu Dir kommt. Wenn Du einmal heiratheſt, so rufe mich im Herzen als Zeugen an, wenn Dein erstes Kind geboren ist und getauft werden soll. Dann werde ich mich seiner annehmen, wie zeither Deiner. Nun lebe Du wohl, behalte das Andenken an mich im Herzen und thue, wie ich Dir gesagt habe; ich muß fort." Wie er diese Worte gesprochen, strich er ihm wieder über die Stirn gegen den Scheitel; seine Augen blickten ihn unverwandt und seelenvoll an, immer heller und größer; zugleich breitete sich sein blauer Mantel immer weiter aus, so daß zuletzt nichts als ein lichtes Auge daraus hervorsah. Horbilo erwachte und erblickte den untergehenden Mond und um ihn her den blauen Himmel. Da besann er sich des ganzen Traumes. Als aber des Abschiedes wegen von dem Einzigen, der sich

bisher seiner angenommen, eine noch nie gefühlte Wehmuth ihn unheimlich überschleichen wollte, legte er sich wieder hin, bevor er recht in's Nachdenken kam, und schlief nun noch lange nach, bis alle Müdigkeit von ihm gewichen war.

Bei seinem Erwachen fragte ihn die Prinzessin, die in der Höhle geschlafen, aber schon seit einiger Zeit neben ihm gesessen hatte, sogleich: „Hordilo, was hast Du geträumt?" Denn sie wußte von ihm, daß er den Weg nicht weiter, als bis hierher kannte, und hoffte, daß ihm im Schlafe gezeigt worden wäre, was sie weiter zu thun hätten. Hordilo erzählte ihr Alles, was ihm begegnet war. Sie verwunderte sich darüber nicht wenig, wurde aber sehr nachdenklich; denn sie konnte nicht mit sich einig werden, ob sie allein ohne Beistand und Führer weiter gehen, oder ebenfalls bleiben solle. Das Erste fürchtete sie und das Andere schien ihr nicht schicklich; darum blickte sie verlegen auf ihn hin, indem sie ihr kleines Bündelchen selbst in die Hand nahm. Er merkte ihre Gedanken und sprach wehmüthig: „Wenn Ihr weiter gehen wollt, so werde auch ich nicht hier bleiben. Aber warum wolltet Ihr nicht die Felsengrotte bewohnen, die Euch eine sichere Zuflucht giebt? In Kurzem sollt Ihr sie wohnlicher finden und für Alles, was Ihr braucht, laßt mich nur sorgen: ich denke Euch niemals wieder Ursache zu geben, daß Ihr mich scheltet." — Die Prinzessin hörte diese Worte gern und reichte ihm dankbar

freudig ihre Hand. Zugleich übergab sie ihm die wenigen Goldstücke, welche sie bei ihrer Flucht mitgenommen, daß er Nahrungsmittel für die ersten Tage und die nöthigsten Dinge dafür anschaffen möchte.

Hordilo machte sich sogleich auf und ging an dem Wasser nieder, welches durch das Thal strömte, um einen bewohnten Ort zu suchen. Nach einigen Stunden gelangte er zu einem Dorfe, wo besonders viele Schmiede wohnten. Hier ließ er sich eine tüchtige Axt und einen Spaten bereiten, wie sie ihm für seine Kräfte zu passen schienen, und kehrte mit diesen und andern Dingen frohen Muthes noch an demselben Tage wieder zurück. Er hatte nun, was er brauchte und begann seine Arbeit frisch. In den nächsten Wochen rodete er alles Gebüsch in dem Thale aus, schlug die Stämme nieder, grub die Wurzeln aus der Tiefe und bearbeitete darnach den Grund, so daß die Gegend zugleich licht und der Boden warm und trocken wurde. Von dem vielen Holze, das er dabei gewann, nahm er das beste, um die geräumige Grotte für die Königstochter auf das beste einzurichten; das übrige trug er auf seinem starken Nacken in das Dorf, welches er gefunden und kaufte dagegen Saamen, Korn und Gemüse, theils für die tägliche Nahrung, theils zum Anpflanzen. Dabei kam es ihm wohl zu Statten, daß er ein Gärtner gewesen und sich auf das Meiste, was er zu thun hatte, schon verstand.

Die schöne Königstochter aber verstand sehr wenig und wußte nichts Anderes zu thun, als daß sie dem Hordilo bei seinen Arbeiten in dem Thale Gesellschaft leistete und mit freundlichen Worten angab, was sie wünsche. Er richtete sich allemal darnach und arbeitete mit doppelter Freude, wenn sie bei ihm war. Uebrigens vergaß er in keinem Stücke sie als seine Gebieterin zu ehren und sorgte weit mehr für sie, als für sich selbst. Nur wollte es ihm in einigen Geschäften nicht recht gelingen. Wenn er sich müde gearbeitet hatte, mußte er erst das Feuer anschüren und für sie Beide kochen, was denn immer sehr lange dauerte und gerieth, wie es konnte. Denn er hatte das Kochen auch nicht gelernt und wußte als Mann nicht immer damit umzugehen. Nicht lange aber, so fing die Prinzessin an, sich zu schämen, daß er sich so quälen und sie nichts thun sollte; auch hatte sie der Langenweile satt. Sie machte den Versuch, die Besorgung der Küche an ihrem Theile zu übernehmen, schürzte sich auf wie eine ländliche Frau, bereitete die Gemüse, wie sie dachte, daß es am besten sein möchte, und es gerieth ihr damit über ihre Erwartung gut. Dessen hatte sie sowohl selbst, als auch Hordilo eine große Freude. Beide wurden mit einander vertraulicher; die Königstochter vergaß den Stolz auf ihren Stand, der in der Wildniß doch nichts bedeuten wollte, und Hordilo wurde von Tage zu Tage klüger und in seinem Wesen an-

genehmer, weil das Nachdenken über seine Werke und der Umgang mit ihr seine Seelenkräfte bildeten.

So vergingen einige Monate und nach deren Verlauf hatten sie sich schon ziemlich bequem eingerichtet und an ihre Lebensweise Beide gewöhnt. Das ganze Thal war licht geworden; nur an der Grotte standen noch fünf alte Buchen, die wegen ihrer Schönheit und ihres Platzes verschont worden waren. Das übrige Land war nach Art eines großen Gartens eingehegt, abgetheilt, gegraben und bepflanzt; man konnte sich schon für das nächste Jahr viel davon versprechen. Jetzt war ohnehin nichts mehr zu thun, denn es wurde immer kälter und der Boden war schon tief gefroren. Hordilo hatte Muße, allerlei Geräthe zu hauen und zu schneiden, die ihnen nutzbar seyn konnten; die Arbeit dabei war im Vergleich mit der früheren gering und es machte ihm große Freude, seine Königstochter mit Allem zu versehen, was ihr Leben erleichtern konnte.

Aber grade diese zu große Sorge für sie allein, hätte den guten Hordilo fast ins Grab gebracht. Während der warmen Sommertage war er jeden Abend hinausgegangen, um vor der Grotte unter den schönen Buchen zu schlafen. Seine starke Natur empfand dabei keine Beschwer und er blieb immer gleich rüstig und kraftvoll. Als aber die Bäume ihr dichtes Laubdach verloren, der Regen hindurch schlug und den Grund näßte und die kalten Winterstürme

an der Felswand hinbrauſten, da wurde er inne, daß er mit Unrecht verſäumt habe, ſich ſelbſt ein ſchirmendes Obdach zu bereiten. In der Grotte war es bei dem Feuer ſehr warm und die Prinzeſſin erfuhr von der Kälte nicht viel; er aber hatte die Nacht unter dem Bretterverſchlage, den er ſich noch kaum anfertigen konnte, ſehr zu frieren. Es dauerte die Prinzeſſin, beſonders, weil er es ſo ſtill ertrug; aber ſie wußte ihm doch nicht zu helfen, weil ſie ihn nicht zu ſich in die Höhle nehmen mochte. So mußte er jeden Abend von ihr hinaus und er that es, ohne jemals auch nur mit einem Gedanken zu murren.

In nicht langer Zeit jedoch wurde Horbilo's Geſundheit ſo angegriffen, daß wohl vorauszuſehen war, er werde es auf die bisherige Art nicht lange mehr aushalten. Seine Glieder ſchütterten vor Fieberfroſt, wenn er am Morgen in die Grotte kam. Da erkannte die Königstochter, daß ſie durchaus einen Entſchluß faſſen müßte, und wie ſie an einem ſtrengen Abende, wo draußen ein grimmiger Wind ſchnob, noch am Feuer beiſammen ſaßen, faßte ſie Muth und ſprach: „Lieber Horbilo! Du würdeſt ſterben, wenn Du dieſe Nacht und die folgenden draußen unter den Buchen ſchlafen wollteſt; denn der Froſt wird immer härter. Wie aber, ſollte ich an Deinem Tode Schuld ſeyn, da ich Dir ſo viel verdanke und gewiß Dich in dieſer Einöde nicht überleben könnte? Laß uns denn dieſe Nacht zuſammen auf-

bleiben; morgen aber in der Frühe zu dem Dorfe gehen, wo, wie Du sagst, ein Geistlicher ist, damit uns dieser als Eheleute verbinde und wir dann mit einander in der Grotte leben dürfen."

Wie Hordilo diese Rede der Prinzessin gehört hatte, saß er eine Weile still, denn sie übertraf bei weitem alle seine Hoffnungen. Sie aber hatte längst bemerkt, wie innig er sie lieb habe. Darum reichte sie ihm nun auf's freundlichste ihre Hand und sprach: „Es ist mein ganzer Ernst; denn ich habe Dich in Wahrheit lieb." Da freute sich Hordilo über die Maßen, ergriff die dargebotene Hand und küßte sie mit Thränen in den Augen. Sie aber legte den Arm um seinen Hals und küßte ihn wieder. Am nächsten Morgen gingen sie zusammen nach dem Dorfe und der Geistliche daselbst legte ihre Hände zum ehelichen Bunde segnend in einander.

So erfuhr dieser, nur erst zwanzig und etliche Jahr alte Mann etwas, das sich so leicht nicht wieder ereignen wird. Er, dessen Eltern Niemand kannte und der noch kurz zuvor ein verachteter Gärtnerbursche gewesen war, wurde der Gatte einer wunderschönen Königstochter. Es ist wahr, er würde nicht dahin gekommen sein, wenn er mit ihr nicht so ganz allein gewohnt hätte, daß sie ihres Standes vergessen mußte; aber eben so wenig wäre er's geworden ohne seine Kraft, seine Bescheidenheit und seine glückliche Einfalt.

Daher kam's auch, daß er durch sein unverhofftes Glück hintennach nicht übermüthig wurde, sondern es durch doppelte Liebe und Sorge zu verdienen suchte. Er wurde immer mehr das Muster eines Mannes, so daß seine Frau ihn oft aus der Ferne mit liebevoller Bewunderung betrachtete und sich freute, wie in seinem kräftigen Wesen Liebe und Zufriedenheit immer offenbarer zur Herrschaft kamen. Eigentliche Sorgen hatte er gar nicht mehr, auch von Kränklichkeit wußte er so wenig wie in seiner Jugend. Wie sonst, dachte er bei seinen Arbeiten nur an sie. Auch sie gewöhnte sich, der vorigen Zeiten nur selten einmal sich zu erinnern, wo sie mit ihm zusammen daran zurückdachte.

So verflog ihnen von dem Tage ihrer Verbindung an der Winter und war schon vorüber, als sie dessen größte Strenge kaum inne geworden. Die Saaten drangen immer grüner aus dem verschwindenden Schnee hervor, die Gewässer und alles Erdreich wurden vom Eise frei und der Frühling zog milde in ihr Thal, in welchem jetzt alle ihre Gedanken blieben. Ihre Freude dabei kann gar nicht beschrieben werden. Hordilo grub und pflanzte nun fast noch emsiger als zuvor und die Prinzessin, seine Frau, half ihm, wo sie konnte. Denn gleich wie er mit jedem Tage nach ihrem Sinne artiger und milder, so wurde sie immer fleißiger und wirthlicher. Der Boden war wie durch ein Wunder gesegnet und Alles gedieh unter ihren Händen gut.

Wie sie nun lebten, das braucht nicht weitläuftiger gesagt zu werden. Es war ein Tag wie alle und an keinem hatten sie Langeweile. Der Frühling, der Sommer vergingen ihnen sehr geschwind; sie freuten sich nicht Abends auf den nächsten Morgen und nicht am Morgen auf den nächsten Abend, sondern des Morgens vergnügte sie der Morgen und am Abende der Abend.

So kam die Erndte. Sie sammelten so viel ein, daß sie bei Allem, was sie zu eignem Bedarf für den Winter aufhoben, noch genug zu verkaufen behielten, um sich Hausrath anzuschaffen, so viel ihnen Noth that. Wie aber dieses Alles sie auch freuen mochte, so vergaß es Hordilo doch, als ihm seine Frau bei wiederkehrendem Herbste sagte, daß sie bald mit einem Kinde ihn beschenken würde. Er wußte sich, wie er es hörte, vor Lust nicht zu lassen und umarmte die Prinzessin hundert Mal. Alle Arbeit nahm er ihr ab, wie er konnte, und wurde doch so frühe fertig, wie vorher, weil er sich doppelt angriff. Sie aber war gewiß nicht weniger froh. Und wenn sie allein war, dachte sie nun nichts anders, als wie sie das kleine Kind pflegen, mit ihm spielen und es zu einem rechten Wunder erziehen wolle. Aengstlich war sie gar nicht und hatte auch keine Ursache dazu.

Einen Monat vor ihrer Niederkunft, da eben der aufgegangene Vollmond über's Thal her recht still und freund-

lich durch die Buchen in die Grotte schien, saßen Beide auf einer Moosbank im Eingange und besprachen sich über mancherlei, über ihr gegenwärtiges Glück, ihre große Liebe und den reichen Segen des Himmels, besonders aber, was sie künftig als Vater und Mutter anzufangen gedächten. Da sagte die junge Frau, indem sie in den Gartengrund blickte und mit dem Finger deutete: „Ei sieh doch, was geht da am Wasser, wo der Mond so helle scheint!“ — „Es muß eine Frau sein,“ antwortete Hordilo; „aber ich weiß nicht, wie sie um diese Stunde hierher kommen mag; sie hat sich wohl verirrt.“ — „Willst Du sie nicht bitten, zu uns zu kommen?“ fragte die Prinzessin. Da fiel es dem Hordilo ein, was ihm in seinem letzten Traume gesagt war und daß eben jetzt der Vollmond schien. Er stand alsobald auf und ging an das Wasser, das durch seine Anlagen floß, und wo er die Fremde in einem weißgrauen Mantel noch immer stehen sah.

Indem er aber näher kam, meinte er ganz deutlich wahrzunehmen, wie es nur eine wohlbekannte Erle sei, die wegen ihres schönen und starken Wuchses von ihm verschont worden war. Er überzeugte sich, daß das Ziehen der Nebel um den Bach, das Bewegen der Zweige des Baumes und das daran gebrochene Mondlicht die Täuschung veranlaßt hätten. Also ging er zu seiner Frau zurück und sagte ihr davon; Beide erkannten jetzt, wenn sie vom Gespräche auf-

blickten, ganz deutlich die Erle und verwanderten sich, wie sie nicht gleich an dieselbe gedacht hatten.

Gleichwohl widerfuhr es ihnen an den folgenden Abenden um die Zeit des aufgehenden Mondes eben so und die Frau redete dem Manne noch etliche Male zu, daß er aufstehen und die Fremde einladen solle. Er that es auch gern; aber so wie er herantrat, sah er immer nur wieder das graue Gezweig des Baumes, on das der Mond schien.

Indeß wechselten die Tage. Die immer schmalere Sichel verlor sich in's neue Licht, trat umgekehrt wieder daraus hervor und als sie sich mehr und mehr rundete, fühlte die Königstochter, daß die Zeit komme, wo sie Mutter werden solle. Sie war jetzt darüber oft in großer Angst, weil sie allein war; Hordilo ging unruhig in dem Garten umher und fühlte beinahe nicht weniger Sorge. An dem Tage, da der Vollmond aufgehen mußte, kamen die Vorzeichen der nahen Geburt; die Frau bat ihn, hinauszugehen nach Hülfe; aber er wagte nicht, sie zu verlassen und trat mit bangem Herzen unter die Buchen vor der Grotte. Da sah er, wie eben der volle Mond überaus freundlich über den Wald hervorgetreten war, und hinausblickend in den Garten glaubte er am Wasser wieder die Gestalt im weißgrauen Mantel wahrzunehmen. Er ging darauf zu und siehe da — es bewegte sich, als ob sich's aus dem Gezweige loswickelte oder von der Rasenbank erhübe. Jetzt unterschied es sich ihm

deutlich vom Baume und zu ihm herankommend zeigte sich's als eine in ein nebelgraues Tuch gehüllte Frau. „Wollt Ihr mir nicht," sagte sie flüsternd, „eine Nacht bei Euch zu verziehen erlauben? Nur eine Nacht, denn Morgen in der Frühe gedenke ich wieder fortzugehen." Ihre Stimme klang wie das Gesäusel der Blätter, wenn der Wind hindurchzieht. Hordilo sagte ihr, wie es mit seiner Frau sei; da winkte sie ihn zurück und ging allein und eilig in die Höhle.

Er wartete etwa eine halbe Stunde: da erschien die Fremde wieder am Eingange und gab dem Harrenden ein Zeichen, daß er kommen dürfe. Und wie er eintrat, sah er auf dem Lager seine Frau matt lächelnd sitzen und auf ihrem Schooße ein wunderliebliches kleines Mädchen liegen, dessen Antlitz war wie vom Monde beschienen, obwohl es im Schatten lag, und seine Augen wie lauter Seele. Die Fremde stand schlank neben dem Bette und sah die Kleine mit unverwandten Blicken, aber mit unaussprechlichem Lächeln an. Der glückliche Vater gab der jungen Mutter die Hand, beglückwünschte sie und küßte seine Tochter. Darnach gedachte er dessen, was er bei der Ankunft geträumt habe. Die Prinzessin nickte beifällig und sie wurden einig, die Tochter über einen Monat, bei dem vollen Lichte, zu taufen. Die Fremde wurde dazu eingeladen; da verneigte sie sich dankend, küßte der Mutter und Tochter die Stirn,

winkte dem Manne, in der Grotte zu bleiben und ging hinaus. So kurz ihnen die Zeit vom Abende her vorgekommen war, so sahen sie doch bald darnach die Morgendämmerung draußen anschwellen, und nicht lange, so war es Tag.

Die Königstochter war in kurzer Zeit wieder munter; das Kind befand sich wohl; die Eltern wurden nicht satt, es anzusehen. Die Fremde aber erschien in den folgenden vier Wochen nicht wieder.

Wie aber die bestimmte Zeit der Taufe kam und der Mond wieder, wie bei der Geburt des Kindes, mit ungewohntem Glanze in das Thal leuchtete, trat Hordilo Abends unter die Buchen hinaus. Und wie er harrend da stand, sah er, wie die Frauengestalt sich wieder aus den Zweigen der Erle loswickelte, und lief, es seiner Frau anzusagen. Diese war schon früher wieder aufgestanden und kam nun, ihr Kind auf den Armen, hervor. Die Fremde trat ihnen entgegen, begrüßte die Eltern mit lieblich leiser Stimme, nahte sich einem in der Grotte stehenden Tische und bedeutete dem Vater, daß er in einer Schaale das Wasser zur Taufe hole. Er lief an den Bach und brachte, so viel noth war. Die Fremde nahm das Kind und erinnerte die Eltern, sie möchten, um ihr Gelübde, von dem sie früher gesagt, zu erfüllen, nur lebhaft und mit frommem Sinne daran denken und zugleich für die Kleine einen passenden Namen suchen. Jenes that besonders der Vater,

indem er gegen den Mond blickte und ihm Alles lebhaft vor die Seele kam, was er vordem gedacht, geträumt und erlebt hatte. Die Mutter aber sann über den Taufnamen nach und sprach endlich: „Wir wollen unser Töchterchen Milde nennen; denn mild ist der Mond, wie er oben aus der Bläue scheint, und so milde möchte ich einmal ihr eigenes Gemüth sehen.“ Da nickte die Fremde, sprach die heilige Taufformel ganz nach der kirchlichen Ordnung, besprengte die Stirn des Kindes mit dem Wasser, nannte den Namen und betete darnach andächtig und still. Als dieses geschehen war, beglückwünschte sie die Eltern und zog aus ihrem Gewande einen himmelblauen, mit silbernen Sternen durchstickten Schleier. Den legte sie dem Kinde um das Antlitz und sprach: „Ich will ihm in seines Pathen Namen auch ein Angebinde geben.“ Und wie die Eltern es ansahen, blickte es aus dem Blau, wie der liebliche Mond aus dem Himmel, und sie herzten es und sagten zu einander: „Wie es in Wahrheit so milde ist.“ Während dessen hatte sich die Fremde leise entfernt. Sie blickten ihr nach und sahen, wie sie auf das Wasser zuging und am Bach in dem Nebel verschwand, so daß bald nur der wohlbekannte Baum da zu sehen war.

So war die Geburtsgeschichte der Milde; sie gab seit dem Aufenthalte ihrer Eltern in der Einöde die erste Veranlassung, daß ein Besuch zu ihnen kam, den sie nicht

einmal begreifen konnten. Nach dieſem waren ſie wieder ſo einſam und abgeſchieden, wie ſie zuvor geweſen, aber freilich noch um Vieles glücklicher. Sie wünſchten gar nicht, die Welt wieder zu ſehen, der ſie ſich immer mehr entwöhnten, und hatten in der Sorge für ihr liebliches Kind zu immer neuen Freuden Stoff genug. Das frühe Entfalten der reichen Keime, die in dem Gemüthe des Mädchens zu liegen ſchienen, ſeine Zartheit, ſein ſchnelles Begreifen, ſeine ausdrucksvollen Blicke, der melodiſche Klang ſeiner erſten Worte: Alles machte die Eltern Beide gleich froh. Es war, als ob die Kleine einen unſichtbaren Erzieher, etwa in ihrem eignen Innern, hätte, ſo geſchwind und mühelos kamen alle Anlagen in der ſchönſten Weiſe wie frühe Blumen hervor. Sie erkrankte nie und hatte doch in ihren Zügen, ihrem Wuchs und ihrem ganzen Weſen ein Etwas, das ſie von allen andern Mädchen, die man ſonſt ſchön nennt durch eine höhere Feinheit unterſchied. „Das Kind muß von Engeln behütet werden," ſagte die Mutter oft, wenn ſie mit dem Vater darüber ſprach.

Allmählig rang ſich aus der Hülle, die das Geiſtige frühe umſchließt, etwas Wunderbares immer mehr und mehr los, das auch früher bei Hordilo geweſen war, obwohl in geringerem Grade. Das Mädchen war beſonders lebhaft zu den Zeiten, da der Mond leuchtete, und erzählte, als es reden konnte, häufig von ſolchen Träumen,

wie sie der Vater noch wohl kannte, weshalb auch dieser sie immer gern anhörte. Sie gewöhnte sich, an solchen Tagen hinaus an das Wasser zu gehen, setzte sich da auf den Rasen unter die Erle, sah hinauf an den Himmel und schien in Gedanken ganz verloren. Die sorgende Mutter hütete sie aus der Ferne mit ihren Blicken und holte sie wohl heim, wobei sie willig folgte. Mit der Zeit aber ließ man ihr mehr Freiheit; denn sie war in Allem verständig und gut. Ihre Eltern liebte sie mit einer stillen Anhänglichkeit, die niemals schmeicheln wollte, weil sie auch nie betrübte. Ueberaus klug und innig hing ihr Auge, wie sie erst einige Jahre alt war, an dem Auge des Vaters oder der Mutter; und wenn diese dann das fromme, seelenvolle Antlitz in dem blauen Schleier, den sie allezeit trug, ohne daß er veraltete, lange betrachtet hatten, verwunderten sie sich gegen einander immer mehr, wie sie mit so großem Rechte Milde genannt worden, und beredeten gerne, was noch einmal aus dem Kinde werden möge.

Da dieses erste Kind fünf Jahr alt war, fühlte sich die Prinzessin wieder Mutter und sagte es ihrem Manne, dem Hordilo, der sich darüber abermals sehr freute. Sie waren Beide jetzt ruhiger, weil sie wieder auf die Fremde hofften, von der sie hintennach den Glauben angenommen hatten, daß sie keine gewöhnliche Frau, sondern etwas Höheres gewesen sei, etwa ein hülfreicher, guter Geist des

Wassers oder des Waldes. Aber kurz vor der Zeit, da ihre Mutter niederzukommen erwartete, erzählte die Milde eines Morgens ihren Eltern, wie sie in der vergangenen Nacht einen Traum gehabt, darin ihr der kleine Mann mit den kleinen glänzenden freundlichen Augen erschienen sei. Der habe ihr aufgetragen an ihren Vater, daß er am nächsten Tage gegen die Abenddämmerung thalabwärts dem Wasser nachgehen solle, und mitbringen, den er fände. Die Eltern verwunderten sich über diese Erzählung, weil das Kind von dem, was ihnen damals im Sinne lag, durch sich selbst nichts wissen konnte, und um so bereitwilliger ging Hordilo an selbigem Abend längs dem Wasser im Thale hinunter. Es war eben auch um die Zeit des Vollmondes und das beruhigte ihn noch mehr.

Als er eine Strecke gegangen war, traf er eine alte freundliche Frau, die von den Büschen in ihre Schürze das junge Laub einsammelte. Sie erschrak, wie er sie grüßte, und verwunderte sich, auf einen Menschen zu treffen. Er fragte, wie sie in diese Wildniß komme; sie sagte ihm, daß sie seitwärts in den Bergen wohne, seit einem Vierteljahre Wittwe sei und nur heute hierher an das Wasser gekommen, um für ihre Ziege und die beiden Lämmer ein besseres Futter zu suchen. Ihr Mann sei Kohlenbrenner gewesen; sie habe ein Paar Kinder gehabt, die aber frühe gestorben, und jetzt lebe sie allein mit ihren Hausthieren;

denn sie könne sich nicht entschließen, als Bettlerin in die ferne gelegenen Dörfer zu ziehen. — Hordilo lud sie zu sich ein und versprach ihr, sie bei sich zu behalten und für sie bis an ihr Ende zu sorgen. Sie war darüber sehr froh, wollte aber durchaus für jetzt zurück, um ihr Vieh nicht zu vergessen. Ueber diese Fürsorge freute er sich, bat sie, getrost an dem Bach hinaufzugehen und erklärte sich selbst bereit, die Hütte zu suchen und die Ziege mit ihren Jungen abzuholen. Die Alte traute ihm und ging vorauf und er kam nicht lange nach ihr zu seiner Familie zurück.

Nach einigen Tagen gebar die Königstochter ihr zweites Kind, einen Sohn, wobei ihr die Alte beistand. Der Vater besorgte seine Taufe in der Kirche des ihm bekannten Dorfes und nannte ihn Rutilo. Alle theilten sich in des Knaben Pflege; er wuchs gesund und kräftig heran und wurde ein Ebenbild seines Vaters. — Ein drittes Kind bekam die Mutter nicht. Also bestand die Familie fortan aus fünf Personen, dem Hordilo, der Prinzessin, der Milde, dem Rutilo und der Alten, die beider Kinder wartete und nachher selbst von ihnen gepflegt wurde.

Diese Fünfe lebten auf ähnliche Art, wie zuerst die beiden Eltern, zehn Jahre lang, abgeschieden von der Welt und in ihrer Einsamkeit ganz zufrieden. In dieser langen Zeit war keiner von ihnen krank, sehnte sich keiner auch

nur eine Viertelstunde lang in die Welt zurück oder hinaus und kam auch kein Mensch weiter zu ihnen.

Wie nun Hordilo etwa vierzig, die Prinzessin einige dreißig, die beiden Kinder funfzehn und zehn Jahr alt waren und die Wärterin so weiß an Haaren und so alt, daß sie sich für wenigstens neunzigjährig hielt, da geschah es einmal, daß in einer lichthellen Mondnacht die Milde — die jetzt eine wunderschöne Jungfrau und von allen Uebrigen als das Kleinod betrachtet ward — unter der alten Erle am Wasser eingeschlafen war. Der Vater hatte sie da gesehen, aber sie nicht geweckt und den Andern nur erzählt, wie sie mit dem holden Angesicht so lieblich im blauen Schleier auf der Rasenbank schlummere. Als sie nun eben so am nächsten Morgen grüßend zu ihnen trat, fragten sie Alle sogleich neubegierig: „Milde, was hast Du geträumt?" Sie aber wandte sich erst zu ihrem Vater und sprach: „Ich habe von Vergangenheit und Zukunft geträumt. Ihr, Vater, seid zu hohen Dingen und zum Segen vieler Tausende berufen und die Zeit ist vorüber, da Ihr hier so verborgen vor der ganzen Welt lebt. Es ist mir gesagt, daß Ihr morgen mit dem ersten Frühlichte Euch aufmachen und, während wir noch hier bleiben, einige Tagereisen des Weges zurückgehen sollet, den Ihr gekommen, bis Ihr in dem Königreiche seid, das Ihr kennt. Da werdet Ihr das Uebrige, was Euch noth ist, denn erfahren."

Wie die Milde das gesagt hatte, blieben die zuhörenden Eltern noch einige Zeit vor Verwunderung still. Dann fragte die Prinzessin ihren Mann ungewiß und leise, was er zu thun gedenke? Hordilo bestand darauf, daß er dem wahrsagenden Traume folgen müsse. Sie fand sich darein; er beschaffte und ordnete, was nöthig war, nahm am andern Morgen seine große Axt, küßte sein Weib und seine schlafenden Kinder und ging hinaus in den Wald. Die Zurückgebliebenen aber waren mehrere Tage hindurch betrübt über seinen Abschied.

Fünf Tage durch war Hordilo gereist, als er nach mehr denn sechszehn Jahren in die Gränzorte des Königreiches kam, das seinem Schwiegervater zugehörte. Er fand die Straßen hier sehr lebhaft; Männer gingen mit Waffen vorüber, Weiber und Kinder standen vor den Thüren und klagten, die ganze Gegend schien in Verwirrung. Er verwunderte sich darüber, weil er die Ursache nicht herausfinden konnte, und trat in ein Haus, um sich darnach zu erkundigen. Der Herr desselben erschrak anfangs, da er den gewaltigen Mann mit dem Barte und der großen Axt eintreten sah. Dann berichtete er ihn auf seine Frage, daß die Bewohner der Umgegend sich in der Nachbarschaft auf einer Haide versammelten, um einen Anführer zu wählen; denn es sei ein mächtiger König in's Land gefallen und es werde verlangt, daß Jeder, der irgend Waffen tragen könne, sich zum Heere stelle.

Als Hordilo dieſes vernahm, fühlte er eine kriegeriſche Luſt in ſich erwachen, die er bisher nie erfahren hatte. Es däuchte ihm, als müſſe er vor allen Andern dem Könige helfen, da derſelbe, wenn auch wider Wiſſen und Willen, ſein Schwiegervater und der Großvater ſeiner Kinder geworden. Er ging ohne Verzug auf den grünen Plan, wo die vornehmſten und muthigſten Männer unter einigen Linden beiſammen ſtanden. Zu dieſen trat er hin und weil er der Größeſte von allen war, ſo machten ſie ihm ehrerbietig unter ſich Platz.

Man beredete eben mehrfache Proben, wodurch man den Tapferſten und Stärkſten herausfinden wollte, um ihn zum Anführer zu ernennen; und es war deutlich zu ſehen, wie Alle den Hordilo mit den Augen maßen und ſich über ſeine gedrungenen Glieder verwunderten. Da winkte er, daß ſie ſchweigen und auf ſeine Rede hören möchten, und ſprach: „Was wollen wir Proben ſuchen, wie ſie ſchon Hunderte abgelegt haben! Hier ſtehen zwölf Linden von ungefähr gleicher Dicke. Ich will Euch eine Probe vormachen; gebt Acht, ob es einer von Euch nachthut!“ Damit holte er aus und ſchwang ſeine Art gegen den Baum, der ihm zunächſt ſtand — und ſiehe, er neigte die Krone und ſtürzte auf den einen Schlag zwiſchen den wegflüchtenden Männern zu Boden.

Da entſetzten ſich Alle vor ſeiner Kraft und Keiner

dachte daran, es ihm gleich zu thun. Die Hauptleute traten in einen Rath zusammen und weil der Krieg wirklich sehr ernst war, wurden sie schnell einig und erklärten den Fremden zu ihrem Feldherrn. Hordilo aber nahm den Antrag mit Ernst an und gebot Allen sogleich, sich auszuruhen, um am nächsten Tage in aller Frühe gegen den Feind zu ziehen.

Das geschah auch. Es wäre aber vergeblich, beschreiben zu wollen, was in den nächsten Zeiten durch den Hordilo und seinen Haufen gethan wurde. Wären alle Feldherren wie er gewesen, so hätte der Krieg wohl in Kurzem sein Ende erreicht, ungeachtet die Feinde an Zahl bei weitem übermächtig waren. Es führte ihn nämlich derselbe König, der einst vor sechszehn Jahren um die Prinzessin geworben und sie durch ihr Verschwinden verloren hatte. Damals gelang es ihrem Vater, ihn durch Ehrenbezeugungen und Geschenke zu besänftigen. Wie er aber zur Regierung gekommen und mit den Jahren immer bösartiger geworden war, hatte er den Einfall gehabt, alle benachbarte Staaten zu erobern und zu seinem Reiche zu schlagen. Mit einigen war es ihm schon gelungen und wie er dachte, sollte es ihm auch jetzt nicht fehlen; denn er kannte die Feigheit und den Unverstand der Anführer in diesem friedlichen Reiche und war selbst ein sehr guter Feldherr.

Hordilo allein schlug seine Haufen, wo sie sich zeig-

ten, und hielt sein Vordringen, so viel die kleine Mannschaft es vermochte, auf. Alle andern Heeresabtheilungen waren verwirrt und muthlos und mit ihren Hauptleuten unzufrieden. Sie wünschten bereits Alle, den großen Fremdling mit der Axt an ihrer Spitze zu haben, — als unerwartet vom Könige, der schon aus seiner Hauptstadt geflüchtet war, ein Befehl kam, es solle Jeder ohne Ausnahme dem Hordilo gehorchen, denn er sei Oberfeldherr und des Königs Schwiegersohn.

Anfangs konnte sich Niemand aus den letzteren Worten vernehmen, — denn der König galt als kinderlos, seit die einzige Tochter verloren gegangen war, und bei dem Hordilo hatte Keiner eine Frau gesehen, — bis endlich der Zusammenhang bekannter wurde. Es war nämlich auf der Milde Anrathen die Prinzessin mit ihren beiden Kindern an des Vaters Hof zurückgekehrt, hatte diesem Alles erzählt und nicht nur seine Verzeihung, sondern auch, da er den Hordilo nun schon kannte, seine freudige Einwilligung zu allem Geschehenen erhalten. Die alte Wärterin war nicht lange vor ihrer Abreise aus dem Thale sanft und ruhig gestorben.

Zugleich mit des Königs Gebote an das Heer, kam auch Rutilo bei seinem Vater an, um in dem Tumulte ihn zu erheitern und sich selbst an die Gefahren zu gewöhnen, so wie eine heimliche Botschaft von der Milde, wor-

in sie ihm aus einigen Träumen erzählte, was er zu thun habe, und daß er zur Zeit des Vollmondes allein eine entscheidende Schlacht wagen, im neuen Lichte dagegen sich blos vertheidigen solle.

Hordilo richtete sich darnach genau, und war es ihm bisher schon so außerordentlich gelungen, so wandte sich das Kriegsglück von dieser Zeit an gänzlich auf seine Seite. Kein Ueberfall wollte dem Feinde mehr glücken; vielmehr mußte er einen Platz nach dem andern räumen und nach mehreren verlorenen Treffen sich auf der eigenen Gränze zusammenziehen. Hier lagerte er sich auf einer großen Haide unter einer Bergreihe und der rothhaarige König erließ ein Aufgebot an alle junge Mannschaft seines großen Reiches, daß sie eilig dahin ziehen solle. Hordilo ließ das geschehen, indem es eben Neumond war, und setzte sich im Angesichte der Gegner ebenfalls auf einer Reihe Anhöhen fest.

Schon wuchs das feindliche Heer zusehends an; man sah ganze neue Abtheilungen von den Bergen herab in das Lager kommen; schon versuchte der König, in manchen Angriffen zu einer allgemeinen Schlacht zu reizen. Aber Hordilo, obwohl er keine weiteren Verstärkungen bekam, dämpfte den Muth seiner kriegslustigen Hauptleute und vertraute ihnen endlich, um sie nicht an ihm irre werden zu lassen, daß er am Tage des Vollmondes eines entscheiden-

den Erfolges sicher sei. Seine Zuversicht gewann ihren Glauben. Seine Antwort verbreitete sich alsobald durch das ganze Heer, und es war Keiner, der gezagt hätte, als nun am bestimmten Tage der Feldherr frühe aufsaß und an der Spitze seines Heeres die Berge hinunter zog.

Es wurde aber eine heiße und blutige Schlacht. Der feindliche König hatte seine Ueberlegenheit benutzt, um seine Gegner alsbald zu umzingeln und wagte sich selbst, seines Ruhmes wegen, in jede Gefahr. Ohne die Zuversicht seiner Leute hätte Hordilo der Uebermacht nicht widerstehen können. Er war fast den ganzen Tag hindurch dicht umringt; und wenn seine gewaltige Art Alles vor ihm in Entsetzen und Flucht brachte, so häuften sich die andringenden Feindesmassen in einer andern Gegend nur desto mehr. In beiden Heeren blieb darum die Hoffnung des Sieges bis zu einbrechendem Abend lebendig. Da aber war der Vortheil auf der Seite der Feinde; denn das kleine eingeschlossene Heer war durchbrochen und focht an ganz verschiedenen Orten.

Den Tapferen sank zum größern Theile der Muth tief; sie waren matt und dachten schon daran, rühmlich zu sterben. Da trat über die Höhen die volle Mondscheibe groß und freundlich hervor. Alle besannen sich auf das Wort ihres Feldherrn und riefen frohlockend auf, und zur selben Zeit stürzte sich von den Hügeln eine unerwartete

Hülfsschaar junger muthiger Kämpfer; die trugen hoch in ihrer Fahne ein liebliches Mädchen-Antlitz im blauen Schleier, und ihr Feldruf war: „Die Milde!“ Wie ahnende Schauer lief es durch alle Reihen, als der sanfte Name in die ehernen Stürme der Schlacht hineinklang; die Feinde erzitterten vor der neuen Kampflust der Widersacher, die sie zu ihrem Schrecken wohl kannten. Sie machten weichend ihnen Raum; Hordilo selbst erreichte endlich ihren König und spaltete ihm das Haupt: die Flucht wurde allgemein, und der Tag war, und mit ihm r Ausgang des ganzen Krieges, entschieden.

Und damit enden wir die Geschichte vom Hordilo, der auf so eigene Weise aus seinem niedrigen Stande herausgehoben und Eidam eines Königes, so wie der Vater von Königen wurde. Von seiner Tochter aber, der Milde, ließe sich noch weit mehr erzählen; denn sie wurde ein wahres Wunderfräulein, das unter den Frauen ihrer Zeit nicht ihres Gleichen hatte. Das aber mögen Andere übernehmen, die ihre Schicksale genauer kennen und auch besser zu erzählen wissen, als wir.

4.

Der Zögling des Paradieſes,

oder:

der Werth des Glaubens.

Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem ſchönen, gläubigen Gefühl.

Schiller.

Vor langen Zeiten lebte einmal in einem großen Walde ein armer Holzhacker mit seiner Frau. Ihr ganzes Eigenthum war eine niedrige, moosbedeckte Hütte in einer Schlucht, ein kleines Gärtchen, wie es die Frau versorgen konnte, und der wenige alte Hausrath, den sie einst, wie sie in die wilde Einsamkeit zogen, mitgebracht hatten. Uebrigens schliefen sie auf einem Lager von Laub, hatten den ganzen Tag über zu arbeiten und doch oft nur wenig zu essen; denn die nächste Ortschaft lag beschwerlich weit und der Mann mußte jedesmal einen Tag daran setzen, wenn er seinen Vorrath daselbst verkaufen wollte. Darum sahen sie auch selten andere Menschen, hatten sich aber einander desto lieber und blieben vor allem Bösen bewahrt.

Wunderlich geschah es, daß, nachdem sie schon zwanzig Jahre zusammen in solcher Einsamkeit gelebt hatten und sich dessen gar nicht mehr versahen, die Frau noch ein Kind gebar und zwar ein Töchterchen. Sie und ihr Mann waren Beide über die Maßen darob erfreut: ja es dünkte ihnen angenehmer, als wenn sie auf einmal in ein reiches Haus mitten in einer Stadt versetzt wären. Wie es denn

zu geschehen pflegt, versäumten Beide manche Stunde ihrer Arbeit, weil sie sich von dem Kinde nicht losmachen konnten. Die Mutter begnügte sich nicht, es zu stillen und zu verpflegen: sie wollte auch immer damit spielen. Der Mann aber konnte gar nicht dazu kommen, einen ganzen Tag lang vom Hause fort zu sein, um sein Holz zu verhandeln: er schichtete es auf und verschob den Weg von einem Sommertage zum andern, bis der Herbst kam. Das brachte die guten Leute aber bald in Noth. Da der Holzhacker sich so lange nicht sehen ließ, so glaubten die Leute im Orte zuletzt, er müsse wohl gestorben sein, und sahen sich, weil der Winter immer näher vor die Thüre kam, nach andern Verkäufern um. Wie er endlich sich zu dem Wege entschloß, fand er alle seine Kunden schon versorgt und mußte unverrichteter Sache wieder umkehren.

Das bekümmerte den guten alten Mann um so mehr, da er seit der Geburt des Kindes sich aller Sorgen ganz und gar entwöhnt hatte. Denn nach Art greiser Eltern hatte er an das Kleine gänzlich sein Herz gehängt: es mußte nach seinem Glauben kein so artiges Kind weiter in der Welt geben, obwohl es durch die thörichte Liebe schon verwöhnt und ein eigensinniger Schreihals war, der in den Windeln, aus des Vaters grauem Flausrock geschnitten, abentheuerlich genug aussah.

Ganz trübsinnig kam er wieder zu seiner Frau und

erzählte ihr das Mißgeschick. „Woher sollen wir die langen Monate durch zu essen nehmen?“ sagte er. „Das Haidekraut blüht auf dem Waldrücken so dicht; es giebt gewiß einen harten Winter: wie will es da um uns und unser Kind werden, Mutter?“

„Du mußt Dich nach andern Dörfern umsehen,“ sagte die Frau, „wenn sie auch noch weiter liegen. Wird der Winter hart, so werden sie desto eher Holz gebrauchen.“

Der Mann mußte sich schon darein finden, neue beschwerliche Wege zu machen. Aber er kam überall zu spät. Jeder hatte sich bereits vorgesehen, weil die Fischer und Jäger untrügliche Vorzeichen haben wollten, daß ein früher und starker Schnee falle.

Und so geschah es wirklich. Der Holzhacker war aus übergroßer Ermüdung einige Tage im Hause geblieben und hatte sich gerade für den nächsten Morgen einen neuen Weg vorgenommen, als er beim Aufwachen ringsher einen tiefen Schnee auf der Erde sah, der das Strauchwerk fast bedeckte. Es schneiete den ganzen Tag fort, der Himmel sah wie ein Zelt von grauem Regentuch aus und die Flocken trieben im buntesten Gewirr gegen die Scheiben. Das war zu Anfang der Adventszeit, wo man sich dessen in den meisten Jahren noch nicht versieht.

Nun war die Familie allerdings in großer Noth. Ihr Haus lag so ganz einsam zwischen den vielen breitgedehnten

Waldbergen, daß es in solcher Zeit völlig unmöglich war, an irgend einen Ort zu kommen. Anfangs hofften sie, die Kälte werde nicht Bestand haben, weil die Flocken so gar dick fielen: aber sie warteten drei Tage lang vergeblich, und als am vierten das Schneien nachließ, heiterte sich der Himmel so klar und frostig auf, daß an kein Thauwetter zu denken stand. Und da lag der Schnee schon so hoch, daß die Dornbüsche kaum mit den Spitzen daraus hervorsahen.

Die beiden guten Leute mochten ihren Vorrath überrechnen wie sie wollten, so sahen sie doch, sie könnten nicht auskommen. „Hätten wir nur nicht das Kind," sagte die Mutter, „ich stürbe schon gern, da ich nicht viel mehr von meinen Jahren zu erwarten habe." — „Ich auch wohl," antwortete der Mann, „da ich im Grunde an Allem Schuld bin." — „Bewahre," sagte die Mutter, „da müssen wir andern Zwei ja auch sterben; rede doch nicht so thöricht! Aber siehe zu, ob Du nicht irgendwo hinaus Möglichkeit findest, durch den Schnee zu kommen: die Sonne muß doch noch etwas Macht haben, ihn zu schmelzen."

Der Mann hatte wenig Glauben an das, was seine Frau meinte; aber er ging willig hinaus, nahm eine Schaufel mit und suchte sich zu einer Anhöhe hin zu arbeiten, von der man einige Stunden weit abwärts über die Wal-

dung nach der Gegend hinaus sah, wo die nächsten Orte lagen. Es gelang ihm mit Mühe und nach langer Anstrengung: aber wie er oben war, sah er zu seinem Entsetzen die Vertiefungen, in denen der Pfad weiter lief, vom Winde ganz zugeweht. Wo er wohnte, lag noch der wenigste Schnee, und schon war es ihm über seiner sauern Arbeit fast Abend geworden.

Indem er traurig durch die Tannen zurückging, sah er im Zwielichte, etwa hundert Schritte seitwärts, eine schlanke weiße Gestalt, die ihm eine silbern glänzende Krone auf dem Haupte zu tragen schien. Sie stand unbeweglich. Er wunderte sich und stand eben auch. Aber indem er schärfer hinsah, glaubte er zu erkennen, daß es nur das Blinken des aufgehenden Mondlichtes über einem zusammengewehten Schneehaufen sei, und ging weiter. Aber bald kam es ihm wieder so vor, als erblicke er dieselbe Erscheinung und er mußte abermals stehn und rieb sich die Augen, um recht genau hinzusehen. Die Anstrengung hatte ihn indeß ungewöhnlich ermüdet; eine fremdartige Ermattung lag in seinen Gliedern. Er sank nieder, wo er eben stand, unbekümmert, ob der Frost ihn tödten würde, und hatte sich kaum hingelegt, als er auch schon unwillkührlich einschlief.

Kaum war er im Schlaf, so kam es ihm vor, als sehe er wieder die schlanke Frau mit der silbernen Krone vor sich, aber jetzt ganz deutlich. Es war die Himmels-

königin, die Jungfrau Maria. Sie sah ihn mitleidig an und sprach: „Armer Mann, Du bist gegenwärtig in einer sehr großen Noth. Siehe, so war ich einst darin um diese Zeit, als ich auf Erden lebte, und darum helfe ich noch alljährlich so gerne den Bedrängten, die es verdienen. Ueberlaß mir Deine Tochter, bis sie erwachsen ist; ich will sie zu mir nehmen und erziehen. Du aber sollst so lange nicht nur vor dieser, sondern auch vor jeder künftigen Todesgefahr beschützt werden, bis Du mit Deiner Frau Dein Kind noch hier auf Erden wiedersiehest."

So sagte sie und entfernte sich. Der Holzhacker wollte ihr antworten; da sah er ein Licht in seine Augen brennen, funkelnd wie Gold. Er meinte noch zu träumen. Aber es war seine Frau, die mit einer Laterne ausgegangen war, ihn zu suchen, und nun ihn rüttelte und dabei immer weinte und klagte, weil sie glaubte, er wäre schon erfroren. Es gelang ihr endlich, daß sie ihn ermunterte. „Nun Gott sei Dank!" sprach sie, „aber da habe ich erfahren, wie mir's sein würde, wenn Du einmal vor mir sterben solltest; ich könnte gewiß nicht länger leben."

Er stand auf und Beide sputeten sich, das Haus zu erreichen, denn die einbrechende Nacht war sehr kalt. Wie sie an den warmen Heerd gekommen waren und sich ein wenig erholt hatten, hub der Mann an zu erzählen, was ihm Wunderliches vorgekommen sei und darauf geträumt

habe. „Ich lasse mir nicht ausreden, daß es etwas bedeute," sagte er; „Alles war so klar und so prächtig: ich wüßte nicht, wie ich durch mich auf solche Gedanken hätte kommen mögen."

Die Frau hörte aufmerksam zu, weil sie seit lange gewohnt waren, die Träume jeder Nacht einander zu erzählen. „Aber was hätte die Frau wohl mit dem Kinde haben wollen?" sprach sie zuletzt; „wenn es sterben soll, dann mag sie mich immer dazu nehmen."

„Sie sagte mir ja aber," antwortete der Mann, „wir würden so lange leben, bis wir unser Kind wieder sähen; da kann es ja nicht sterben sollen."

„Das ist wahr," versetzte die Frau, „doch was soll's denn vorstellen? Wird etwa Jemand kommen und unsere Tochter an Kindes Statt begehren? Artig genug ist die Kleine. Aber einem Menschen übergebe ich es doch nimmermehr."

So beredeten sich die beiden Alten, ohne daß sie herausfinden konnten, was der Traum bedeuten möge. Die Frau bedauerte, daß sie ihn nicht selbst gehabt habe, um Alles recht genau zu wissen. Sie meinte dann schon die Auslegung treffen zu wollen; denn wenigstens was dergleichen Dinge anbetraf, traute sie sich mehr Verstand zu, als ihrem Manne.

Am andern Morgen ließ sich dieser nicht abhalten, mit

der Schaufel wieder auf die Höhe zu gehn, wie er vorgab, um von da aus einen weitern Weg zu suchen. In Wahrheit aber hoffte er wieder eine Erscheinung von der weißen Frau mit der silbernen Krone. Die Mutter erwartete vielleicht etwas Aehnliches; darum ließ sie ihn ohne große Widerrede ziehen und empfahl ihm nur, frühe genug umzukehren, um vor Nacht wieder bei ihr zu sein.

Wie es nun Abend geworden war und die Frau im Zwielichte mit ihrem Kinde allein in der Stube saß, hörte sie an der Thüre ein Pochen. Das war auch zu bessern Jahreszeiten etwas Ungewöhnliches, zumal aber jetzt. Doch rief sie: herein. Und in der Dämmerung sah sie eine Frau in einem feinen weißen Gewande eintreten; die begrüßte sie freundlich und fragte, ob man ihr nicht etwas zu essen geben könne? In ihrer Bitte lag eine solche Inständigkeit, daß die gutherzige Alte sie bei aller eigenen Nahrungssorge unmöglich abschlagen konnte und auch sogleich hinausging, um das Gebetene zu holen.

Als sie damit wieder hereintrat, hatte sich die Fremde an die Wiege gesetzt und betrachtete das unterdeß wach gewordene Kind. Dieses schien daran sein Wohlgefallen zu haben und fing an zu lächeln, zum ersten Male in seinem Leben. Darüber freute sich die Mutter und fragte die Frau, ob sie auch die Kinder lieb habe? Diese bejahte es, sagte aber, daß die Kleine zu ängstlich verwahrt sei und darum

nicht gedeihen würde. Das nahm die Mutter übel und meinte: wenn sie besser zu erziehen wisse, als Mutterliebe, so möge sie es versuchen. — „Wohl," sprach die Fremde; „wollt Ihr mir Euer Kind überlassen, so soll es Euer Schaden nicht sein und nach Jahren stelle ich es Euch wieder zu." Da fiel es der Frau ein, was ihr Mann am vorigen Tage erzählt hatte und sie betrachtete die Fremde genau, ob sie etwas Uebernatürliches an ihr bemerken könne. Aber diese erschien ihr ganz wie andere junge Frauen, nur daß sie jetzt erst deren große Schönheit sahe. Sie zauderte lange mit ihrer Antwort, weil die Erinnerung an ihre herbe Noth mit der Mutterliebe kämpfte. Endlich fragte sie: ob es auch gewiß zum Glücke ihres Kindes gerathen würde, wenn sie es ihr überließe? Die Fremde bejahte dieses zuversichtlich, und da Jene noch immer unschlüssig blieb, sprach sie: „Lasset das Kind denn selbst entscheiden, bei wem es lieber sein will."

Das war die Mutter zufrieden, nahm das Kind aus der Wiege und setzte es auf ihren Schoos. Es war ganz still. Aber wie die Fremde es anblickte, lächelte es dieser wieder zu, langte mit den Aermchen nach ihr hinüber und sah dann seine Mutter mit klugen Augen an. „Seht, es hat gewählt," sprach die Fremde, indem sie es nahm; „so lasset es mir denn und lebt wohl." Die Mutter konnte vor Erstaunen und Verlegenheit nicht antworten und trat

an die Thür, um zu ſehen, ob nicht ihr Mann käme, ihr zu rathen. Die Fremde folgte ihr; wie ſie aber vor die Thür gekommen, ſchwebte ſie von ihr fort die Anhöhe hinauf, ſo leicht, daß auch nicht die geringſte Spur dem Schnee eingedrückt ſchien. Oben ſtand ſie noch einmal ſtill und wandte ſich um. Sie hielt das Kind auf dem linken Arme und man konnte deutlich das Geſicht von Beiden ſehen. Indem der Abendſchein ſie umleuchtete, dünkte es der Mutter, als ſei das Kleid jetzt glänzend roth und das große Umſchlagetuch blau, wie der Himmel. Sie wollte genauer hinſehen, aber es war ihr, als würde die Erſcheinung immer kleiner und ferner. Endlich rieb ſie ſich die Augen und ward inne, daß ſie von dem langen Hinblicken in das Abendlicht geblendet ſei und den rothen Glanz allenthalben ſehe.

Sie wurde in ihren Gedanken von ihrem Manne unterbrochen, der mit fröhlichem Geſichte vom Berge herunter kam und ihr ſchon von weitem zurief, ſie möge ſich freuen, es ſei ihnen geholfen. „Du weißt," ſagte er, da er bei ihr war, — „wie ich dieſen Morgen ausging. Ich wußte wohl, daß es keine Möglichkeit war, auf dem Wege weiter zu kommen; aber ich hatte meine Gedanken. Und ſieh, wie ich oben ſtand, kam mir's, ich weiß nicht wie, in den Sinn, ſeitwärts nach der alten Kapelle hin Bahn zu machen. Vielleicht, daß der Vorfall von geſtern fromme Gedanken in mir erweckt hatte. Es gelang und — ſtelle

Dir vor! — wie ich da bin, finde ich sie mit Obst gefüllt bis an das Fenster. Alles war frisch und doch war keine Menschenspur im Schnee zu sehen. Soll man das nicht Gottes Hülfe nennen? Sieh her, das habe ich beigesteckt! Sind Dir je solche Früchte vorgekommen?

Er zog einige Aepfel aus der Tasche und reichte sie der Frau. Sie waren in der That ungewöhnlich groß und schön und von so einladendem Geruch, wie sonst nicht das reifste Lagerobst.

„Ja," sagte die Frau, „es ist wunderbar; aber unser Kind haben wir doch auch nicht mehr."

Der Mann fragte, was sie meine? Sie erzählte ihm nun, was bei ihr vorgefallen war und fing während ihrer Rede an zu weinen, denn das Mutterherz that ihr wehe. Aber der Mann, wie er Alles gehört hatte, tröstete sie verständig und sprach: „Mutter, da ist ja Gottes Hand sichtbar, dem wir Alle gehören. Er kann uns hinnehmen, wann er will; aber ich denke, er meint es mit uns besonders gut."

Aber die Mutter konnte sich nicht so leicht zufrieden geben; sie fuhr fort zu weinen und ging in großer Unruhe schlafen. Und so war sie auch an den folgenden Tagen sehr bekümmert. Denn die Liebe einer Mutter ist das Stärkste in der Natur. Eine rechte Mutter hat ihr Kind lieber als sich selbst und bedenkt sich selten, wenn es sein muß, für dasselbe bereitwillig zu sterben. Indeß that auch

hier die Zeit und die Sorge das Ihre. Die beiden alten Leute waren zu lange ganz einsam gewesen, als daß sie sich nicht leichter an die neue Einsamkeit hätten gewöhnen sollen, zumal da ihr Kind doch nicht gestorben war und sie bei ihren Gesprächen immer eine frohe Hoffnung einflechten konnten.

Anfangs hoben sie aus Gewissenhaftigkeit das gefundene Obst auf, ohne davon zu essen; denn sie dachten, es möchte doch irgend einem Menschen angehören. Da aber der Frost bis in die längeren Tage anhielt und ihr eigener Vorrath gänzlich ausging, so überzeugten sie sich desto leichter, daß der gemachte Fund eine Hülfe des Himmels sei und benutzten ihn ohne Scheu. Es waren treffliche Aepfel von einem so leichten und reinen Dufte, wie etwa von den gewürzhaftesten Kräutern auf hohen Bergwiesen. Der Genuß hatte auch nichts träge Machendes, wie andere Speisen, sondern er ermunterte den Geist und man fühlte sich darnach erleichtert in allen Gliedern. Das Gedeihliche zeigte sich auch an den beiden Alten. Die Runzeln auf ihren Gesichtern glätteten sich aus, die weißen Haare kräuselten sich und ob ihnen schon das einmal gewonnene Alter anzusehen war, so sprach doch aus ihren Zügen eine ganz jugendliche Heiterkeit, die zugleich in ihrer Seele von Tag zu Tage zunahm. Sie betrachteten einander selbst anfangs mit Ver-

wunderung; doch bald war es ihnen, als könne auch das nicht anders ſein, oder als ſei es immer ſo geweſen.

Endlich kam denn der Frühling wieder mit ſeiner, allen Grimm des Winters beſiegenden Milde. Den Schnee leckten die wärmeren Strahlen nach und nach vom Grunde, an manchen Stellen glitten ſie ſchon über das ſichtbar werdende Moos. In den Schluchten brauſten die mit Macht ſeewärts fließenden Waſſer. Der Thauwind wehte Abends in den Waldabhängen. Es war eine Zerſtörung, wie die der Auferſtehung. Die Eisrinden barſten auf wie Gräber, und das frohe Leben der friſchen Quellen ſprang daraus hervor. Die Anemonen, Maßliebchen, Marienblümchen, Himmelsſchlüſſelchen umkränzten ihre Ufer und verbreiteten ſich bald über alle Gründe. Auch die Alten gingen aus ihrer Wohnung hervor mit einem Sinn, als ſollte das Leben für ſie neu anfangen. Sie kehrten wieder zu ihren Beſchäftigungen zurück, aber voll getroſten Muthes. Gerade neigte ſich auch ihr Vorrath zu Ende und war völlig aufgezehrt, als ſie neue Nahrungsmittel gewinnen konnten. Nur einen großen Apfel behielten ſie übrig, den ſie auf dem Schranke von Nußholz aufbewahrten zum Andenken an ihre Erhaltung. Er blieb fortdauernd friſch und füllte mit ſeinem Dufte die ganze Stube.

Doch vergaßen ſie ihres Kindes nicht, ſondern gedachten deſſelben alle Tage, nur daß ſie ſich nicht mehr grämt-

ten. Wurde der Vater einmal recht sehnsüchtig darnach, so fing die Frau an, wieder zu erzählen, was sie von der Fremden wußte. Und eben so machte es der Mann, wenn seiner Frau das Mutterherz schwer wurde. Dann fühlten sie sich bald Beide getröstet und kamen von neuem überein, der Fügung des Himmels gänzlich zu vertrauen.

So lebten sie bis es jährig wurde, daß sie ihr Kind verloren hatten. Es kam die Adventszeit wieder; sie erschien aber dieses mal weit freundlicher, als im Jahre vorher. Es war noch nicht alles Laub von den Bäumen gewehet und die Marienblümchen standen noch auf den Wiesen.

Da traf es sich, daß die beiden Alten am Morgen nach dem Jahrestage sehr heiter erwachten. Gerade da der Mann sich aufrichtete und nach seiner Frau hinsah, um sie zu wecken und ihr einen merkwürdigen Traum zu erzählen, sah er auch diese die Augen munter aufschlagen und hörte sie sogleich sprechen: „Welch ein deutliches Gesicht! Ganz gewiß lebt unsre Tochter noch, das lasse ich mir nun nicht ausreden.“ Diese Worte verwunderten ihn und er fragte: „Hast Du denn auch davon geträumt? Höre nur, wie es mir diese Nacht vorgekommen ist.“

Und nun fing er an: „Ich hatte wohl noch nicht lange die Augen geschlossen, da sah ich die weiße Frau mit der silbernen Krone an mein Bette treten. Sie weckte mich und sagte: „Folge mir nach meiner Burg, damit Du jetzt, wie

ich Dir verheißen, Deine Tochter ſeheſt.“ Ich antwortete „Das mag wohl weit ſeyn und ich bin alt und müde; wie werd' ich es können?“ Sie aber ſprach weiter: „Gönne Deinem Leibe nur die Ruhe; Du aber folge mir nach.“

„Nun das iſt doch eigen,“ unterbrach ihn die Frau, „gerade ſo fing mein Traum auch an. Aber die Fremde trug kein weißes, ſondern ein roth und blaues Kleid und nur einen weißen leichten Mantel über die Schultern.“

„Das mag ſein,“ ſagte der Mann und fuhr fort: „da ſtand ich vom Bette auf und es war mir, als wäre ich in meinen Jugendzeiten. Ich fühlte mich leicht und gutes Muthes, ſah aber, indem ich zurückblickte, einen alten Mann wie todt im Bette liegen, der meine eigenen jetzigen Züge hatte. „Das iſt dein eigener Leib, der ſo lange hier bleibt bis Du wieder kommſt,“ ſagte die Fremde, und es grauſete mir nicht. Du ſtandeſt auch auf, ſo jung wie vormals, da ich Dich heirathete, doch noch viel ſchöner.“

„Die Frau ging nun vor uns her aus der Hütte; der Mond ſah uns ins Geſicht. Und es war mir, als würden wir — ich weiß nicht wie — von ihm an- und über die Erde emporgezogen, ihm entgegen. Als ich nach einer Weile mich umſah, waren wir ſchon weit von der Erde weg und hatten doch nichts davon gemerkt.“

„Ja,“ fiel die Frau ein, „ich merkte es erſt, da der

Mond vor meinen Augen immer größer wurde, anfangs wie unſer Garten und dann gar wie ein ganzes Land.“

„Recht ſo,“ ſagte der Mann, „und ſeitwärts ſahen wir die Sonne, aber ſie blieb ſo groß, wie ſonſt alle Tage. Es freute mich aber doch, ſie zu ſehen: denn es war mir, als geſchehe nun Alles unter Gottes Auge. An dem Monde dagegen ſah ich bald Berge und Thäler, doch ſie waren wüſt und wild. Da fingſt Du an zu weinen.“

„Freilich,“ ſagte die Frau, „denn ich dachte, mein Kind ſolle in einer ſo wilden Gegend das ganze Jahr hindurch gelebt haben. Da bemerkte es die Fremde und ſprach: „Ihr werdet es ſchon ſehen, daß dieſes doch das Paradies iſt. Jetzt ſehet Ihr nur die rauhe Seite, mit der es einſt aus dem Grunde der Erde ſich losriß, als es Gott von derſelben wegnahm. Wo es einſt geweſen, da iſt deswegen auch jetzt bei Euch tiefer Meeresboden und wird ſo lange bleiben, bis ſich dieſes Stück wieder einſenkt, was erſt nach langen Zeiten geſchehen kann.“

„Es iſt doch ſeltſam,“ verſetzte der Mann: „ſo etwas iſt uns im Wachen nie eingefallen und wir haben doch oft genug den Mond angeſehen.“

„Und ich hätte nimmer geglaubt,“ ſagte die Frau, „daß der Mond ſo gar groß ſein könne. Aber nun ſprich weiter, wie Alles war, ob auch das Uebrige zutrifft; denn nun erſt kommt das Beſte.“

„Ja," antwortete der Mann, „wenn Du so, wie ich, geträumt haſt, dann war es gewiß erſt das Beſte. Wir kamen, ich weiß nicht wie, um die wilde Seite des Mondes herum und ſahen dabei ſchon von weitem einen Schein, wie wenn im Sommer der Tag bald anbricht, milchweiß im Grunde, aber mit allerlei zarten dreinſpielenden Farben durchwebt. Und wie wir näher kamen, — könnt' ich's doch nur beſchreiben! — da ſtand ferne eine hohe Burg, wie aus blau-hellem Kryſtall gebaut. Aus der leuchtete ein ſanftes Licht hervor, daß man dabei Alles deutlich erkannte. Rund um ſie her aber lag ein großer Garten, mit ſo lieblichen Blumen und ſo ſchönen Bäumen, wie ich ſonſt nirgend geſehen. An den Bäumen hingen ſolche Früchte, wie wir ſie vor einem Jahre in der Kapelle gefunden, und ich freute mich, als ich das ſah. Durch den Garten aber floſſen vier große Waſſer; dabei gedachte ich an die Bibel. Doch hatten wir nicht lange Zeit, auf dieſe äußerliche Geſtalt der Gegend zu achten; denn bald kamen aus allen Gängen und Gebüſchen ganze Haufen von wunderſchönen Kindern angeſprungen und riefen der Königin zu: „Mutter! Mutter!" Sie ſagte ihnen etwas leiſe. Da ſprangen ſie fort — und weißt Du nun noch, Frau, wie ſie mit unſerm Kinde in der Mitte zurückkamen?"

„Ja," ſagte die Frau, „mein Leben lang werde ich das nicht vergeſſen. So ſchön Alles war und ſo allerliebſt

beſonders die Kinder, ſo ſuchte ich doch immer nach meinem eigenen und unter Tauſenden hätte ich's herausfinden wollen. Als es nun kam und mich ſogleich kannte und ſchon ſo artig laufen konnte, da war ich ganz glücklich. Es fiel mir zuerſt wieder bei, das Kleine mitzunehmen; denn ich dachte, wir hätten jetzt Nahrung genug dafür. Als mir aber in die Gedanken kam, daß es dann den ſchönen Garten und alle ſeine Geſpielen verlaſſen müßte, um hier in der Wildniß allein bei uns alten Leuten zu leben, da überwand ich mich und ſchwieg ſtill davon. Die Himmelskönigin mußte jedoch in meinem Herzen haben leſen können; denn ſie lächelte mich an und ſagte: „Das iſt Mutterliebe, um ſeines Kindes willen ſeiner ſelbſt vergeſſen. Ihr habt nun Beide geſehen, daß es Eurer Tochter jetzt wohl gehet. Kehret denn auf die Erde zurück und bleibet in der Furcht Gottes wie bisher. Wenn die rechte Stunde da iſt, ſo kommt Euer Kind wieder und dann gehet Ihr bald darauf alle Drei zuſammen in den Himmel der Seligen ein."

„Das habe ich gerade auch ſo verſtanden," ſagte der Mann; „aber gleich darauf wurde mir's undeutlicher vor den Augen, und wie ich ſie anſtrengte, da wachte ich auf."

So erzählten ſich die beiden Alten. Sie freuten ſich, daß ſie Beide daſſelbe geträumt hatten, denn nun war ihnen Alles um deſto gewiſſer und ſie konnten darüber mit einander um deſto beſſer ſprechen. Das thaten ſie denn auch

fortan häufig, besonders in den Abendstunden. Bald waren dem Einen und bald dem Andern noch diese und jene kleine Umstände eingefallen, die sie noch nicht genannt hatten. Daran erinnerten sie sich denn am Abende und so kamen sie immer wieder auf das Uebrige mit zu reden. Sie hatten es nie genug und es war ihnen nicht wie eine einzelne Geschichte, die man zuletzt müde wird, sondern, gleich der Erinnerung der wahren Liebe, immer neu und theuer. Der Segen des Himmels blieb mit ihnen, so wie sie in ihrer glaubenvollen Einfalt blieben. Keine Krankheit drückte sie, keine Noth und Sorge machte ihnen bange, keine vergeblichen Wünsche störten ihnen die Zufriedenheit. Ein Tag war wie der andere und an allen waren sie gleich froh.

Manche Jahre waren auf diese Weise vorübergegangen, als der Holzhacker einmal allein im Walde an seiner Arbeit war bis spät in den Abend. Er hatte eben alles Holz aufgeschichtet und rüstete sich zum Weggehen, als er einen jungen Jägersmann zu Fuße durch die Bäume schreiten sah, der einen großen erlegten Hirsch auf seinen Schultern trug. Der Alte rief ihn nach seiner Gewohnheit an und fragte, ob er sich etwa verirrt habe? Denn es lief durch die Gegend gar keine Straße und selbst die Jäger pflegten selten so weit zu kommen.

Der junge Mann kam auf den Zuruf näher, grüßte ihn und sagte: „Ich habe mich nicht eben verirrt, denn ich

habe keinen Weg gesucht; doch ist mir's lieb, wenn Ihr mir die nächste Straße bescheiden wollt, da mir bei der einbrechenden Nacht der Hirsch in dem dichten Walde hinderlich wird." — „Ihr habt da eine tüchtige Last," sprach der Holzhacker; „wir gehen eines Weges, gebt sie mir, ich will sie Euch bis an mein Haus abnehmen."

„Nein," sagte der Jäger, „das geschieht nimmermehr, denn Ihr seid alt und zudem von der Arbeit müde und die schwere Last könnte Euch ein Leid thun." Der Holzhacker fuhr fort zu bitten; aber der Jäger gab seinen Hirsch nicht ab und ging neben ihm so munter damit fort, daß der Alte im Stillen seine Kräfte bewunderte.

Indeß war es dunkel geworden, als sie bei der Hütte ankamen: die Frau hatte schon Licht angemacht und man sah sie am Fenster sitzen. Der Mann rief Holla! Da stand sie geschwind auf, öffnete die Thür und rief: „Wie bist Du heut denn so lange ausgeblieben, Mann? Beinahe hätte ich seit so langen Jahren zum ersten Male Sorge gehabt."

Jetzt war es an dem Jäger, sich zu verwundern. „Wie," sprach er, „Ihr wohnt hier so allein und seid gewiß arm, und doch wäret Ihr ohne Sorgen?"

„Ja wohl," sagte der Mann, „durch Gottes Güte sind wir das; es ist nur jetzt zu lang zu erzählen. Nun steht es bei Euch, ob Ihr die Nacht bei uns bleiben wollt,

oder ob ich Euch zwei Stunden weiter geleiten soll bis, wo der Wald lichter wird und Ihr nicht leicht mehr fehl gehen könnet."

„Lasset mich nur allein gehen," sprach der Andere; „vor der Nacht bin ich nicht bange. Es wäre Unrecht, wenn ich Euch etwas von der nächtlichen Ruhe abkürzen, oder Euch durch meine Gegenwart Mühe machen wollte."

„Nimmermehr!" versetzte der Alte; „Ihr würdet mir die meiste Mühe machen, wenn Ihr allein ginget. Denn wenn Euch auch kein Unfall begegnete, so würde ich doch nicht ruhig schlafen, wenn ich Euch draußen wüßte. Ja ich müßte morgen früh alle Schluchten durchsuchen, um nur gewiß zu werden, daß Ihr kein Unglück genommen."

Der Jäger konnte dagegen nichts vorbringen und entschloß sich, zu bleiben. „Ihr sollt nur meinetwegen keine Umstände machen," sagte er; „eine Stelle auf der Erde ist mir zum Nachtlager genug."

Sie gingen nun in das Haus; die Frau setzte das Essen auf den Tisch, und die Lampe, welche drüber aufgehängt war, schien allen Dreien so in's Gesicht, daß sie einander mit Muße betrachten konnten. Die beiden Alten nahmen ihren Gast oft in's Auge; es drängte sie, ihre Lieblingsgespräche anzufangen, und sie wußten doch nicht, ob er sie gern hören würde.

Als das Essen vorüber war, zog der Greis seine Mütze

und faltete die Hände zum Danke. Der Jäger that es eilig und beschämt nach; denn er hatte den hölzernen Löffel schon bei Seite gelegt, ohne an das Gebet zu denken.

„Ihr seid fürwahr glücklich," hob er darnach an; „ich möchte wissen, ob Ihr noch wohl einen Wunsch auf Erden hättet."

„Glücklich sind wir," antworteten Beide wie mit einem Munde, — „und was wir noch wünschen," sagte der Mann, „das erfüllt sich sicherlich, wenn es Zeit ist."

„Wir werden unsere Tochter gewiß noch wiedersehen," sagte die Mutter. „Ach, Mann, wie groß sie jetzt sein muß und wie schön! Sie war damals ja schon wie ein Engel."

„Ja," versetzte der Mann, „als sie in dem Paradiese spielte. Die Himmelsfürstin hatte sie gewiß recht lieb."

Und nun gab eine Rede die andere und die Alten brachten die ganze Geschichte nach und nach hervor, unbekümmert um den jungen Mann, der ganz still dabei saß. Sie schienen sich so ganz über den Erinnerungen zu vergessen und hörten einander mit einer Achtsamkeit zu, als wenn die so viel besprochenen Dinge ihnen noch ganz neu wären. So unterhielten sie sich so lange, bis der halbe Mond in ihr Fenster schien und der Mann daran dachte, daß sein Gast wohl müde sei. Da standen sie auf, besorgten ihm ein Lager in der Stube, gaben ihm die Hand und gingen zusammen in ihr Kämmerlein schlafen.

Am andern Morgen früh war der Holzhacker schon mit seinem Beile da, um den Jäger eine Strecke zu geleiten. Dieser schien sehr niedergeschlagen, nahm aber das Anerbieten seines Wirthes ohne Weigerung an und huckte seinen Hirsch auf die Schultern.

Wie sie nun draußen über das grüne, in Sonnenblicken funkelnde Moos fortschritten, die Füße vom Thau benetzt, das Angesicht vom Morgenwinde erfrischt, hob der Jäger an:

„Lieber Greis, was Ihr gestern vor dem Schlafengehen mit Eurer Frau besprachet, haltet Ihr das denn für gewisse Wahrheit?“

„Wie anders?“ entgegnete der Holzhacker; „für so wahr, als ich hier den Tannenwald zu sehen meine.“

Der Jäger schwieg nachdenklich. Erst nach einer Weile sagte er wieder: „Ihr seid sehr glücklich und ich begreife nun wohl, weshalb ich nie so heiter werden konnte, ungeachtet ich nicht so einsam, noch in solch einer Hütte wohne, wie Ihr, und nur zuweilen aus freiem Willen mich ein wenig anstrenge. Ich gäbe viel darum, ja Alles, wenn ich mit Euch tauschen könnte.“

„Solltet Ihr denn unglücklich sein?“ fragte der Holzhacker; „ich habe kaum je einen so gesunden und starken Menschen gesehen wie Euch, und Gesundheit und Stärke sind doch gewiß große Gottesgaben.“

„Wohl sind sie das,“ erwiederte der Jäger; „aber was

bedeuten ſie und alle Erdengüter, wenn unſer Sinn keine ewigen Hoffnungen hat?"

Der Greis wußte hierauf nicht zu antworten. „Laſſet Euch meine Rede nicht irren," fuhr der Jäger fort; „ſo traurig ich Euch ſcheinen mag, ſo bin ich doch lange nicht ſo zufrieden geweſen, als jetzt."

Ueber dieſen Geſprächen waren ſie durch verſchiedene Schluchten auf eine Höhe gekommen, von der man das ferne Ende des Waldes ſah. Bald hörte man auch Jagdhörner aus der Weite.

„Ich weiß mich nun zu finden," ſprach der junge Mann; kehret hier um und verſäumt meinethalben Eure Geſchäfte nicht länger. Erlaubt mir aber, daß ich zuweilen bei Euch wieder vorſpreche."

Damit reichte er dem Greiſe die Hand und ging mit raſchem Schritte in den Wald hinab. Der Holzhacker ſah ihm noch eine Weile nach, indem er deſſen letzte Reden überdachte. Dann kehrte er eine gute Strecke zurück, bis er an einen Platz kam, wo er ſchon gehauen hatte, und hielt ſich munter zu ſeiner Arbeit.

In der nachfolgenden Zeit kam der junge Jäger öfter gegen Abend zu der Hütte der beiden Alten, ganz allein mit ſeiner Armbruſt, nur zuweilen von zwei großen ſchönen Hunden begleitet. Er trug dann, was er erlegt hatte, nicht wie das erſtemal fort, ſondern gab es der Frau, daß ſie es

zubereitete. Uebrigens machte er eben ſo wenig Anſprüche auf Bequemlichkeit, als bei ſeinem erſten Beſuche. Es ſchien ihm nur daran gelegen, die Alten zu ſehen und ihre wohlbekannten Erzählungen wieder zu hören. Er brachte immer die Rede darauf und ſaß dann achtſam und mehrentheils ſtillſchweigend im Zuhören. Zuweilen ſchien er Zweifel zu hegen und die Ausſagen von früheren Abenden prüfend zu vergleichen; oft wurde er wehmüthig und ſeine Augen waren dann wohl feucht; andere Male zeigte er ſich heiterer und ſchied mit einem höchſt friedlichen und frohen Gruße, als hätte er Alles gefunden, was er ſuchte. Die beiden Alten hatten ihre Gedanken darüber, ſo wie über ſeinen Stand, und hätten gern ſeinen Namen gewußt. Da er aber ihn nicht ſelbſt nannte, ſo achteten ſie es nicht für ſchicklich, ihn darum zu befragen. Sie ſahen ihn recht gern, da ſie ihre Lieblingserzählung ungeſtört vor ihm durchſprechen konnten; ja ſie merkten nun erſt, wie glücklich ſie waren, da Jener ſie glücklich pries. Mit der Zeit gewannen ſie ihn eigentlich lieb, wie einen Sohn, ſo daß ſie ſich auf ſeine Ankunft im Voraus freuten und mit ihm wie mit ihres Gleichen redeten, ohne doch dem ehrwürdigen Anſehen ihres Alters etwas zu vergeben.

An einem herbſtlichen Abende kam der junge Jäger auch einmal und hatte, was er ſonſt nicht gewohnt war, einen Speer in ſeiner Hand, ſo groß und ſchwer, daß der Holz-

hacker ſich darüber verwunderte, als er ihn dem Angekommenen abnahm; denn er hielt ſich noch immer ſelbſt für ſtark und fühlte doch das Gewicht der Stange. Der Jäger war ſehr ernſthaft und bat mit einem wehmüthigen Tone um die Wiederholung der oft gehörten Erzählung, die denn der Greis ungeſäumt lieferte.

Als ſie zu Ende war, ſprach Jener; „Ach ich höre ſie ſo gern und weiß nicht, ob ich ſie vielleicht jetzt zum letztenmale gehört habe. Wenn Ihr mich wiederſeht, ſo iſt es erſt im Frühjahre; vielleicht aber auch bin ich dann ſchon todt und weiß dasjenige, worüber ich hier nimmer einig werden kann. Euch verdanke ich viel; ich verdanke Euch die Hoffnung — und die Ueberzeugung, daß es möglich ſei, von ganzem Herzen zu glauben. Betet indeß für mich; ich bin Eurer Bitte vielleicht nicht ganz unwürdig, wie Ihr wohl irgend einmal erfahren werdet. Für jetzt weiſet es nicht ab, daß ich Euch einen Beutel mit Gelde zurücklaſſe, denn die Sterndeuter ſagen, es ſtände uns ein harter Winter bevor, und ich könnte nicht ruhig ſein, wo ich Euch in Noth denken müßte.“

„Und doch,“ antwortete der Mann, „müſſen wir das Geld abweiſen; es würde ja ſein, als vertrauten wir nicht auf den allein, der uns bisher ſo ſichtlich bewahrt hat. Seid unſertwegen nur außer Sorgen; nehmt Euch aber ſelbſt in Acht, ſo gut ſich's thun läßt, daß Euch nichts

Uebles widerfahre. An unſrer Bitte, da wir Euch von Herzen lieb haben, wird es gewiß nicht fehlen.“

Der ernſtliche Ton in dieſer Rede überzeugte den Jäger, daß er ſein Anerbieten nicht wiederholen dürfe, und wenn ihm dieſes gleich leid war, ſo freute es ihn doch wieder, daß Beide das Vertrauen auf den Himmel ſo entſchieden jeder irdiſchen Sicherheit vorzogen.

„Aber müßt Ihr denn in die Gefahr gehen?“ fragte die Alte mütterlich beſorgt.

„Frau,“ verſetzte der Mann, „er thäte es ja gewiß nicht, wenn er nicht müßte. Aber Ihr“ — wendete er ſich zu dem Jünglinge — „ſeid weder traurig, noch bange. Wenn Ihr auch in Eurem Berufe ſterben ſolltet, Ihr ſeid glücklich zu preiſen.“

„Bange, ihr guten Leute, bin ich wohl nie geweſen,“ verſetzte der Jüngling erröthend. „Es iſt etwas Anderes, als der Muth, was mir fehlt, und das werde ich nie finden. Es iſt die Gewißheit, daß der Himmel und die Ewigkeit dem Menſchen offen und zugänglich ſind und unſre theuerſten Wünſche erfüllen. Ihr habt dieſe Gewißheit, aber Ihr konntet mir nicht mehr davon geben, als die bloße Hoffnung, und die iſt doch noch weit von Eurem Glauben entfernt.“

„Es geſchieht Vieles, was wir nicht voraus denken,“ ſprach der Greis. „Wir haben unverdienter Weiſe Gottes

Güte und Macht erfahren und ſind dadurch klüger worden. Von Eurem Alter an bis in unſer jetziges haben wir noch Vieles lernen müſſen. Faſſet denn auch darin Muth. Die Wahrheit bleibt ja doch beſtehen, wenn Ihr ſie auch nicht glaubt, und ich wüßte nicht, warum Euch Gott nicht eben ſowohl Alles geben ſollte, was Ihr noth habt, als uns.“

Der junge Jäger blickte dem ehrwürdigen Alten in das ernſtheitere Geſicht und drückte ihm die Hand. Dann neſtelte er, ſich beſinnend, ſein Gewand auf und langte von ſeiner Bruſt ein Bild, das an einer koſtbaren Kette von ſeinem Halſe herab hing. „Dieſes hebt mir auf, bis ich wiederkomme,“ ſprach er, „und behaltet es, wenn ich ſterbe; ich mag es keinem Andern laſſen.“

Er hielt es noch in der Hand und ſah es mit feuchten, ſehnſuchtvollen Augen an. Die beiden Alten blickten mit ihm darauf hin. Es war das Bild eines überaus ſchönen jungen Mädchens, mit ſehr vieler Liebe und Mühe gemalt, doch von keinem Meiſter. „Euch kann ich's wohl ſagen,“ ſprach der Jäger, „was das Bild bedeutet. Ach, es lebt freilich wohl nirgends und hat vielleicht nie gelebt. In einem trügeriſchen und doch ſo ſeligen Traume erſchien es mir; da ſah ich es unter Eichbäumen neben einem Kreuze, ſo lebendig, ſo himmliſch ſchön — es hat nie ein Menſch ſolche Schönheit begriffen, viel weniger gehabt. Von dem Augenblicke an, wo ich erwachte, habe ich es nie wieder

vergeſſen können. Ich bot alle Künſtler auf, es mir nach meiner Beſchreibung zu malen: keiner vermochte es. Da lernte ich ſelbſt das Malen, ſo gut es gehen wollte und verſuchte mich an meinem Bilde Tag für Tag, bis ich dieſes endlich zu Stande brachte. Es iſt doch etwas ähnlich, aber freilich himmelweit unter jenem Urbilde. Ach, hätte ich Euren Glauben, dann wüßte ich, daß ich dieſes letztere wo nicht hier, doch im Himmel finden würde. Nun habe ich blos die arme Einſicht gewonnen, daß alles irdiſche Glück des Beſitzes kaum werth ſei."

„Aber," ſagte die Frau gutmüthig, „wenn Euch das Bild ſo werth iſt, ſo nehmt es doch lieber mit."

„Ich habe mich lange beſonnen," antwortete der Jäger; „doch ich trage es ja weit ſchöner und wahrer in meiner Seele bei mir. Und dann will ich Euch nur ſagen, es iſt mir faſt, als würde ich bald ſterben. Dann müßte mich's ſchmerzen, wenn ich im Augenblicke meines Todes dieſes Bild in rohe Hände übergehen ſähe. Euch aber muß ich doch ein werthes Andenken laſſen und es iſt mir ſonſt faſt Nichts etwas werth. Die Welt erſcheint mir in ihrer Vergänglichkeit ſo gering, daß ich dieſes Abbild eines Traumes darin noch am höchſten halte. Nehmet es denn!"

Die beiden Alten nahmen es endlich, da ſie ſahen, daß ihm ein Gefallen damit geſchehe. Der Jäger ſchied hierauf mit großer Bewegung und ſagte noch zuletzt: „Ihr ſeid

mir die liebſten Menſchen, die ich auf der Welt weiß; behaltet denn auch Ihr mich lieb."

Das Letztere ſprach er, indem er ſich von ihnen wandte und ohne Umſehen mit ſtarken Schritten in den Forſt ging. „Es iſt ein guter Menſch," ſagte die Mutter — „und wie ſchön! Schade, daß er ſo unglücklich iſt!"

„Gott wird helfen!" antwortete der Mann, „ja wahrlich, Er wird ihn nicht verlaſſen, da Er ſich unſer angenommen hat, die wir ſo geringe und unnützliche Menſchen ſind."

Sie beſahen ſich das Bild und redeten noch viel darüber. Hinfort kamen ſie in den Abendſtunden auch fleißig auf den Jäger zu reden und vergaßen auch nie, wie ſie es zugeſagt hatten, für den jungen Mann zu beten.

Der alte Holzhacker benutzte einige heitere Novembertage, um für ſeinen Holzverkauf unterſchiedliche neue Orte aufzuſuchen, und wandte ſich in die Gegend hin, wo ſeinem Bedünken nach der Jäger wohnen mußte. Seit langen Jahren war er nicht da geweſen; doch meinte er ſich zu erinnern, daß das Holz dort gut bezahlt werde, weil reiche Leute daſelbſt wohnten. Es gelang ihm auch, manches zu verkaufen; aber das, warum er eigentlich hingekommen war, um ſich nämlich nach dem jungen Manne zu erkundigen,

war vergeblich. Niemand konnte ſich aus ſeiner Beſchreibung der Perſon erinnern, ja Keiner achtete recht darauf: denn Aller Sinn und Mund war voll von einem ſchweren Kriege, in welchen das Königreich mit dem Nachbarlande gerathen war und von dem man ſich wenig Gutes verſah. Die meiſten jungen Leute hatten müſſen in's Feld ziehen, auch waren ſchon einzelne Gefechte vorgefallen und Manche hatten ihre Angehörigen darin verloren. Das betrübte den Greis; denn nun verſtand er, daß der Jäger ebenfalls in den Krieg gezogen ſei, und fürchtete um ſo mehr, daß er ihn nimmer wiederſehen werde. Seine Frau betrübte ſich eben ſo tief, als er es ihr hinterbrachte, und Beide verdoppelten ihre Gebete für ſein Leben und ſein Glück.

Was ſie aber bald wieder fröhlich machte, war dieſes, daß jetzt das ſiebenzehnte Jahr angehoben, ſeit ihnen einſt die wunderbaren Vorfälle begegneten. Es erneuerten ſich dadurch ihre alten bekannten Geſpräche mit doppelter Lebendigkeit und eigen war es, als ob eine fremde, wohlthätige Gewalt neue Heiterkeit in ihre Seele göſſe. Eine geheimnißvolle Ahnung ſagte Beiden, daß ſie ein großes Glück erwarte; Beiden kam es vor, als ob ſie ihr Kind nun gewiß bald wiederſehen würden; und dieſe innere Zuverſicht ſtieg in ihnen immer mehr, wie nach dem Thomastage die Sonne wieder täglich höher hinaufrückte, im Februar das Moos

hie und da aus dem Schnee hervorsah und im März gelindere Lüfte die Nebenwolken durch den Wald jagten und der Frühlingsregen mild niederrieselte. Von da an gingen Beide täglich zu der Kapelle; ihre freudige Erwartung schien nicht mehr wachsen zu können.

Da kamen an einem der ersten hellen Frühlingstage Nachmittags zwei Reuter durch den Wald heran, welche zwei ledige Pferde noch nebenbei führten und denen zwei Hunde vorausliefen, um die Fährte auszuspüren. Die Männer stiegen vor der Hütte ab und erschreckten durch ihren Eintritt die beiden Alten, die nun erst aufsahen und sie bemerkten. „Ihr müßt Euch sogleich aufmachen," sprach der Aelteste mit einer rauhen Stimme; „denn der König hat nach Euch verlangt. Eure nöthigsten Sachen aber könnt Ihr mitnehmen."

Da hob die Frau an zu klagen, daß sie von ihrer heimathlichen Hütte scheiden solle und dieselbe wohl nie wiedersehen würde. Aber die Reuter trieben immer nur zur Eile, ohne auf ihre Betrübniß sonderlich zu achten. „Wir haben zugesagt, bis morgen Abend wieder im Lager zu sein," sagte der Sprecher, „darum säumet nur nicht; denn es ist weit."

„Frau," sprach der Holzhacker, „wie Gott will! Er kann uns ja anderwärts eben so wohl behüten, wie hier."

„Habt nur keine Angſt," ſagte der jüngere Reuter; „Ihr ſeid uns auf die Seele gebunden. Aber laſſet uns auch nicht unnöthig verziehen, denn der König wartet."

Die beiden Alten mußten nun die ledigen Pferde beſteigen, die bequem geſattelt waren, und die Reuter leiteten dieſe vorſichtig am Zaume. So ging es von der leer bleibenden Hütte fort in den Wald.

Anfangs war die Frau noch ganz betrübt und ängſtlich; aber es dauerte nicht lange, ſo gewann auch bei ihr, wie bei ihrem Manne, das getroſte Weſen wieder die Oberhand. Die beiden Kriegsleute zeigten ſich weit beſſer, als es zuerſt geſchienen. Der Aelteſte, welcher die ſtrenge Sprache geführt hatte, ſtieg, wo der Weg unebner wurde, ab, ging neben dem Pferde der Frau hin und ſorgte ſtill, aber achtſam für ihre Sicherheit und Bequemlichkeit.

Der Jüngere, welcher der Vornehmere zu ſein ſchien, ritt indeß zwiſchen den beiden Alten und ſuchte ihnen durch Geſpräche den Weg zu kürzen. Er erzählte von dem Kriege, der noch immer unentſchieden ſei und von dem Könige. „Ihr habt nicht Noth," ſprach er, „Euch vor ihm zu fürchten, denn er iſt leutſelig; auch die Geringſten halten ihn hoch und es ließe wohl Mancher freudig für ihn ſein

Leben. Gott bewahre Euch nur, daß Ihr ihn nicht noch schwermüthiger macht, als er bis auf den letzten Tag war."

„Wie sollten wir dazu kommen?" versetzte der Greis; „wir kennen ihn ja nicht und wünschen ihm gewiß alles Gute. Aber neugierig sind wir, ob wir nicht den jungen Jäger wiederfinden werden, der bis zum vorigen Herbste so oft zu uns kam. Er ist auch bei dem Heere und wie mir vorkommt, so hatte er dieselben beiden Hunde bei sich, welche dort vor uns herlaufen und den Weg suchen."

„So?" sagten die beiden Reuter verwundert. Sie fragten nun sehr genau nach, redeten dann mit einander leise und brachten das Gespräch auf andere Dinge.

Am Abende des zweiten Tages hörten die vier Reisenden aus der Ferne das Klirren vieler Schilder und ein lautes Rufen durcheinander. „Eine Schlacht!" rief der jüngere Krieger mit funkelnden Augen; „vielleicht die entscheidende! Wir thun am besten, sogleich Theil zu nehmen; denn alle Arme können helfen! Wenn nur der König noch gesund ist!"

„Reitet Ihr hin," versetzte der Aeltere, „ich muß wohl in der Zeit hier bei den Leuten bleiben. Vergesset aber

nicht, Euch zunächst beim Könige zu melden und dann fragt ihn, ob ich auch zu meinem Banner reiten dürfe."

Jener sprengte fort. Die drei Zurückbleibenden hielten auf einem freien Platz im Walde still, der unfern dem Lager und hinter dem Heere lag, rings umgeben von sehr hohen und schönen Eichen. Der Kriegsmann hob die beiden Alten von den Pferden und sorgte für ihre Erquickung.

Nach einiger Weile sahen sie beim Hinblicke in die Waldestiefe etwas Leuchtendes darin, das immer näher kam. Und zugleich, wie es sich nahte, zog sich, als ob er aus der Luft hervorwüchse, ein Nebel um den Platz, wo sie saßen, so daß alle weitere Aussicht schwand. Mit eins verlor sich auch alles Geräusch vom Schlachtfelde her. Der Kriegsmann, der auf der Erde saß, fiel aus unwiderstehlicher Müdigkeit in Schlaf: die beiden Alten aber blieben munter und sahen einander verwundert an. „Ach," sagte die Frau, „mir wird so eigen, aber so wohl um's Herz!" Der Mann hatte nicht Zeit zu antworten; denn nun trat aus dem Nebel hervor, schlank und leicht und gleichsam schwebend ein junges Mädchen, in glänzendes Blau gekleidet und rosigen Antlitzes. Hinter ihr erschien eine hohe weiße Frau, mit einer silbernen Krone; die trat hervor und sprach: „Kennt Ihr uns wieder?"

Die Eltern ſanken andachtsvoll auf ihre Knie und neigten das Haupt. „Es iſt Eure Tochter," ſprach die Himmelskönigin; „umarmt ſie." Die Tochter neigte ſich zu ihnen nieder und eine nie gefühlte Seligkeit bebte durch die Glieder der Eltern, wie der Zögling des Himmels ihre Lippen im Kuß berührte.

„Es fehlt nun noch Einer," ſagte die Himmelskönigin, „aber auch dieſer kommt ſchon."

Indem ſahen ſie einen hohen jungen Mann, mit den Abzeichen königlicher Würde, ſich wankenden Ganges nahen. Er ſtützte ſich auf den Krieger, welcher die alten Leute begleitet hatte, und ſchien ſchwer verwundet. Wie er herankam, ſah der Greis, daß es kein Anderer war, als der Jäger, welcher ſie ſo oft in der Einſamkeit beſucht hatte. Aber er war nicht in der Stimmung, ſich weiter zu verwundern, ſondern eilte auf ihn zu, um ihn zu ſtützen und zu tröſten. Doch von dem Blutverluſt erſchöpft, ſank der König auf den Raſen nieder, als er die Stimme des Greiſes hörte. Von allem Uebrigen hatte er noch nichts geſehen.

„Ein ſchöner Traum" — ſagte er matt zu dem Alten — „verſprach mir vor Kurzem, daß ich bei Euch Alles finden werde, wonach mein Herz ſich ſehnt. Wo habt Ihr mein Bild? Ach, helft mir doch, daß ich glaube!"

Der Greis konnte nicht antworten und sah flehend nach der Himmelskönigin sich um. Da wob und wölbte sich vor ihm und dem Verwundeten ein lichtheller Regenbogen und in dessen Mitte stand die Königin mit der silbernen Krone, an ihrer Hand die Zöglingin, und Beide lächelten göttlich auf den schmerzlich ringenden König nieder, dem die Qual die Augen geschlossen. Da wurden seine Züge zusehends heiterer, er fühlte den himmlischen Einfluß und schlug die Augen lebendiger wieder auf.

„Ja, Du warst es!" sagte er — „Du das Bild, das ich im seligen Traume sah und seitdem einzig liebte! Und Du bist die Königin der Gnade! Ja es ist Wahrheit!"

Die beiden Alten hatten sich zu ihm gesetzt; die Frau stützte ihm das Haupt, der Mann trocknete ihm das Blut von der Seite.

„Es ist Wahrheit," antwortete ihm die Königin; „Du wirst es bald gewisser erfahren, denn Du kommst mit uns."

„O wie gern!" sagte er schwach; „und sie auch, wir Alle?"

„Fromme Eltern," sprach die Himmelsfürstin, — „Ihr

ſolltet Euer Kind auf Erden wiederſehen. Wollt Ihr es denn nun den irdiſchen Mühen übergeben, oder, da Ihr wiſſet, daß ſie lebt, wollt Ihr ſie dem Himmel laſſen? Auch die Liebe hat Rechte. Sie würde bei Euch ſich ewig ſehnen nach dem Himmel und nach dem, der ſie wahrhaftig am meiſten liebte."

„Ach," ſagte die Mutter, „könnten wir nur auch mit!"

„Ihr müſſet erſt die Herrlichkeit unſers großen Gottes preiſen; aber vor dem nächſten Winter folgt Ihr nach."

„Nimm ſie!" — ſagte der Vater — „was hätten wir für Willen außer Deinem?"

„Ja wohl," ſprach die Mutter, „wir ſehen ſie ja bald wieder."

„Amen!" ſagte die Himmelskönigin und winkte der himmliſchen Jungfrau. Dieſe hatte indeß bei dem ſterbenden Könige, Aug' in Auge blickend, geſtanden. Jetzt beugte ſie ſich mit dem heiligen Lächeln reiner Liebe zu ihm nieder und küßte ihn. In demſelben Augenblicke ſchloſſen ſich deſſen Augen und die Zeichen des Schmerzens verſchwanden aus den Zügen. Eine verklärte Geſtalt erhob ſich über dem entſeelten Körper und trat der himmliſchen Geliebten zur Seite; der Regenbogen blühte heller und ſchöner auf; alle Drei

schwebten von dem Waldgrunde empor; unmerkbar wuchs der Raum zwischen den Seligen und der Erde. Die Himmelskönigin hielt ihre Hände wie segnend ausgebreitet gegen den Greis und seine Frau, die auf den Knieen lagen, emporblickten und beteten.

Jetzt erwachten die beiden Kriegshauptleute, da eben der letzte Glanz in der Höhe sich verlor. Sie sahen den Leichnam ihres Königes und erhoben ein klagendes Geschrei. Dasselbe thaten die Hinzukommenden, welche das glückliche Ende der Schlacht hinterbringen wollten. Alle blickten einander weinend an und fragten sich vergebens um den Tod des Fürsten, bis der Greis hervortrat und das, was unter seinen Augen vorgegangen war, erzählte. Da lief ein heiliger Schauer durch die betrübten Herzen und Viele wurden von der Zeit an fromm.

Die Rede ging aus in das Volk und noch Manche hörten die Erzählung aus dem Munde der beiden Alten, die in stiller Erwartung der ihnen verheißenen Nachfolge zu ihrer Hütte umkehrten, wie denn auch der Leichnam des Königes in die dabei befindliche, neu aufgeschmückte Kapelle bestattet wurde. Man wollte ihnen eine bessere Wohnung bauen, aber sie schlugen es aus. Alle Tage kamen jetzt Fremde zu ihnen und zu des geliebten Königes Gruft, und

ſie berichteten dieſen Allen die erfahrenen Wunder göttlicher Gnade gern. An einem Herbſttage aber fand man ſie Beide zur Seite ihres Heerdes entſchlafen. Sie hielten einander noch Hand in Hand und ſchienen ganz ſanft in einem Lächeln geſtorben zu ſein.

Ihre entſeelten Hüllen wurden neben der des Königes in der Kapelle beigeſetzt und noch nach Jahrhunderten beſuchten fromme Menſchen dieſe letztere, um ſich im Glauben und Vertrauen zu ſtärken.